Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

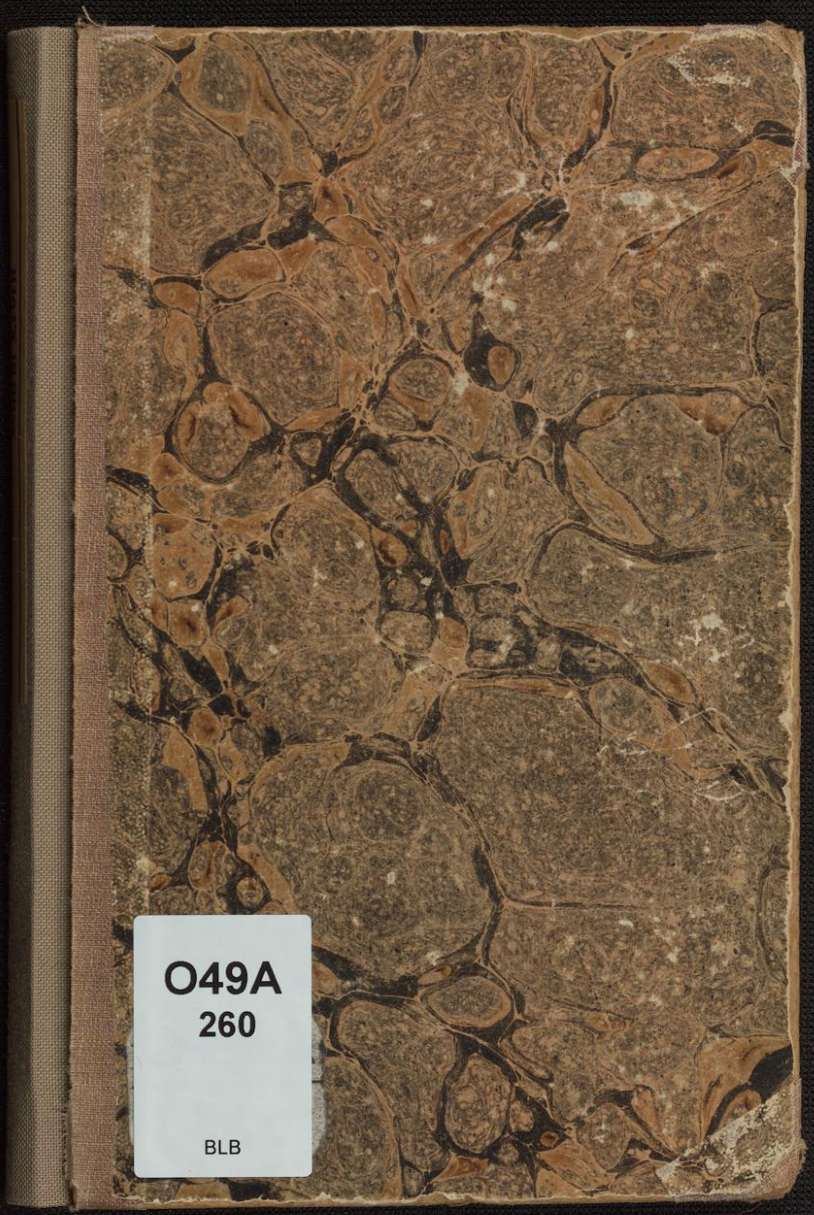
Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben

Weinbrenner, Friedrich

Heidelberg, 1829

urn:nbn:de:bsz:31-266337

Visual Library


O49A
260
BLB
BLB
BADISCHE
LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

1949 m. 2530
0 49
A 260

Friedrich Weinbrenner.

Denkwürdigkeiten aus seinem Leben,

von ihm selbst geschrieben.

Herausgegeben

und mit einem Anhange begleitet

von

Dr. Aloys Schreiber.

Heidelberg:

Druck und Verlag von Georg Reichard.

1829.

Badische Landesbibliothek

ZSB

Vorrede des Herausgebers.

Wiederholte Aufforderungen achtungswerther Männer veranlaßten meinen Freund, die Denkwürdigkeiten seines Lebens niederzuschreiben. Die Schlichtheit und Naivetät seines Charakters sind auch in dieser Selbstbiographie unverkennbar, und seine Freunde werden ihn darin ganz wieder finden.

Sein Schwiegersohn, Herr Hauptmann Holz in Carlsruhe, vertraute mir die Handschrift zur Herausgabe. Ich mußte manche Breiten wegschneiden und viele Sprachunrichtigkeiten verbessern, denn im Schreiben, wie im Reden, verwendete er wenig Sorgfalt auf die Sprache, und ließ sich gehen. Andere Verbesserungen durfte ich mir nicht erlauben, denn ich hätte gefürchtet, dadurch die Asche meines unvergeßlichen Freundes zu beleidigen.

Der Anhang enthält mein früher einzeln erschienenes Denkmal auf Weinbrenner. Ich lasse es hier wieder abdrucken, weil es die Ergänzung seiner Geschichte enthält, und auch nur in wenigen Exemplaren in den Buchhandel gekommen ist. Auch enthält es Einiges, was

Weinbrennern beim Aufzeichnen seiner Denkwürdigkeiten aus der Erinnerung entschwunden war.

Er hinterließ viele Freunde und Schüler, denen sein Andenken theuer ist. Einige, wie Joh. Heinr. Voß, Hebel ꝛc. sind ihm bereits nachgegangen in das Land der Ruhe; die meisten aber leben noch, und ihnen besonders wird dieser Nachlaß ein erfreuliches Geschenk seyn. Aber auch andere Künstler und Kunstfreunde werden diese Blätter nicht ohne Theilnahme lesen. Für mich ist es ein eignes Gefühl, den von ihm selbst behauenen, kunstlosen Stein auf sein Grab zu setzen, und ihm noch einmal das

Have anima Candida, pia!

nachzurufen. In diesem Augenblicke treten die Schatten meiner andern hingeschiedenen Freunde und Geliebten vor mich. Sinclair, Schenckendorf, Heinrich und Joh. Heinr. Voß, Jhlen, Dambmann, Baggesen und er, die Freude, der Stolz und der Schmerz meines Lebens, mein Theodor, mir ewig theure Namen! Ich ergreife fester eure Hand, ihr, die ihr mir noch geblieben, die mir die gütige Vorsehung noch gelassen, damit ich nicht ganz den Todten angehöre.

Baaden, am Grün-Donnerstage 1829.

A. Schreiber.

Einleitung.

Schon öfters wurde ich von Freunden, welche zum Theil meine Lebensgeschichte in Bruchstücken kennen, um den Zusammenhang und um die öffentliche Herausgabe angegangen; allein da ich zweifelte, ob dieselbe in unserer Zeit, wo die Geschichte der Schlachten mehr, als das stille, ruhige Leben des Künstlers die Aufmerksamkeit des Publikums an sich zieht, Viele interessiren möchte, unterließ ich solches, bis ich erst vor kurzem von einem bedeutenden deutschen Gelehrten aufgefordert wurde, ihm meine künstlerische Bildungsgeschichte mitzutheilen. Durch diese Veranlassung und den Gedanken, daß ich vielleicht hie und da einen talentvollen jungen Künstler, welcher wie ich in seinen früheren Jahren keine Gelegenheit gehabt, auf einer Akademie oder sonst durch Privatunterricht sich eine geregelte wissenschaftliche Bildung zu erwerben, aneifern könnte, um durch Fleiß noch alles nachzuholen, was er früher versäumte, bekam ich erst Lust zu dieser gegenwärtigen Zusammenstellung.

Da der Mensch meist durch seine Umgebung geleitet wird, und seine Beschäftigungen auf seinen ganzen Cha-

rakter wirken, so ist sein Streben und Vollbringen auch nicht wohl von seiner übrigen Lebensgeschichte zu trennen, indem, was er zu Tage fördert, meist seine Individualität bezeichnet.

Meine Geschichte, die ich hier ganz unbefangen ohne allen Schmuck erzähle, habe ich aus keinem Tagebuch gezogen, wie es Viele über ihr tägliches Thun und Lassen führen, sondern der ganze Inhalt ist mir als ein natürliches, oft im Schweiße meines Angesichts erworbenes Eigenthum so tief eingeprägt, daß ich denselben nicht so leicht vergessen werde. Ueberhaupt war es nie meine Gewohnheit, etwas schriftlich zu notiren, sondern als plastischer Künstler, der sich größtentheils mit Formen zu beschäftigen hat, suchte ich mir dasjenige, was ich zu behalten gedachte, bildlich, so wie es ungefähr die Lehre der Menemonik erheischt, einzuprägen. Diese Maxime, die ich freilich nicht jedermann anempfehle, weil sie mitunter von der Individualität abhängt, veranlaßte es auch, daß ich das in den Schulen erlernte Schreiben oder das Einkleiden der Ideen in Worte beinahe wieder verlernt habe, weil ich von meinen Schuljahren bis beinahe zu meinem dreißigsten Jahre solches wenig übte, und höchstens nur zu einem Brief anwendete, was dann freilich zu wenig war.

Bei Antretung meines Dienstes, der mit vieler Schreiberei verbunden ist, sah ich erst die Nothwendigkeit ein, mich als Baumeister auch schriftlich ausdrücken zu können, und es wurde mir deshalb im Anfang sauer, einen Bericht oder sonst etwas Schriftliches von Belang abzufassen, wozu keine Zeichnungen gehörten; sehr oft

wollte ich darum auch lieber zehn Bogen Papier überzeichnet, als nur einen überschrieben haben.

Oft habe ich mir deswegen auch selbst die bittersten Vorwürfe gemacht, daß ich die Schreiberei und, wenn ich mich mit Andern so ausdrücken darf, den todten Buchstaben, der öfters in Dienstverhältnissen so hoch geschätzt wird, daß selbst das Reelle des Dienstes darüber unbeachtet bleibt, neben meinen übrigen Studien so vernachlässigte; ich tröstete mich indessen damit, daß ich mir wegen meines Fleißes nichts vorzuwerfen hatte, und daß ich vielleicht in dem Kunstfach nicht so weit gekommen seyn möchte, wenn meine Bildung mehr ein Werk der Schule gewesen wäre.

Früh schloß sich in mir der Sinn für Formen und Töne auf, und besonders war es die Musik, welche schon auf den Knaben außerordentlich wirkte. Als ich zu lesen anfieng, war es mehr der Unterricht, der mich in einem Buche anzog, als die Darstellungsart, und dem blos Ergötzlichen konnte ich wenig Geschmack abgewinnen. Erst später, durch die Bekanntschaft mit den classischen Schriftstellern der Alten und Neuern, gewann ich auch für die Reize der poetischen Composition in den Dichtern eine entschiedene Neigung. Am mächtigsten sprachen mich aber überall die Werke der alten Architektur an, und ich konnte Essen und Trinken vergessen, und mich an den Ruinen eines alten Tempels, an einer Statue oder einem Basrelief u. s. w. unterhalten. Daneben schwatzte ich auch von Kunst und wissenschaftlichen Dingen so gerne, daß ich mich oft Nächte hindurch darüber unterhalten konnte, ohne Schlaf zu bekommen, oder den Uebergang

der Nacht zum Tag zu bemerken. Für den Umriß meines Charakters glaube ich noch hinzufügen zu dürfen, daß derselbe wohl frei von allem Bösartigen und Egoistischen ist, indem ich gern und eher Andern als mir selbst diene. Trotz meiner Beharrlichkeit in meinen Ansichten und Vorsätzen habe ich mich indessen von jeher gerne in den Willen meiner Freunde gefügt, und meine Meinung nur erst alsdann mit Standhaftigkeit zu behaupten gesucht, wenn es im Ernst einer wichtigen oder Ehrensache galt, und ich überzeugt zu seyn glaubte, daß meine Gegner Unrecht hatten. Wenn ich übrigens von Jugend auf für Kunst und Wissenschaft empfänglich und gelehrig gewesen, allein mich erst auf Reisen dem Studium der Kunst mit Ernst widmen konnte, so glich ich einem Blinden, welcher ohne Leitung sein Ziel selbst suchen muß. Daß daher ein Anderer mit gleichem Trieb und gleicher Liebe für die Kunst, die so vieler Studien und Hülfswissenschaften bedarf, durch eine gehörige frühzeitige Leitung geschwinder zum Ziele gelange, ist wohl nicht zu bezweifeln; allein welcher Mensch ist Herr seines Geschicks, das mit seinem Zeitalter und mit seinen Umgebungen meist so innig zusammenhängt?

So lange ich mich in Deutschland befand, gieng es mir übrigens mit der Kunst wie einem Hungrigen, der in einem Kochbuche liest, denn die Kunst daselbst konnte meine Neigung zu ihr nur vermehren, aber nie befriedigen. Italien, dem Sitz der Künste, habe ich hingegen vorzüglich meine geringen künstlerischen Ansprüche zu verdanken, und ich werde deshalb in dieser meiner Lebensgeschichte von meinem Aufenthalt in diesem so schö-

nen und interessanten Lande etwas umständlicheren Bericht geben.

Meine noch lebenden Freunde werden es mir verzeihen, daß ich in diesen Nachrichten, welche ich bis zu dem Augenblicke, wo ich in die Dienste meines Vaterlandes trat, mit unbefangener Treue aufgeschrieben, und wovon ich auch noch die Fortsetzung in gleichem Sinne abzufassen gedenke, sie zuweilen bei lustigen und ernsthaften Dingen namentlich angeführt habe; denn ihre Personen traten bei der Durchwandlung meiner Jugend und Jünglingsjahre zu lebhaft vor mich, als daß ich sie mit Stillschweigen hätte übergehen können. Ingleichen muß ich auch um billiges Urtheil bitten, wenn Einer oder der Andere meiner Freunde die Begebenheiten, die ich hier erzähle, mit andern Augen angesehen haben sollte, und darum dieselbe verunstaltet glaubt; eine Verschiedenheit der Ansichten ergiebt sich nothwendig, je nachdem man den Gegenstand von dieser oder jener Seite betrachtet und sich in dieser oder jener Stimmung befindet, ohne daß darum durch verschiedene Darstellung die Wahrheit verliere oder gewinne.

Abriß meines Lebens.

Ich wurde geboren zu Karlsruhe am 29. November 1766, in dem reichen und fruchtbaren Jahre, worauf ein so furchtbarer Winter folgte, daß, wie mir nachher oft meine Mutter erzählte, die Bäume in dem an unsere Wohnung angränzenden Eichwalde krachten und zersprangen. Mein Vater, Ludwig Weinbrenner, aus Menten bei Schwäbischhall, war Hofzimmermeister, mit der Tochter des ehemaligen Zimmermeisters Arnold in Karlsruhe verheirathet. Er hatte außer mir noch einen älteren Sohn und zwei Töchter. In der heiligen Taufe bekam ich die Namen Johann Jakob Friedrich. Meine Mutter hatte für mich eine große Vorliebe, weil ich, wie sie sagte, niemals wie meine übrigen Geschwister geweint und geschrieen hätte. Von der Natur erhielt ich einen starken, gesunden Körper und eine Lebhaftigkeit, die mich im frühesten Alter schon einigemale in Lebensgefahr brachte.

In meinem dritten Jahre, sobald ich nur an den Schlüssel eines Kastens reichen konnte, der in der Wohnstube stand, suchte ich die Thüre zu öffnen, hieng mich daran, und bediente mich derselben als einer Schaukel.

Ein oder zwei Jahre, so lang ich noch nicht schwer genug war, den Kasten zu überwichten, gieng dieses Spielwerk vortrefflich; allein nachdem ich größer und schwerer geworden, stürzte der Kasten einst plötzlich über mich, doch kam ich zum Glück in denselben hinein zu liegen. Durch diesen Fall und durch das Getöse der alten porcelänenen Weinkanne, Teller und Tassen, welche oben auf dem Kasten zur Zierde in Pyramidalformen aufgestellt waren, und in tausend Stücke zerbrachen, kam meine Mutter erschreckt und wehklagend aus dem Nebenzimmer herbei und glaubte mich todt unter dem Kasten liegen. Indeß sie das Gesinde herbeirief, um mich hervorzuziehen, suchte ich sie aus dem Kasten heraus zu trösten und zu versichern, daß ich noch lebte und keinen Schaden genommen hätte. Beim Aufheben des Kastens fand man mich in demselben bei zugeklappter Thüre unter dem Leinenzeug und andern Kleidungsstücken liegen, so daß ich zu meiner Mutter Freude gleich einer Schnecke aus ihrem Hause ganz wohlbehalten herauskroch. Außer diesem Vorfall lief ich noch manche Gefahr, wozu mich meine kindische Phantasie verleitete, allein ich übergehe diese Vorfälle, und will nur noch eines einzigen erwähnen, weil er etwas Charakteristisches hat.

Ich war sechs Jahre alt, als ich eines Sonntags ganz neu gekleidet wurde, was mir gar wohl gefiel. Um mich in meinem Putz zu zeigen, gieng ich in ein zweites Haus meiner Eltern, welches mit dem Wohnhause mittelst eines Anbaues von vorn, von hinten aber durch einen Hof zusammenhieng, und von einer Familie zur Miethe bewohnt wurde. Bei der Rückkehr zu meinen El-

tern kam mir der Einfall, durch den sehr großen Bauhof mit verschlossenen Augen zu wandern. Als ich nun den Weg mit fest zugedrückten Augen verfolgte, kam ich zu weit rechts, und fiel in eine große, tiefe Grube, welche zur Auffassung des Regenwassers angelegt, und dazumal ganz mit unreinem Wasser angefüllt war. Trotz dieses Zufalls bestand ich noch auf meinem Vorhaben, und watete in der Grube herum, das Ufer mit den Händen suchend, bis ich die Stimme meiner Mutter vernahm, wo ich dann schnell die Augen öffnete, und von ihr aufs Trockne gezogen wurde. Aehnliche Kinderstreiche, welche jedoch alle blos mehr oder minder meine frühzeitige Rührigkeit bezeichneten, indem ich meines Wissens niemals etwas zum Verdruß oder Nachtheil anderer Menschen unternommen, verübte ich noch viele. Meine natürliche Lust zur Arbeit und die tägliche Ansicht des Bauhofes meines Vaters, wo täglich dreißig bis vierzig Menschen mit Zimmerarbeit beschäftigt waren, erweckten übrigens schon in meinem sechsten Jahre zur Erlernung des Zimmerhandwerks eine so große Begierde in mir, daß ich bereits zu dieser Zeit nach Beil, Hobel, Säge, Meißel u. s. w. griff, und für mich und meinen Kameraden allerlei Spielsachen, als kleine Gebäude, Vogelkäfige, Meisenschläge u. s. w. zu verfertigen suchte. Der Beifall, den ich mir durch dergleichen Spielereien bei meinen Kameraden und auch sehr oft bei Erwachsenen erwarb, nährte in mir nicht nur diesen natürlichen Hang, sondern machte mir auch die Uebung und Erlernung solcher Arbeiten weit angenehmer, als mein Schulunterricht mir war. Ob ich gleich in der Schule nicht für den Schlechtesten

galt, so hatte ich doch nie eine besondere Neigung für Erlernung der Sprachen, und besonders hegte ich eine wahre Antipathie gegen alles Memoriren, indem es mir lächerlich vorkam, aus einem Buche von Wort zu Wort auswendig zu lernen, und wie Vögel nachzuplappern. Wenn ich daher ein Geschichtchen oder sonst etwas Interessantes gehört oder gelesen hatte, so strengte ich mich oft an, um einem Kameraden solches mit ganz andern Worten und nur dem Sinn nach wieder zu erzählen. Dadurch fiel es mir zuletzt nicht mehr schwer, ein Mährchen oder sonst eine Geschichte in eine andere Gestalt und Form einzukleiden. Von all meinem früheren Unterricht war mir jedoch das Rechnen und Schönschreiben, das Lesen von Biographien berühmter Männer, so wie auch das Zeichnen und Musiciren in öffentlichen so wie in Privatstunden das Angenehmste.

Da ich meinen Vater schon in meinem achten Jahre verlor, so wurde ich zwar von meiner Mutter noch zu allem jugendlichen Unterricht angehalten, allein Latein zu lernen, wie mein älterer Bruder, wollte mir um so weniger in den Kopf, da die Arbeiter meiner Mutter ihn deswegen verspotteten und mich in meiner Neigung zum Zimmerhandwerk bestärkten. Darum suchte ich mich allem öffentlichen Unterricht, in so weit er nach meiner Meinung nicht in mein künftiges Fach taugte, so viel möglich durch allerlei Kunstgriffe zu entziehen und meine Stunden nur in so weit zu nützen, daß ich mit Ehren in der Schule und mit meinen Kameraden bestehen konnte; denn in der That besaß ich doch auch von der andern Seite wieder so viel Ehrgefühl, daß ich nie getadelt oder

der Schlechteste seyn wollte. Außerdem war ich in Leibesübungen, als Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Voltigiren, auf Stelzen gehen und sogar im Seiltanzen vorzüglich geschickt. Der Drang, das Zimmerhandwerk zu erlernen, war, bis ich aus der Schule kam, so groß, daß ich in meiner Unschuld oft Gott auf den Knieen bat, daß er die Welt nicht untergehen oder mich sterben lassen möchte, bevor ich mich nicht in diesem Fache ausgezeichnet und so berühmt gemacht hätte, wie dieser oder jener Meister, der das Darmstädter Exercierhaus, die vormalige Rheinbrücke bei Schaffhausen, oder sonst etwas Merkwürdiges gebaut, was mir durch die Erzählung unserer Arbeiter bekannt und von ihnen als erstaunungswürdig angerühmt worden war.

Neben diesen meinen Wünschen hörte ich nicht auf, mich im Zeichnen, Modelliren u. s. w. in den Nebenstunden zu beschäftigen, und wie ich mehr heranwuchs, suchte ich auch größere Modelle zu verfertigen, und selbst in meiner Mutter Zimmerhof, welche als Wittwe das Gewerbe meines Vaters fortführte, legte ich Häuschen an, groß genug, mich mit meinen Kameraden darin aufzuhalten, und in einer darin angebrachten unterirdischen verborgenen Pieçe vor meinem Hauslehrer zu verstecken, wenn ich meine Lection nicht gelernt hatte. Mit solchen Spielereien beschäftigte ich mich immer in den Nebenstunden ohne eine weitere Anleitung, und ich war stolzer darauf, mich in dergleichen Dingen als beim Unterricht der Schule auszuzeichnen.

Mit meinem vierzehnten Jahre wurde ich confirmirt und, wie ich damals mir sagte, aus dem öffentlichen

Schulunterricht, wo mir alles so mechanisch und trocken vorkam, erlöst. Mit innigster Begierde suchte ich nun all das Wissen der Zimmerprofession zu erlernen, und in dem ersten Jahre, da ich auch noch einen besondern Unterricht im Zeichnen der Maschinen und allen bei der Zimmermannskunst vorkommenden Werksätze, Stiegen u. s. w. bei dem verstorbenen Kunstmeister Fahsold nahm, brachte ich es schon so weit, daß ich nicht nur größtentheils alle in der Zimmerei vorkommenden künstlichen Verbindungen, und was dazu gehört, besser begriff, sondern auch hierin bald den Vorsteher unsrer Arbeiter übersah.

Im Jahr 1782, als ich gerade 15½ Jahr alt war, und mein älterer Bruder, welcher ebenfalls das Zimmerhandwerk erlernt hatte, auf Reisen gehen sollte, starb auch meine Mutter, und da es uns zurückgebliebenen vier Kindern von Seiten des Staats erlaubt wurde, das Metier unserer Eltern bis zu meines Bruders Zurückkunft von Reisen, unter der Aufsicht von zwei Vormündern fortzuführen, so war ich genöthigt, bis zu jenem Zeitpunkt die Geschäftsleitung besorgen zu helfen. Diese Bestimmung und meine Ehrbegierde veranlaßten es denn auch, daß ich in meinem sechszehnten Jahre schon einige bürgerliche Gebäude nicht nur allein durch die Angabe des Zimmerwerks, sondern auch in den Maurer- und andern Arbeiten dirigirte. Da mir bei diesen meinen Geschäften nicht nur die Ausführung, sondern auch manche Entwürfe für Gebäude vorkamen, indem ich durch meine Unternehmungen mehr Kredit erhielt, als ich verdiente, so wendeten sich oft Leute an mich, um von mir Belehrungen in Bausachen zu erhalten.

Wenn ich bis zu meinem sechszehnten Jahre die erste Epoche meines Lebens zähle, so muß ich hinsichtlich der zweiten bemerken, daß mich damals der Gedanke, die ganze Zimmermannskunst bereits inne zu haben, sehr traurig machte, denn ich fand darin gar wenig Befriedigendes, weil ich wohl fühlte, daß man sich mit derselben keinen Namen und noch viel weniger berühmt machen könne. Außerdem war ich auch durch das Zutrauen von vielen Personen, rücksichtlich meiner vermeinten vielumfassenden Kenntnisse in der Baukunst, so beschämt, daß ich alles aufbot und mir ganze Tage und oft beinahe ganze Nächte hindurch Mühe gab, um mich dieses Zutrauens würdig zu machen.

Das erste, was ich zu meiner weiteren Bildung für nöthig hielt, war das Studium der reinen und angewandten Mathematik, und besonders das topographische Planzeichnen, indem ich glaubte, daß ich mit der Fertigung von Baurissen bald im Reinen sey, und es jetzt nur noch darauf ankomme, ganze Distrikte aufzunehmen und zu zeichnen. Zur Erlernung der topographischen Planzeichnung bot sich mir bald eine erwünschte Gelegenheit dar durch einen meiner Kameraden, welcher sich dem Ingenieurfach widmete, und von mir die Baukunst erlernen wollte. Ob ich gleich dazumal noch wenig Unterricht in der Baukunst geben konnte, und dessen noch vielmehr selbst bedurfte, so übernahm ich doch diesen Antrag, um dagegen Unterricht im Planzeichnen u. s. w. zu erhalten. Da mein Kamerad und ich den ganzen Tag über mit andern Geschäften beladen waren, so wählten wir hiezu im Sommer die Morgenstunden von 4 bis 6

und im Winter die Stunden nach dem Nachtessen, wobei wir auch die mathematischen Wissenschaften mit einander durchgiengen. Da nun diese Stunden sehr oft in die Zeit fielen, wo meine Schwestern schlafen wollten, und ich deshalb mehrmals von ihnen den Vorwurf bekam, durch das Oeffnen und Schließen der Thüren ihren Schlaf zu stören, so nahm mein Freund gewöhnlich den Weg durch mein Kammerfenster. Dieser ungewöhnliche Ein- und Austritt machte die Nachbarn und besonders meinen nachherigen Protektor, den verstorbenen Badischen Artilleriemajor Lux, aufmerksam auf unsere frühe Zusammenkunft. Eines Morgens, als mein Freund, wie gewöhnlich, seine unbequeme Passage zu dem Fenster des unteren Stocks herein nahm, folgte er demselben bis zu dem Fenster, und sagte zu uns, nachdem er uns einen guten Morgen gegeben: „Meine Herren, Sie machen sich einander sehr frühe Besuche; darf ich mich nicht auch bei Ihnen einstellen? Allein Sie müssen mir Ihre Hausthüre öffnen, denn der Weg durchs Fenster ist mir zu hoch.“ Nachdem nun Major Lux, der ein äußerst gebildeter und wissenschaftlicher Mann war (dessen Asche ich hier noch meinen Dank für seine mir erwiesene Leitung bringe), unsere Arbeiten und gegenseitige Instructionen gesehen hatte, freute er sich über unsere Lernbegierde, und rieth mir an, ich sollte aufs neue das Gymnasium besuchen, um die reine und angewandte Mathematik, so wie die Physik gründlich zu erlernen, und das, was ich bisher in dem Schulunterricht versäumt, so viel wie möglich nachzuholen. Durch Befolgung dieses Raths wurde mir erst klar, wie weit ich noch zurück sey, und es war nun mein

eifriges Bestreben, trotz meiner täglichen Geschäfte mir die Vorlesungen über obgenannte Wissenschaften möglichst zu Nutze zu machen. Ungeachtet ich bis dahin verschiedene Bücher über die Kunst und besonders über die Baukunst gelesen hatte, fehlte es mir doch gänzlich an den für das höhere Studium der Baukunst unentbehrlichen Vorkenntnissen, weil sich dazumal niemand in Karlsruhe fand, welcher die Architektur gründlich kannte. Alles, was ich daher in der Architektur, außer den gewöhnlichen Holz- und Steinconstructionen eines gewöhnlichen Handwerksmanns, hier erlernen konnte, beschränkte sich auf die fünf Säulenordnungen nach Vignola u. s. w., so wie auf die Ausführung eines Bürgerhauses nach dem damaligen sogenannten französischen Styl. Dann, außer einem sehr beschränkten Freihandzeichnungs-Unterricht, habe ich für das Studium der Kunst nur mit vieler Mühe die Anfangsgründe in der perspectivischen Zeichnungslehre zuerst nach Pater Bozzo und später nach Lambert einstudirt, weil sich hier niemand vorfand, der diese Wissenschaft gründlich verstand, und mir darin hätte Anleitung ertheilen können.

Außer diesen meinen Studien, die ich jedoch bis zu meiner Abreise von Karlsruhe, wo ich gegen 20½ Jahr alt war, sehr leidenschaftlich neben meinen übrigen Tagsgeschäften betrieb, machte ich in der Zwischenzeit auch einige Excursionen nach Strasburg, Mannheim und Stuttgart, um in diesen Städten etwas Bedeutenderes von Kunst ausgeführt zu sehen. Dadurch wurde meine Wißbegierde und mein Hang für die Kunst neuerdings belebt, und immer stärker erwachte in mir der Trieb,

mich über die Schranken des Handwerks zu erheben. Ein Freund, der mich im Landchartenzeichnen unterrichtete, starb zwei Jahre vor meiner Abreise, welches mir den Vortheil brachte, daß ich nun selbst mit mehr Lust und Thätigkeit fortarbeiten mußte. Hier glaube ich auch noch bemerken zu müssen, daß der häufige Besuch des Theaters, wo ich keine Vorstellung mehrere Jahre hindurch versäumte, und mich mit unsern Arbeitern, welche den Mechanismus der Bühne zu besorgen hatten, jedesmal dabei einfand, wenn nicht direct, doch indirect manches zu meiner Bildung beigetragen habe, denn ich sah hier das Leben in einer andern und höhern Bedeutung, als es mir bisher erschienen war.

Da ich in dieser meiner Lebensbeschreibung meine Individualität zu schildern wünsche, um mein Benehmen in dem wirklichen praktischen Leben zu zeigen, so erlaube ich mir, etwas Weniges über meine moralische und religiöse Denkungsweise hinzuzufügen. Von Natur hatte ich als ein gesunder, lebhafter und belebter Knabe von Jugend auf viel Liebe und Neigung zu dem schönen Geschlecht, und ich erinnere mich noch sehr wohl, daß ich in meiner Jugend oft mit Vergnügen gesehen, wie ein älterer Jüngling vertraut Arm in Arm mit einem Mädchen spazieren gieng, und bedauerte damals nur, daß ich noch nicht groß genug war, um mir gleichfalls ein solches Vergnügen zu verschaffen. Allein da ich zum Jüngling herangereift war, und mich übrigens sehr gern in weiblicher Gesellschaft befand, habe ich mir jedoch niemals diese Freiheit herausgenommen, und ich glaube wohl behaupten zu können, daß meine Frau das erste Frauen-

zimmer war, an deren Seite ich öffentlich erschien. In vertrauten Zirkeln war ich übrigens mit Frauenzimmern immer gerne zusammen, und das bloße Berühren ihrer Kleider konnte mich oft schon entzücken, und ein Handkuß sogar glücklich machen; dabei war ich jedoch weit entfernt, mich in Liebesverständnisse einzulassen, weil ich mich auf keine Weise binden wollte, so lange der weite Weg zum Ziele des Künstlers noch vor mir lag.

Zum tüchtigen evangelischen Christenthum hatten auch meine Eltern schon frühzeitig mich angewiesen, indem mich mein Vater, als ich kaum gehen konnte, schon mit sich in die Kirche nahm, und mich mit meinen Geschwistern auch jeden Abend ein lutherisches Abendlied vorsagen oder absingen ließ, wobei ich immer in Gesang und Andacht vor meinen Geschwistern mich auszeichnete. Nach dem Tode meines Vaters forderte meine Mutter ihre Kindrr so fleißig zum Gebet und zum Lesen in der heiligen Schrift auf, daß es wohl wenige Stellen in derselben giebt, von denen mir nicht noch etwas im Gedächtniß geblieben wäre. Ungeachtet mir mein französischer Sprachmeister, der ein katholischer Exgeistlicher war, schon frühzeitig bei seinem Privatunterricht mehr von seinen religiösen Meinungen als Sprachkenntnisse beizubringen suchte, so konnte mich derselbe doch nicht in meinem Glauben wankend machen, und ohne zu frömmeln, oder mir auch nur im geringsten den Anschein von Pietät zu geben, setzte ich dennoch mein Zutrauen immer auf das Gebet und die Verehrung des höchsten Wesens fort. Und mein Zutrauen auf das Gebet war bis zu meinem fünfzehnten Jahre so groß, daß ich mir mit dem-

selben, wie die heilige Schrift sagt, Berge zu versetzen und selbst meine Mutter von ihrem langwierigen Krankenlager wieder von Gott zu erbitten für möglich glaubte. Nachdem ich aber einsah, daß das Gebet, welches ich wegen der Genesung meiner Mutter jeden Morgen und Abend auf den Knieen verrichtete, nichts geholfen, sondern daß sich Alles nach der göttlichen Anordnung richte, fieng ich an natürlicher zu denken, und wurde deshalb mit meinem Bitten auch bescheidener, so daß ich nachher nur das Mögliche von Gott zu erflehen suchte. Später schien mir eine Religion, die sich blos auf Moral gründet, zwar hinreichend für einzelne Menschen, allein ich übersah dabei nicht, daß, so lange Menschen Menschen bleiben, und nicht alle zur gleichen Erkenntniß gebracht werden können, kein bloßes philosophisches Raisonnement, sondern auch eine Belebung unserer Sinne für die allgemeine und im Leben wirksame Moral nöthig sey, und unser Gemüth selbst durch den Cultus höher gehoben werde. Ob ich gleichwohl allen Schein der Frömmelei zu vermeiden suchte, so gab mir mein Aeußeres doch späterhin ein besonderes frommes Ansehen, so daß mich Pietisten und andere fromme Secten oft für ihren Mitbruder ansahen, worüber sich meine Freunde bisweilen lustig machten. Selbst in Rom, wo ich mit vielen andern Fremden dem Examen der Geistlichen in den orientalischen Sprachen beiwohnte, hielten mich diese Propagandisten für einen Geistlichen, und ob ich wollte oder nicht, so war ich genöthigt, mir nach der dasigen Sitte von allen den jungen Geistlichen bei ihrem Weggehen die Hände küssen zu lassen, während neben mir wirkliche

Geistliche von denselben als Weltkinder angesehen und nicht beachtet wurden. Aehnliches begegnete mir auch sonst, und zur Zeit der französischen Revolution hat mich dieses ehrwürdige Ansehen oft in die größte Verlegenheit gesetzt, indem man mich überall für einen französischen emigrirten Geistlichen nahm.

Zu der Zeit, als mein Bruder schon ein Jahr von Reisen zurück war, und das Metier unsrer Eltern übernommen hatte, fügte es sich gerade im Frühjahr 1787, daß ich einen Antrag nach Zürich zu reisen bekam, um daselbst die Aufsicht über die Ausführung eines projectirten neuen Kornhauses zu übernehmen. Mit Vergnügen folgte ich diesem Ruf, der mir über Strasburg durch einen dasigen Freund zugekommen war, weil ich ohnehin in diesem Jahr auf Reisen gehen wollte, und bisher mit mir selbst nicht einig werden konnte, welchen Weg ich für meine weitere Ausbildung nehmen, und ob ich zuerst Deutschland oder Frankreich besuchen sollte.

Da ich gewohnt war, mir seit meinem vierzehnten Jahre meinen eigenen Unterhalt neben meinem übrigen Studium selbst zu verdienen, so wollte ich aus Sparsamkeit das mir von meinen Eltern zugekommene Vermögen nicht ohne Noth angreifen; es war aber schwer, einen Platz zu finden, wo ich meinen Unterhalt gewinnen, und daneben auch mein Studium fortsetzen konnte. Der Ruf nach Zürich war mir deshalb in jeder Rücksicht willkommen, und für mich auch sehr geeignet. Binnen der zwei Jahre, welche ich in Zürich zubrachte, suchte ich mich etwas weniges im Radiren und Kupferstechen einzuüben, und machte einige für mich äußerst

interessante Schweizer Reisen auf die Alpen und Gletscher mit Herrn Ingenieur Fees, der mit dem Reisebarometer verschiedene Berghöhen für das Usterische Schweizermodell bestimmte. Meine Berufsgeschäfte waren im Wesentlichen dieselben, wie ich sie früher zu Hause betrieben. Zwar hatte ich nicht so viele Gelegenheit, etwas Erhebliches in dem Baufach zu erlernen, indem das Kornhaus, wegen dessen ich nach Zürich berufen war, nicht gebaut wurde, und ich mich deshalb nur mit der Aufsicht bei Errichtung einiger Wohnungen und verschiedener Land-Oekonomie-Gebäude, wozu ich jedoch größtentheils die Pläne selbst entwarf, begnügen mußte; allein die Bekanntschaft, welche ich mit so manchen geschickten Künstlern und interessanten Kunstfreunden in Zürich zu machen Gelegenheit fand, war für mich von äußerster Wichtigkeit, und die Achtung, die man mir dazumal als einem jungen thätigen und wissenschaftlichen Manne angedeihen ließ, gab meinem Bestreben nach Vervollkommnung immer mehr Festigkeit, ohne daß ich übersehen hätte, was mir noch mangelte. Dadurch, daß ich in Zürich einigen jungen Malern Unterricht in der perspectivischen Zeichnungslehre gab, und mir durch meine übrigen architektonischen Arbeiten einigen Kredit bei den älteren Künstlern daselbst erwarb, lernte ich im Umgange mit diesen Männern zuerst das Handwerksmäßige von der Kunst unterscheiden, und dadurch lernte ich nun allmälig das weite Feld überschauen, welches ich zu durchwandeln hatte.

Ob es mir gleichwohl in Zürich gut gieng und keine Nahrungssorgen mich drückten, und ich als ein junger

Architekt mehr geachtet wurde, als ich vielleicht verdiente, so fühlte ich doch die Nothwendigkeit, für meine Fortbildung andere Hülfsmittel aufzusuchen, und ich nahm mir deshalb vor, nach Paris zu reisen, mich aber noch zuerst etwas in der französischen Schweiz aufzuhalten, um der französischen Sprache mächtiger zu werden, worin ich noch sehr zurück war. Da ich nun außer den interessanten Schweizergebirgen, Thälern und Seen auch die vorzüglichsten Schweizerstädte kennen zu lernen wünschte, nahm ich von Zürich den Weg zu Fuß über Aarau, Bern, Biel, Neuchatel, Moudon, Lausanne bis Genf, und da mir Lausanne wegen seiner vorzüglichen Lage am besten gefiel, so kehrte ich von Genf wieder dahin zurück, um mich daselbst mit Ernst auf die französische Sprache zu legen. Obgleich dies in Lausanne meine Hauptbeschäftigung war, zeichnete ich doch auch sehr fleißig Landschaften nach der Natur, und componirte zu Hause Gebäude.

Außerdem übernahm ich auch aus Oekonomie und zur Erleichterung der Ausgaben einige Musikstunden auf der Flöte, und aus Mangel eines bessern Meisters und weil mir, da sich dazumal sehr viele junge Engländer in Lausanne aufhielten, dieser Unterricht sehr gut bezahlt wurde, auch überhaupt die Musik von jeher ein leidenschaftlicher Gegenstand für mich war, so stand ich deshalb oft mit mir selbst im Widerspruch, ob ich die Baukunst verlassen und mich dem weitern Studium der Musik widmen sollte, da ich ohnehin außer der Flöte auch noch das Fagot und die Violine zu spielen verstand; allein der Zufall führte mich zu meiner ersten Bestimmung

zurück. Im Spätjahr 1789, als ich ein halbes Jahr in Lausanne zugebracht, bekam ich einen Brief, worin ich wegen des Todes meiner Schwester nach Hause berufen wurde.

Ich blieb den Winter über in Karlsruhe. Durch den Tod meiner älteren Schwester hatte ich einige tausend Gulden ererbt, und machte jetzt allerlei Entwürfe, dieses Geld zu meiner weiteren Ausbildung zu verwenden. Meine Vormünder wußten allerlei dagegen einzuwenden, und meinten, zur Fortsetzung des väterlichen Gewerbes seyen weder große Reisen, noch kostbare Studien erforderlich. Ich war inzwischen mündig geworden, und folgte dem inneren Antrieb. Bald fand sich auch die Veranlassung zu einem Reiseplan.

Herr von Haller aus Bern hatte mit mir das Gymnasium in Karlsruhe besucht, und befand sich in dieser Zeit in Mannheim, wo er auf Kosten seiner Regierung die Baukunst studirte. Wir waren Freunde, und ich theilte ihm meinen ersten Gedanken mit, nach Paris zu gehen. Er hielt es für zweckmäßiger, nach Wien und später von da nach Dresden zu gehen, und an den dortigen Akademien unsere Studien fortzusetzen. Dieser Plan hatte die ganze Billigung meines väterlichen Freundes, des Major Lutz, zumal da ich auf diesem Wege einen Gefährten hatte, den Freundschaft und gleiche Beschäftigungen mit mir verbanden. Bevor wir die Reise antraten, verlangte Herr Major Lutz, daß ich dem damaligen Minister, Freiherrn von Edelsheim, dem Freunde von Mengs und warmen Beförderer aller Kunst und Wissenschaft, der mich kannte und mit welchem Lutz

auch schon wegen meiner gesprochen hatte, eine Bittschrift übergeben sollte, um eine Unterstützung zu erhalten, wie sie auch schon andern jungen Künstlern gegeben worden war, und die Zusicherung einer Anstellung bei meiner Zurückkunft.

In vollem Vertrauen, daß mir auf die Empfehlung meines alten Freundes und die Vermittlung des Ministers wenigstens eine von meinen beiden Bitten von unserm humanen Fürsten gewährt werden würde, gieng ich einige Tage, nachdem ich meine Vorstellung übergeben hatte, selbst zu dem Herrn von Edelsheim, um mein Gesuch noch mündlich bei demselben zu betreiben; allein ich erhielt die Antwort, daß er zwar mein Schreiben gelesen habe, aber auf die Gewährung meiner Bitten bei Sr. Durchlaucht nicht antragen könne, weil ich für meine Reisen und Studien eigenes Vermögen besäße, und der Zusicherung eines Dienstes nach meiner Zurückkunft gar nicht bedürfte; denn wenn ich nichts gelernt hätte, so könnte man mich nicht gebrauchen, würde ich aber als ein geschickter Mann in mein Vaterland zurückkommen, so würde mir eine Anstellung nicht entgehen; übrigens sollte ich ihm sagen, wohin ich zu reisen gedächte, er für seine Person wolle mir an alle Orte, wo er Freunde hätte, Empfehlungen mitgeben.

So redlich und gerecht übrigens diese Aeußerung war, so nahm ich solche doch nicht so auf, und sie mußte etwas Abschreckendes haben für einen jungen Menschen, vor welchem eine ungewisse Zukunft lag. Mein alter Freund Lux suchte mich indessen zu ermuthigen, und so trat ich denn heitern Sinnes im Frühjahr 1790 mit Haller

die Reise an. Wir giengen von Karlsruhe über Stuttgart, Regensburg, und von da auf der Donau nach Wien, wo jetzt eine andere Periode für meine künstlerische Bildung begann, weil ich mir vornahm, mich blos auf das höhere Studium der Architektur zu legen. Ich war jung, kräftig, gesund, vor mir lag eine schöne Laufbahn, und selbst das Ungewisse der Zukunft gab meinen Entwürfen einen kühnern Schwung. Die schöne Wasserfahrt auf der Donau gewährte mir ein eben so neues als anziehendes Schauspiel. Pfeilschnell flog unser Schiff zwischen Bergen, anmuthigen Thälern, heitern Städten, einsiedlerischen Klöstern und freundlichen Dörfern hin, und so flüchtig die Eindrücke waren, so blieben sie mir doch fest in der Erinnerung. Unsere Reisegesellschaft war zahlreich und bestand aus Personen von allerlei Ständen.

Da mein Reisegefährte, so wie ich, Musikliebhaber war, so griffen wir manchmal nach unsern Instrumenten, und ermunterten die Gesellschaft zu einem Gesang, bisweilen auch zu einem Tanze, und so schwanden uns die Stunden schnell und fröhlich hin, bis wir endlich am Ziel unserer Reise, bei der großen und so schön situirten Kaiserstadt anlangten.

Ob ich gleich bisher viele Städte gesehen, und daher nicht als ein Neuling in die große Welt trat, so machte doch Wien mit seinen vielfach belebten Straßen einen ganz besonderen Eindruck auf mich. Noch mehr ward ich durch die von Kaiser Joseph errichtete vortreffliche Kunstakademie überrascht; das weitläufige Gebäude erschien mir wie eine kleine Stadt, von lauter Professoren und jungen studirenden Künstlern bevölkert, was mich, der

ich noch keine solche öffentliche Kunstanstalt gesehen, mit wahrer Ehrfurcht gegen die gewählte Laufbahn erfüllte; denn ich sah hier die verschiedenen Kunstfächer mit hohem Ernst und der regsten Theilnahme unter Protection des Staates betreiben. Nachdem wir unsere Empfehlungsbriefe, die wir von Haus mitgebracht, übergeben, die Stadt flüchtig durchgangen und in Augenschein genommen hatten, ließ sich mein Reisegefährte und ich als Schüler auf der Akademie aufnehmen, was wegen unserer Empfehlungen nicht schwer fiel. Als Schüler dieser so einzigen Akademie, wozu schon Maria Theresia den Grund gelegt, und die sich unter Kaiser Joseph zu einer der ersten derartigen Anstalten erhob, besuchten wir sehr fleißig die architektonischen und mathematischen Lehrstunden, die erstern unter den beiden Professoren Fischer, die letztern unter Professor Böck. Neben diesen meinen Hauptstudien nahm ich auch noch einige Stunden in der Freihandzeichnung, sowohl in Figuren als Landschaften, bei den Professoren Maurer und Brand, so daß ich den ganzen Tag volle Beschäftigung hatte, und mir nur die Morgen- und Abendstunden zum Lesen, Musiciren und zur Erholung übrig blieben.

Was meine persönliche Ansicht von Wien betrifft, so dünkt mich auch jetzt noch, nachdem ich so manche andere Stadt kennen gelernt, daß wenige in ihrer Lage und in ihren Einrichtungen sich mit der alten Kaiserresidenz vergleichen können. Unter den Gebäuden in Wien war mir vorzüglich die dasige gothische Kathedrale oder Stephanskirche merkwürdig und interessant. Ich hatte zuvor schon das Strasburger und Freiburger Münster, so wie auch

noch verschiedene andere gothische Gebäude in der Schweiz nicht blos oberflächlich, sondern verschiedene male theilweis gesehen und studirt, und so war mir eine Vergleichung dieses Gebäudes mit jenen eben so angenehm als lehrreich. Rücksichtlich der äußeren Form muß ich dem Strasburger Münster den Vorzug geben, indem sich dieses Gebäude an seiner vordern Seite weit majestätischer in seiner perpendiculären Gestalt himmelan erhebt, während die andern durch ihre allzu pyramidalartige Formen eine ängstlich berechnete Festigkeit zeigen, was den Eindruck der Größe, Kühnheit und Leichtigkeit vermindert. An dem Münster in Strasburg scheint es mir ein glücklicher Gedanke, daß beide Thürme (wovon jedoch nur einer ganz ausgeführt worden) auf den Seiten angebracht sind, so daß hiedurch auch zugleich die Kirche in der Hauptfaçade mit gesehen werden kann. Bei der Stephanskirche in Wien und dem Freiburger Münster verdeckt hingegen der Thurm die Kirche, und sie scheint deshalb nur ein untergeordneter Theil zu seyn.

Rücksichtlich der vielen Gänge, welche der Erbauer mit der Kunst eines Dädalus, ohne das Ganze zu unterbrechen, zu allen Theilen der äußern Ansichten gelegt hat, um solche auch nöthigenfalls ohne alle Eingerüstung wieder revariren zu können, verdient dieses Gebäude noch eine besondere Bewunderung vor den beiden andern. Nach den Gängen, Balkons, Terrassen und Treppen zu schließen, welche ich mehr als einmal außerhalb an den Façaden und oben auf dem Gebäude durchwandert habe, glaube ich wohl behaupten zu dürfen, daß dieselben, in einer geraden Linie an einander gesetzt, wohl einige

Stunden Wegs ausmachen. Bei allen diesen Vorzügen, die das Strasburger Münster vor den andern hat, ist es übrigens zu bedauern, daß dasselbe an manchen Stellen nicht ausgebaut worden, und daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Chor durch eine Feuersbrunst beinahe ganz zerstört und dann in einem abgeschmackten Styl, welcher weder gothisch noch römisch ist, wieder aufgebaut worden.

Von diesen drei gothischen Gebäuden, die ich hier mit einander vergleiche, möchte wohl das Freiburger Münster das vollkommenste seyn, indem es scheint, daß ein und derselbe Baumeister das Ganze ausgeführt, und keine fremde Hand in seinen Plan eingegriffen hat.

Was übrigens das Innere dieser drei verschiedenen gothischen Tempel anbetrifft, so möchte ich der Wiener Stephanskirche den Vorzug geben, weil das Licht in derselben nicht allzu sparsam und weit reichlicher als in jenen verbreitet ist, was bei großen Feierlichkeiten eine wesentliche Sache ausmacht, und bei kirchlichen Functionen Geist und Herz erhebt, da hingegen das düstere Dämmerlicht uns in eine mehr schwermüthige als erhebende Stimmung versetzt. Da die Stephanskirche besonders auch für Musik günstig gebaut ist, und zu meiner Zeit jeden Mittag gegen zwölf Uhr eine deutsche Choralmesse in derselben gehalten wurde, so versäumte ich selten, mich dabei einzufinden, zumal da der Weg von der Akademie nach meiner Wohnung mich bei gedachter Kirche vorüber führte. Ich darf versichern, daß ich außer Rom nirgends eine schönere und erhebendere Musik gehört, als diesen Choral von tausend Menschenstimmen.

An den übrigen öffentlichen Gebäuden, Palästen und Privatwohnungen der Kaiserstadt gefiel mir vorzüglich ihre innere Anordnung, indem die Eintheilung in denselben groß und reich ist, und sie gleich den italienischen Gebäuden ausgeführt und angeordnet sind. Besonders machte mich aber die Zweckmäßigkeit der Constructionen aufmerksam, da sie genau auf unser deutsches Klima berechnet sind, wo oft wegen der Strenge der Jahrszeit und unserer übrigen häuslichen Verhältnisse die Küchen, Oefen und Kamine Feuersgefahr herbeiführen; überall ist in der Anordnung und Ausführung auf die feuerpolizeilichen Gesetze Rücksicht genommen, welche Gesetze sonst in keiner von unsern Städten Deutschlands so maßgebend angewendet werden, ungeachtet der vielen warnenden Brandfälle. Ich erinnere mich zwar, daß während meines Aufenthalts in Wien zweimal Feuer auskam, allein nicht nur die Nachbarn, sondern auch die Bewohner des brennenden Hauses blieben während des Brandes ruhig in ihren Wohnungen, und kein Mensch dachte an die Rettung seiner Effekten und noch viel weniger an eine persönliche Gefahr, weil ein jeder die Ueberzeugung hatte, daß die Bauart der Verbreitung des Feuers hinlängliche Schranken setze.

Von den Excursionen, welche ich in der Gegend von Wien gemacht, waren mir die nach Schönbrunn, Laxenburg u. s. w. wegen der dortigen Schlösser und Gartenanlagen besonders interessant, vorzüglich aber die Reise nach Presburg, die ich auf der Donau hin, und zu Lande nach Wien zurück machte. Presburg hat eine ausgezeichnet schöne Lage, und wenn ein Baumeister eine

schöne, amphitheatralisch an einem großen schiffbaren Strome gelegene Stadt sehen will, so ist diese vorzugsweise zu empfehlen. Wegen der Fruchtbarkeit des schönen Landes und der Wohlfeilheit der Lebensmittel konnte ich auch meinen Landsleuten, welche früher häufig mit ihren Familien dahin gewandert sind, den Wechsel mit ihrem Vaterlande verzeihen; denn das wenige Land, welches ich auf dieser kurzen Reise nach Ungarn gesehen, ist mit den schönsten und ergiebigsten Gegenden des Rheins zu vergleichen. Da sich übrigens die Cultur von Ungarn hauptsächlich nur an den Ufern der Donau hinzieht, so mag dieser Vergleich mit der Rheingegend wohl nicht im Allgemeinen, sondern nur auf jenen Strich Landes anwendbar seyn.

Da ich in Wien überall eine so humane und freundschaftliche Aufnahme durch meine Empfehlungsbriefe fand, so will ich Einiges davon mit Dank erwähnen. Durch ein solches Schreiben wurden wir, mein Reisegefährte und ich, bei dem damaligen Reichshofrath Herrn von Alt, der zugleich die badischen Geschäfte besorgte, äußerst freundschaftlich in seiner liebenswürdigen Familie aufgenommen, und es vergieng wohl keine Woche, wo wir nicht bei demselben speisten, einem kleinen Familienball oder Concert, bei welchem wir uns auch zu Zeiten hören ließen, beiwohnten, und von Zeit zu Zeit auch kleine Landparthien mit dieser liebenswürdigen Familie machten. Durch Herrn von Alt lernten wir sehr viele interessante Männer, wie Blumauer, Mozart u. a. m. kennen, und es vergieng beinahe kein Tag, wo uns seine Freundschaft nicht etwas Angenehmes bereitet hätte.

Eine ähnliche Aufnahme verschaffte mir ein Empfehlungsschreiben unsers Ministers von Edelsheim bei dem königlich hannöverischen Gesandten Freiherrn von Mühl. Diese Bekanntschaft war mir für meine Studien besonders schätzbar und lehrreich. Der Gesandte liebte die Kunst, er besaß eine große Kupferstichsammlung von den besten Meistern, und gab mir die Erlaubniß, dieselbe zu jeder Zeit, wenn er auch nicht zu Hause wäre, durchzugehen. Dieser redliche Mann gewann mich lieb, und indem er mir einmal sehr viel Schönes von unserem Minister von Edelsheim, seinem alten Freund, erzählte, fügte er hinzu, der Minister sey mein großer Protector, denn noch nie habe er ihm einen jungen Mann so warm und dringend empfohlen. Die Aeußerungen des Herrn von Edelsheim auf meine Bitte um Unterstützung und künftige Anstellung schienen mir mit dieser Versicherung nicht übereinzustimmen. Ich bemerkte dies dem Herrn von Mühl, der aber meinen Zweifel sogleich niederschlug, indem er mir das Schreiben, welches ich von dem Herrn Minister an ihn mitgebracht, zu lesen gab. Ich war in der That freudig überrascht, daß Herr von Edelsheim sich nicht auf eine gewöhnliche Empfehlung beschränkte, sondern dem Herrn von Mühl auftrug, mich nöthigenfalls mit Geld zu unterstützen, und wenn ich von Wien abreisen sollte, mich mit Empfehlungsbriefen an seine auswärtigen Freunde und Bekannten zu versehen.

Meine Bestrebungen erschienen mir jetzt gesicherter, und ich konnte meinen Studien einen größeren Umfang geben, so wie ich sie von nun an mit mehr Heiterkeit und Freiheit betrieb, da früher mich nicht selten Rück-

sichten auf meine ökonomische Lage eingeschüchtert hatten. Bisher hatte ich nur selten die Theater in Wien besucht, nun aber machte ich es mir zum Gesetz, jede Woche wenigstens einmal dahin zu gehen, wenn entweder das Stück selbst, oder schöne Decorationen mich anzogen, überhaupt keine Gelegenheit zu versäumen, interessante Scenerien, Maschinerien u. s. w. zu betrachten, da ich ja als Architekt künftig selbst in den Fall kommen konnte, dergleichen anordnen zu müssen. Bei meiner Anwesenheit in Wien hatten Schikaneder und Mozart gerade die nachher so berühmt gewordene Oper, die Zauberflöte, in die Scene gesetzt; und ich sah die siebente Vorstellung, welche Mozart selbst dirigirte, und nachher noch einmal die sieben und siebzigste; denn so groß war die Wirkung dieses Meisterstücks der romantischen Oper, daß das Publikum sich daran nicht satt hören und sehen konnte.

Die Gegenstände, welche mich übrigens in Wien am meisten anzogen, waren die kaiserliche und Lichtensteinsche Gallerie, die kaiserliche Bibliothek, Modellkammer u. s. w., und ich glaube diesen öffentlichen und Privat-Kunstsammlungen, welche ich sehr fleißig besuchte, meine wachsende Liebe zur höheren Kunstbildung verdanken zu müssen, indem meine Begriffe sich erweiterten und berichtigten, und ich auch den innigen Zusammenhang der Künste unter sich immer mehr begreifen lernte. Neben verschiedenen andern Studien suchte ich mich auf der Akademie besonders mit der Lehre von Licht und Schatten zu befreunden, die ich später in meinem architektonischen Lehrbuch (erstes Buch, zweites Heft) selbst bearbeitete.

Bevor mein Reisegefährte und ich Wien verließen, erlebten wir noch ein kleines Abentheuer. Einige Abende vor unserer Abreise gab uns Herr von Alt einen kleinen Abschiedsschmaus, wozu er mehrere Freunde des Hauses einlud, die wir früher bei ihm kennen gelernt hatten, allein die Personen nur nach ihren Namen und nicht nach ihren Ständen und Diensverhältnissen kannten. Als wir gegen Mitternacht uns von unserm Wirth verabschiedeten und nach Hause giengen, erbot sich ein Herr der Gesellschaft, uns zu begleiten, weil er ungefähr den nämlichen Weg zu machen hätte. Unterwegs sagte er: Nun, meine Herren, Sie wollen uns also wirklich verlassen, und sind deshalb auch schon ganz reisefertig. O ja, erwiederte mein Freund; allein reisefertig sind wir jetzt noch nicht ganz, denn wir haben noch einen Kampf mit der abscheulichen Wiener Polizei wegen unserer Pässe zu bestehen, und das kann uns noch einige Tage aufhalten. Ach nein, gab der Begleiter zur Antwort, Ihre Reisepässe fertigt Ihnen die Polizei in einigen Minuten aus. Wie? in einigen Minuten? versetzte Herr von Haller; Herr, Sie kennen die verfluchte Wiener Polizei nicht, denn ich hatte vor einigen Monaten mit zwei meiner Landsleute mehr als acht Tage lang wegen der Pässe mich herumzuhudeln. Ja, das ist etwas Anderes, versetzte der Mann; Ihre Landsleute werden ihre Pässe nicht in Ordnung gehabt haben. Den Teufel hatten sie ihre Pässe nicht in Ordnung, platzte mein Freund heraus, sie hatten Pässe von Haus und von Göttingen, wo sie studirt hatten. Meine Herren, entgegnete der Begleiter wieder, das wissen Sie nicht recht, ich muß es

besser wissen, denn ich bin der Polizeidirector; und damit Sie für die Zukunft besser von der Wiener Polizei sprechen und denken lernen, so will ich Sie nun vollends auf Ihre Zimmer begleiten, Sie geben mir Ihre Pässe mit, und morgen früh um acht Uhr sollen Sie solche in schönster Ordnung wieder ausgefertigt ins Haus geschickt bekommen.

Beschämt über diese großmüthige Rache, die freilich nicht jeder Polizeidirector auf gleiche Art genommen haben würde, mußten wir nun, ob wir wollten oder nicht, das Erbieten annehmen, und am andern Morgen erhielten wir unsere Pässe um acht Uhr durch einen Unterpolizeibeamten auf eine sehr höfliche Weise mit vielen Complimenten, als Bekannte seines Directors, welcher, wie er sagte, uns noch einmal eine glückliche Reise wünschen lasse. Um jedoch unsere Sache wieder gut zu machen, so machten wir dem Director noch einen Abschiedsbesuch, und dankten ihm für seine uns erwiesene Höflichkeit.

Nachdem ich mich über drei Vierteljahre in Wien aufgehalten, und die dortigen Anstalten für meine Bildung so viel wie möglich mit Eifer benutzt hatte, gieng ich mit meinem Freund Haller nach Dresden. Wir traten unsere Reise mit Anfang Novembers an, und nahmen den Weg durch Mähren und Böhmen.

Von dieser meiner Reise habe ich wenig zu bemerken. Es waren hauptsächlich die schönen, malerischen Gegenden, welche uns anzogen und Stoff zur Unterhaltung gaben. Einige Punkte riefen uns die Erinnerungen an den siebenjährigen Krieg und den Helden desselben,

Friedrich den Großen, zurück. Mit besonderer Ehrfurcht schaute ich aus dem Fenster des Wirthshauses zu Collin, aus welchem der König seine Garden zum muthigen Kampfe aneiferte, und mit ähnlichen Empfindungen besuchte ich die Anhöhen von Prag, wo Schwerin ruhmvoll, aber zwecklos fiel.

Wir hatten noch zwei Reisegefährten in unserm Wagen; der eine, ein humaner, gebildeter Priester aus Böhmen, diente uns zum Führer und Dolmetscher, da wir der böhmischen Sprache unkundig waren. Nicht selten trafen wir in den Gasthäusern wandernde Musikanten an, wie denn Böhmen das Vaterland der Tonkunst heißen kann, und diese würzten uns den Genuß der Fasanen, Rebhühner und des köstlichen Wildprets, welches man in diesem Lande allenthalben findet, durch ihr oft überraschendes Spiel.

Schon auf dem Wege von Wien nach Prag trafen wir mit einem andern Wagen zusammen, der gleichfalls vier Passagiere hatte, und denselben Weg machte. Mittags und Abends kehrten wir in einem und demselben Gasthofe ein. Einer der Reisenden in dem zweiten Wagen gab sich für einen Kaufmann aus. In Prag besahen wir mit einander die Schloßkirche, die berühmte Brücke und andere interessante Gebäude. Abends giengen wir in das Theater, wo der Vorhang unsere Aufmerksamkeit erregte, und mich mit dem Kaufmann in einen kleinen Streit verwickelte. Der Vorhang stellte das Innere eines Gebäudes vor, und er tadelte die dabei angebrachten Säulen. Ich bemerkte dagegen: Säulen seyen runde, freie Stützen, und wenn das Innere eines Gebäudes,

z. B. ein Corridor, ein Saal u. s. w. dergleichen erforderten, so müßten sie auch hier als zweckmäßig erscheinen. Nachdem unser Gespräch eine Weile gedauert hatte, und ein jeder bei seiner Meinung beharrte, fieng mein Gegner an: Er sey ohne Zweifel mehr competenter Richter in solchen Dingen als ich, denn er habe die Architektur seit lange studirt, und komme so eben erst von Rom. Hätte ich einmal seine Schule und Erfahrungen durchgemacht, so würde ich seine Ansicht von Säulen gewiß theilen. Ohne daß mir der Mann durch seine Autorität meine Meinung benehmen konnte, bekam ich doch einen großen Respect vor einem solchen gereisten Künstler, und gieng ihm deshalb bei unsern gemeinschaftlichen Excursionen in Prag nicht mehr von der Seite, indem ich von ihm allerlei zu lernen hoffte, was er dann auch leicht gemerkt haben mochte, indem er von jetzt an eine weit gelehrtere Miene annahm. Als wir drei Architekte und einer von unsern ersten Reisegefährten, Herr Doctor Deutsch aus Augsburg, in einer Kutsche von Prag nach Dresden reisten, so waren unsere Unterhaltungen größtentheils Kunstgegenstände, und es konnte sich daher nicht fehlen, daß wir bald einander näher kannten, und dann auch oft wegen verschiedener Meinungen in kleine Zwiste geriethen, wobei denn unser Doctor gewöhnlich den Schiedsrichter machen mußte. Bei einem solchen Streite kamen wir unweit der sächsischen Gränze eines Abends in unser Nachtquartier, wo gerade die Vorgesetzten in der Wirthsstube des Dorfes versammelt waren, und vielleicht ein Gläschen über den Durst getrunken haben mochten. Unser Streit betraf

die Perspective; unser neuer Reisegefährte, Herr Bürnad aus Berlin, behauptete mit meinem Freunde Haller gegen mich, jene Lehre, wie sie von Pater Pozzo, Lambert und Andern vorgetragen worden, sey falsch, indem sich die Perspective durchaus nicht überall auf mathematische Grundsätze zurückführen lasse. Ich brachte gegen diese Behauptung eine Menge Beweise vor, und da bei dieser Gelegenheit die Ausdrücke: Auge, Distanz, Accidentalpunkt, Horizont, häufig vorkamen, und das Gespräch sich auch noch während des Nachtessens in der Wirthsstube fortspann, so kamen die Bauern auf den Gedanken, wir wollten sie zum Besten haben. In dieser Meinung schienen sie bestärkt zu werden, als ich ein Glas nahm, und an der Rundung desselben die verschiedenen Erscheinungen des Zirkels zu erklären suchte. Die Bauern machten eben Anstalt, über uns herzufallen, als zum guten Glück unser Kutscher hereintrat, und sie durch die Versicherung beschwichtigte, wir hätten schon den ganzen Tag über solch wunderliches, unverständliches Zeug geplaudert, und er selbst könne nicht klug aus uns werden.

Aehnliche Dispute hatten wir häufig, wobei sich jedoch am Ende zeigte, daß unser Reisegefährte kein eigentlicher Architekt, sondern ein praktischer, aber sehr geschickter Theatermaler war, was er später auch eingestand, da er uns in Dresden seine schönen römischen Arbeiten zeigte.

In Dresden stiegen wir fürs erste in einem Gasthofe ab, und wollten daselbst so lange verweilen, bis unser Eintritt in die Akademie statt haben konnte. Ich begab mich alsbald mit einem Empfehlungsschreiben, welches

mir der Herr Minister von Alt in Wien mitgegeben, zu dem Minister Lucchesini, der mich sehr freundlich empfieng, und als er meine und meines Freundes Absichten vernommen hatte, erwiederte: Er sey Präsident der Akademie und habe die oberste Leitung aller Kunstanstalten, wir möchten ganz auf seine Bereitwilligkeit rechnen, uns nützlich zu seyn. Er rathe uns, vor allen Dingen das Terrain in Augenschein zu nehmen, und besonders die Gemäldegallerie, den Antikensaal, die Akademie, die Bibliothek u. s. w. zu besuchen, und wenn wir nun unsern Plan gemacht hätten, wieder zu ihm zu kommen. Auf ähnliche humane Weise wurde mein Freund und ich an allen Orten, wohin wir empfohlen waren, aufgenommen, und besonders bei den dortigen Künstlern Weinlich, Graf u. s. w., die uns wie alte Bekannte empfiengen.

Bevor ich von meinem Aufenthalt in Dresden weiter erzähle, muß ich eines ganz eigenen Mannes gedenken, auf den ich in der Folge wieder zurückkommen werde, und der mir später große Dienste geleistet, auch zum Theil auf den Gang und die Richtung meines Lebens eingewirkt hat. Bald nach unsrer Ankunft in Dresden saß ich eines Abends mit meinen drei Reisegefährten ganz vertraut bei einer Pfeife Tabak und einem Glas Bier auf einem Zimmer unseres Gasthofs, als der Kellner einen Fremden hereinführte, der unsere ganze Aufmerksamkeit erregte. Er war von mittlerem Alter, trug einen langen, vom Halse bis an die Schuhe zugeknöpften, grauen Rock mit großen Aufschlägen, in der einen Hand einen Stock, so groß als er selbst, in der andern einen

dreieckigten, scharf zugespitzten Hut. Die langen blonden Locken fielen ihm auf die Schultern herab, und gaben ihm das Ansehen eines Christuskopfs. Beim Eintritt in das Zimmer breitete er beide Arme aus, und begann ziemlich pathetisch: Meine Herren, ich habe im Intelligenzblatt gelesen, daß in diesem Gasthofe drei Architekten angekommen sind. Da ich selbst Künstler bin, so wäre mir's sehr erwünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wenn Sie erlauben, so werde ich ein wenig bei Ihnen verweilen und ein Glas Bier mit Ihnen trinken.

Wir hießen ihn willkommen, ob wir uns gleich bei seinem Anblick und Benehmen des Lachens kaum erwehren konnten, und baten ihn Platz zu nehmen. Nachdem er Hut und Stock abgelegt hatte, begann er ein ziemlich allgemeines Gespräch, woraus jedoch bald hervorgieng, daß es ihm mehr um die Bekanntschaft Bürnads als die unsrige zu thun sey. Er erzählte mancherlei von Berlin, woher er vor einigen Wochen gekommen war, um seine Freunde in Dresden zu besuchen. Ohngefähr nach einer Stunde empfahl er sich wieder, und sagte beim Abschied zu mir und Haller, wir möchten ihn in Berlin besuchen, falls wir von Dresden dorthin kommen sollten.

Durch Herrn Bürnad, welcher acht Tage in Dresden verweilte, um mit uns alle die dortigen Kunstschätze zu sehen, hatten wir das Glück, mit den ersten Künstlern der Residenz bekannt zu werden, und da er überdies mit den vorzüglichsten Kunstwerken in Rom bekannt und vertraut war, so mußte mir seine Gesellschaft äußerst nützlich seyn; denn ob ich gleichwohl bisher mehrere interessante Bildergallerien und andere Kunstwerke gesehen hatte,

so geschah dieses doch nur einseitig, und ohne mir über die erhaltenen Eindrücke Rechenschaft geben zu können.

Es ist unendlich lehrreich für den jungen Künstler, bedeutende Kunstwerke an der Seite eines kundigen, gebildeten Führers zu sehen, der ihn vom Allgemeinen auf das Besondere und Einzelne leitet, wodurch erst ein bestimmtes Urtheil entsteht. Der mehrmals wiederholte Besuch der Dresdner Gallerie mußte eben darum mir und meinem Freunde von großem Vortheile seyn, da unsere Begleiter Bürnad und Inspector Riedel uns theilnehmend zu orientiren suchten. Mit gleicher Aufmerksamkeit und nicht minderem Interesse, wie wir die Bildergallerie nach den verschiedenen Schulen durchgegangen und unsere Betrachtungen gemeinschaftlich darüber gemacht hatten, besahen wir nun auch die Antikensammlungen, so wie auch die übrigen Merkwürdigkeiten, als die Bibliothek, Porcelainsammlung, das grüne Gewölbe u. s. w., bis uns endlich unsere Reisegesellschafter, Herr Bürnad und Herr Doctor Deutsch, unserem Schicksal in Dresden überließen und nach Berlin verreisten.

Als wir uns um acht Tage länger herumgetrieben, und während dieser Zeit auch die Akademie und besonders den dortigen architektonischen Unterricht eingesehen hatten, welcher vorzüglich in den Anfangsgründen des Zeichnens, der Perspective u. s. w. bestand, so mußten wir leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß hier wenig für uns zu gewinnen sey. Wir hatten bereits mehr als die ersten Elemente der Baukunst inne, und da auch, außer der neuen Kreuz- oder heiligen Geistkirche, seit mehreren Jahren in Dresden nicht viel gebaut wurde, und uns

auch die beinahe ganz vollendete Kirche eben keinen hohen Begriff von dem dasigen Geschmack in der Architektur beibrachte, so äußerte ich meinem Freunde, daß es mir in Rücksicht unseres Studiums in Dresden nicht recht gefallen wolle, und daß ich der Meinung sey, wir würden in Berlin, wo damals so viel gebaut ward, das Studium unserer Kunst mit weit besserem Erfolg betreiben können. Bei diesen Worten schrie Haller voller Freude laut auf: Bei Gott, das denke ich auch, allein ich habe nur noch nicht das Herz gehabt, Dir meine Meinung zu sagen.

Die Hauptschwierigkeit zur Fortsetzung unserer Reise war nun das Reisegeld. Ich hatte von Wien bis Dresden die Auslagen gemacht, und mein Freund erwartete erst von Haus seine Wechsel. Er gieng darum täglich auf die Post, aber acht Tage lang vergeblich. Dieser Umstand verstimmte uns gewaltig. Endlich kam Haller eines Abends voller Freude und fast athemlos in unsern Gasthof gelaufen, den wir bisher noch nicht verlassen hatten, und sagte, indem er dreißig Friedrichsd'or auf den Tisch warf: Hier, lieber W., ist Geld, nun können wir nach Berlin reisen. Auf meine Frage, ob sein Wechsel angekommen sey, antwortete er: O nein, ich habe mir das Geld auf mein ehrliches Gesicht von einem Landsmann geborgt; höre nur, als ich vor einer Stunde wieder vergebens nach einem Brief mit dem Wechsel fragte, und ich mich schämte, noch öfters den vergeblichen Gang zu thun, gieng ich zu Maler Graf, welcher ein Schweizer ist, und uns schon einigemal so freundschaftlich aufgenommen hat. Ich klagte ihm unsere Noth

und bat ihn, mir als seinem Landsmanne dreißig Friedrichsd'or zu unserer Reise vorzuschießen, wogegen er dann meinen Brief mit dem Wechsel von der Post in Empfang nehmen, und mir den Rest nach Berlin nachschicken sollte. Ohne sich lange zu besinnen, holte Graf sogleich aus einem Nebenzimmer das Geld; allein als ich es eingesteckt hatte, fieng er erst an: Nun, mein Herr, ich habe Ihnen das Geld auf Ihr ehrliches Gesicht gegeben, denn ich habe eigentlich nicht die Ehre, Sie anders als von den paar Besuchen, womit Sie mich beehrten, zu kennen. Wie wollen Sie sich nun legitimiren, daß Sie derjenige sind, für den Sie sich bei mir ausgegeben? Ich erwiederte ihm, ich sey aus Bern, aus des berühmten Hallers Familie, der dasige Magistrat lasse mich reisen; und dabei nannte ich meinen Vormund. Das mag wohl seyn, entgegnete er mir; dergleichen kann mir aber ein jeder sagen, er braucht nicht einmal aus Bern gebürtig zu seyn, das ist noch kein Beweis. Da ich nun hierauf nichts zu erwiedern wußte, lief ich blitzschnell zur Thüre hinaus, um hier meine Briefschaften und andere Papiere als Beweis zu holen; ich will nun geschwind wieder zu ihm hinlaufen, denn sonst könnte der gute, redliche Mann glauben, er habe es mit einem Abentheurer zu thun.

Diese edle Handlung des trefflichen Graf setzte uns in die gewünschte Lage. Das erste, was ich nun am nächsten Tage zur Beschleunigung unserer Reise nach Berlin unternahm, war ein Gang zu dem Minister Lucchesini, um mich zu verabschieden, und ihn um einige Empfehlungsschreiben nach Berlin zu bitten. Mein Freund

sah sich unterdessen nach einem Kutscher um. Als ich zu dem Herrn Minister L. kam, entdeckte ich demselben mein Vorhaben mit den Worten, daß ich in Dresden nun Alles gesehen, aber bei aller Achtung für die vielen Kunstschätze doch gefunden hätte, es sey nicht der Ort, um in meinem Fache weiter zu kommen, weswegen ich mich nach Berlin zu wenden gedächte, wo jetzt viel gebaut würde. Der Minister bezeigte sich über meinen Vortrag sehr ungnädig, und es schien ihn besonders zu verletzen, daß ich für meine Studien in Berlin mehr erwartete, als ich in Dresden gefunden. Er fuhr auf und sagte ziemlich heftig: Junger Mensch, Sie kennen die Welt zu wenig, und sind zu unerfahren, als daß Sie zwischen Berlin und Dresden in Absicht auf Kunstanstalten und Kunstschätze entscheiden können. Statuen auf den Straßen, wie in Berlin, haben wir hier zwar nicht, allein wir haben Kunstwerke im Innern der Gebäude, wie sie dort nicht sind. Gehen Sie also nur in Gottes Namen nach Berlin, Sie werden dort Alles schon nach Wunsch finden, und bedürfen deshalb nicht meiner Empfehlungen. Ich sah nun wohl, daß ich meine Sache sehr schlimm gemacht, und stellte darum Sr. Excellenz vor, wie ich mich keineswegs dem Studium der Malerei und Bildhauerkunst, sondern der Architektur zu widmen gedächte; der Minister schien dies wenig zu beachten, und so empfahl ich mich und verzichtete auf das Empfehlungsschreiben.

Als ich von dieser unangenehmen und gar nicht nach Wunsch ausgefallenen Abschiedsvisite nach Hause kam, war Haller schon mit dem Einpacken unserer Koffer in

voller Arbeit begriffen, denn er hatte bereits einen Kutscher ausfindig gemacht, welcher schon zwei andere Passagiere nach Berlin bringen, und uns den andern Morgen um fünf Uhr im Gasthof abholen wollte. Nun galt es, in Eile noch von den Personen Abschied zu nehmen, die sich uns so wohlwollend erwiesen hatten. Abends gieng ich zu Herrn Weinlich, weil dieser Ehrenmann wegen seiner Geschäfte nur in den Abendstunden anzutreffen war, um mich bei ihm nicht allein zu verabschieden, sondern ihn auch um einige Recommandationsschreiben nach Berlin zu bitten. Das Unglück wollte, daß Herr Weinlich gerade auf dem Lande war, da er jedoch den Abend noch zurück erwartet wurde, lud mich seine liebenswürdige Tochter ein, seine Heimkunft abzuwarten, die mit jedem Augenblick erfolgen könne.

Dieses Mädchen besaß Geist und Bildung, und als Tochter eines berühmten Architekten sprach sie gern und mit Einsicht über Baukunst. Die Unterredung führte uns auf die Briefe ihres Vaters über Rom und auf die Kunst in Italien. So gieng wohl eine Stunde vorüber, und ich hielt es nun für schicklich, mich zu entfernen. Beim Abschied gab Demoiselle Weinlich mir die Versicherung, ich sollte darauf rechnen, die von ihrem Vater gewünschten Empfehlungsbriefe in der Frühe des nächsten Morgens noch vor unserer Abreise zu erhalten.

Als uns der Kellner gegen fünf Uhr des andern Morgens weckte, und Licht ins Zimmer brachte, übergab er mir zugleich ein Schreiben von Herrn Weinlich, worin er es bedauerte, daß er mich gestern Abend bei seiner Rückkehr nicht mehr angetroffen; er wünsche mir eine

glückliche Reise, und schließe mir hier einen Brief an seinen Freund, Herrn Rath Reitzenstein, bei, der mir in Rom sehr viel Angenehmes erweisen könne.

Ich hatte damals noch kaum den Gedanken an Rom gehabt, und der Irrthum war ohne Zweifel durch mein Gespräch mit Demoiselle Weinlich über jene Stadt entstanden. Briefe nach Berlin zu verlangen, dazu war es jetzt zu spät, denn eben fuhr der Kutscher mit einem seiner Reisenden an unserm Gasthof vor. Mein Freund und ich mußten uns daher in unser Schicksal ergeben, und unser Heil in der Königsstadt ohne Empfehlungen versuchen.

Der Fremde, welcher bereits seinen Platz im Wagen eingenommen, schien, der gebrochenen Sprache nach, ein Italiener, was sich auch später bestätigte. Wir fuhren nun durch einige Straßen, um den zweiten Mann aufzunehmen. Als wir an der Wohnung desselben ankamen, war schon eine Menge kleinen Gepäcks, als Schachteln, Klystierspritzen u. s. w. in Bereitschaft, wodurch der Raum im Wagen gar sehr verengt wurde. Endlich erschien denn auch der Reisegefährte selbst, voran ein Diener mit der Laterne, und hinter ihm der Hausherr mit seinen Kindern und einigen Hunden. In der einen Hand trug der Reisende seine Chatouille, und in der andern einen unmäßig langen Stock. Wir waren nicht wenig überrascht, in ihm den sonderbaren Mann zu erblicken, der uns im Gasthofe besucht hatte. Im Anfange wollte sich kein Gespräch anspinnen; als wir aber bereits ohngefähr eine halbe Stunde von Dresden entfernt waren, und der hereinbrechende Tag die Gegenstände im Wagen

deutlich machte, sah er uns mit einiger Ueberraschung an und sagte: Wie, meine Herren, wir kennen ja einander schon, Sie sind die beiden jungen Künstler, welchen ich vor einigen Wochen in Dresden einen Besuch gemacht. Haben Sie Ihren Vorsatz geändert, in Dresden Ihre Studien fortzusetzen? Das macht mir viele Ehre, mit Ihnen nach Berlin zu reisen; ich hoffe, daß es Ihnen dort gefallen werde, und ich Ihnen einige Freundschaft erzeigen könne, denn ich habe in Berlin eine große und ausgedehnte Bekanntschaft, mit welcher ich Sie während unserer Fahrt der Reihe nach bekannt machen will.

Wir dankten ihm für sein Wohlwollen, aber ohne darauf zu achten, fuhr er fort: So oberflächlich kennen wir Drei uns zwar schon einander; allein da wir etliche zwanzig Meilen mit einander reisen, und uns auf diesem Wege leicht etwas begegnen könnte, was wechselseitige Theilnahme erforderte, so müssen wir uns alle Vier gegen einander mit Offenheit austauschen. Ich will daher zuerst anfangen, Ihnen von meiner Person Einiges zu sagen. Ich bin der Hofrath Darbs aus Petersburg, und in Kopenhagen geboren, habe viele Jahre in Petersburg während der Regierung der großen Katharina gelebt, und wohne nun seit sechs Jahren in Berlin als Künstler und namentlich als Portraitmaler. Vor sechs Wochen gieng ich nach Dresden, um meinen einzigen Sohn daselbst in das Freimaurer-Institut zur Erziehung zu bringen, und jetzt habe ich die Ehre, mit Ihnen zurück nach Berlin zu reisen, um in meine Geschäfte wieder einzutreten. Dieses ist's, was ich Ihnen von mir zu sagen habe. Haben Sie nun die Güte, mir auch Ihre Perso-

nalia mitzutheilen. Nachdem wir nun einer nach dem andern, und so auch unser Italiener, welcher aus Toscana gebürtig war, und als Conditor schon mehrere Jahre in sächsischen Diensten stand, eine kurze Biographie von uns gegeben hatten, nahm Darbs das Gespräch wieder auf, und sagte: Meine lieben, werthen Reisegefährten, ich muß Sie nun auch noch fragen, ob Sie keine Schießgewehre bei sich haben? Als Haller antwortete, daß wir zwei Doppelpistolen auf den Seiten des Wagens in dem Kutschensack stecken hätten, zur Sicherheit bei einem etwaigen Angriff, so fieng er an: Um Gottes Willen, meine lieben Herren, wenn geladene Schießgewehre in einer Chaise sind, so kann ich unmöglich in derselben bleiben. Lassen wir den Kutscher halten, und das Pulver von den Zündpfannen nehmen, und legen Sie dann diese Mordinstrumente in Ihre Koffer, denn auf dem Wege von hier nach Berlin haben wir keine Schelmen auf der Straße zu befürchten; und überhaupt muß ich Ihnen aus Erfahrung sagen, daß die Schießgewehre auf Reisen uns selbst mehr, als den Räubern, die uns anfallen, gefährlich seyn können; ihrer wenige wagen den Angriff nicht, und der Menge übergiebt man sich klüger auf Discretion.

Wir willfahrten dieser Bitte, und setzten nun unsern Weg heiter fort. Darbs, der sich eben so geläufig italienisch und französisch, als deutsch auszudrücken wußte, sprach jetzt viel von den Diensten, welche er uns in Berlin leisten wolle, so wie auch von wissenschaftlichen und andern Dingen. Dazwischen aber kramte er auch so wunderliches Zeug aus, daß mir angst und bange wurde,

und ich in ihm einen Abentheurer besonderer Art zu erblicken glaubte. Als er hörte, ich sey aus Karlsruhe, fieng er an: Wie, mein lieber Freund, Sie sind aus Karlsruhe? Sagen Sie mir doch, wie befindet sich denn mein theurer alter Freund Herr Böckmann daselbst? Ich habe mit diesem interessanten Manne vor sechs Jahren, als er mit einem Ihrer Prinzen in Karlsbad war, einige angenehme Wochen verlebt. Auf meine Erwiederung, ich sey ein Schüler Böckmanns, äußerte er eine große Freude, indem, wie er sagte, dies ihn glücklich mache, in meiner Gesellschaft zu reisen, und ich sollte ihm nur recht viel von diesem Ehrenmanne erzählen.

Da sich Böckmann dazumal, als ich seine Vorlesungen über angewandte Mathematik und Physik hörte, viel mit dem Magnetismus abgab, und desfalls auch mit Doctor Mesmer in Verbindung stand, war Darbs sehr gespannt auf Böckmanns Erfahrungen hierüber, ohne jedoch sein eigenes Urtheil kund zu geben. Ueberhaupt hielt er mit seinen Meinungen an sich, wenn von wissenschaftlichen Dingen die Rede war, und versicherte blos im Allgemeinen, ihm sey es immer wichtiger, einen Menschen als ein Buch genau kennen zu lernen.

Einige kleine Abentheuer, die uns unterwegs aufstießen, machten mich an unserm Begleiter Darbs noch mehr irre. Vor einem Gasthofe, an welchem wir in später Nacht anlangten, und dessen Einwohner uns lange fruchtlos pochen und klopfen und um Einlaß bitten ließen, benahm er sich mit großer Heftigkeit, und als nachher die junge, hübsche Wirthin erschien, und ihn sein Betragen gereute, raunte er mir ins Ohr, ich möchte

ihn nur für ein Bißchen toll ausgeben, was ich auch that.

Indem wir uns einem andern Städtchen näherten, äußerte er Besorgnisse, in dem dortigen Wirthshause erkannt zu werden. Auf unsere Frage nach der Ursache erzählte er Folgendes: Vor sechs Jahren, als ich von Petersburg nach Karlsbad fuhr, und in dem Städtchen, wohin wir jetzt kommen, Mittag machen wollte, fand ich in der Thüre einen Mann mit einem Guckkasten, und in der Wirthsstube waren eine Menge Leute bei einem Hochzeitschmauße versammelt. Ich ermunterte den Mann, hinein zu gehen, weil er sich bei dieser Gelegenheit ein hübsches Stück Geld erwerben könne. Er schien keinen rechten Muth zu haben. Ich ließ mir von ihm erklären, was in dem Kasten zu sehen sey, nahm die Maschine auf den Rücken, und befahl ihm, mir zu folgen und sich für meinen Diener auszugeben. Wir traten nun zusammen in die Wirthsstube; ich hielt eine lange, bunt ausstaffirte Rede an die zahlreichen Hochzeitgäste, stellte meinen Kasten auf, der zwei Gläser hatte, und führte dann zuerst die Braut und den Bräutigam, hierauf aber die ganze Gesellschaft paarweise hinzu, und erzählte ihnen so unerhörte Dinge von den Städten, welche in dem Kasten zu sehen waren, daß den Leuten vor Erstaunen der Athem stockte. Dem Diener, der mit dem Teller herumgieng, ward eine sehr reichliche Spende zu Theil, und mich selbst lud man zu Tische, was ich aber ablehnte, und mir ein Zimmer geben ließ.

Diese Erzählung war kaum zu Ende, als wir in dem Städtchen und dem Wirthshause ankamen, wo

Darbs sein Spiel getrieben hatte. Die Wirthin kam ihm sogleich entgegen und betrachtete ihn von unten bis oben. Als er sie fragte, warum sie ihn so mustere, fieng sie an: Ach Gott, sind Sie es oder sind Sie es nicht? Ja freilich bin ich's, erwiederte Darbs. Wo haben Sie denn Ihren schönen Guckkasten? fuhr die Frau fort; und bringen Sie etwas Neues mit? Ich will sogleich geben und meine Freunde und Bekannte dazu einladen. Die Zeiten haben sich geändert, erwiederte Darbs mit großer Gleichgültigkeit; mein Diener ist mit dem Kasten in alle Welt gegangen, und ich habe ein anderes Gewerb ergriffen. Die Frau bejammerte den Verlust der schönen Sachen, wir aber hatten Mühe, das Lachen zu verbeißen.

Uebrigens waren diese und ähnliche Auftritte nicht geeignet, uns von Darbs einen guten Begriff beizubringen. Ich wenigstens hielt ihn, trotz seines ehrlichen Gesichts und des Ansehens, welches er sich zu geben wußte, für einen Windbeutel, bis ich später die freudigsten Beweise vom Gegentheil erhielt. Es war in der That sein eigentliches Bestreben, allen Menschen, wo sich die Gelegenheit bot, Dienste zu erzeigen und sie sich verbindlich zu machen.

Mein Freund Haller und ich kamen fremd nach Berlin; Darbs kannte uns nur, wie sich Reisende gewöhnlich kennen; wir waren ein Paar junge Leute, die für ihn nur ein geringes Interesse haben konnten, aber väterlich nahm er sich unsrer an, theilte uns Klugheitslehren mit, gab uns die nöthigen Anweisungen, und that alles, um uns nützlich zu werden.

Gleich beim Eintritt in Berlin begleitete er uns in den Gasthof zum goldnen Hirsch unter den Linden, und empfahl uns dem Wirth auf das angelegentlichste. Nach seinem Versprechen kam er des andern Morgens Schlag acht Uhr, um uns abzuholen und die nöthigen Besuche mit uns zu machen. Da wir noch nicht ganz angekleidet waren, und selbst noch kein bedeutendes Zutrauen in des Herrn Darbs große Versprechungen setzten, so schalt er uns, indem er sagte: Um Gotteswillen, meine jungen Freunde, ich bin ein alter Mann, und Sie, um derentwillen ich hieher komme, sind noch nicht in Ordnung. Hier in Berlin, wo ein jeder den Tag zu seinen Geschäften eingetheilt hat, muß man pünktlich seyn. Ich habe da eine Liste von den Besuchen, welche ich mit Ihnen machen will, und dabei mit Mühe die Stunden und Minuten angemerkt. Kommen wir zu spät, so können wir die aufgezeichneten Personen nicht mehr sprechen, und mein ganzes Verzeichniß ist unbrauchbar. Alle diese Besuche fordern dann mehr Zeit, und meine Geschäfte erlauben es mir nicht, Ihnen zu diesen Excursionen mehr als acht halbe Tage widmen zu können. Außerdem ist es auch nicht klug, die ersten Besuche bei Personen, deren Freundschaft man sucht, zu lange anstehen zu lassen; man läuft dabei Gefahr, daß denselben von Andern Vorurtheile gegen uns beigebracht werden, die dann oft schwer zu tilgen sind.

Zum Glücke stellte sich der Peruquier bald ein, und so wurden wir in einer Viertelstunde flott. Den ersten Besuch statteten wir dem Oberbaudirector Herrn Geheimen Rath Langhans, den zweiten Herrn Oberbaurath

Becherer ab, und so brachte uns Darbs nach einander zu dem ganzen königlichen Oberbau-Personal, und wußte uns einem jeden auf eine besondere, äußerst kluge und vorsichtige Art vorzustellen, je nachdem uns diese Herren etwas Angenehmes erweisen, oder uns überhaupt in Berlin nützlich werden konnten.

Nachdem uns nun unser gefälliger Führer einige Tage lang beinahe von einem Haus zum andern gebracht hatte, bei welcher Gelegenheit wir erst seinen guten Charakter, seine ausgedehnten und interessanten Bekanntschaften in Berlin und seine Lebensmaximen und Erfahrungen kennen und schätzen lernten, sagte er endlich zu uns: Meine jungen Freunde, morgen Mittag führe ich Sie zu der Familie Itzig zum Speisen, dort werden Sie vollends alle angesehenen und interessanten Personen von hier und dem Ausland kennen lernen. Sind Sie, fuhr er fort, daselbst eingeführt, so habe ich Ihnen mein Versprechen und meine Pflichten als Reisegesellschafter erfüllt, und ich werde Sie dann Ihrem eigenen Schicksal überlassen, und mich freuen, wenn Sie Berlin so gut benutzen, wie es von Ihnen benutzt zu werden verdient.

Diese Bemühungen des redlichen Mannes hatten für mich den größten Erfolg. Indem ich dadurch mit Männern bekannt wurde, die wohlthätig auf meine Bildung wirkten, gewann ich zugleich Vertrauen in mich selbst, und konnte allmählig den Gedanken fassen, die Architektur bis zu ihrem höheren Ziele zu verfolgen.

Wenn ich mir gleichwohl gestehen mußte, daß Wien und andere mehr südlich gelegene Städte in Hinsicht der

Kunst im Allgemeinen Vieles vor Berlin voraus hatten, so fand ich doch an letzterem Ort im geselligen Leben mehr Ideen über Kunst verbreitet; man begnügte sich hier nicht mit allgemeinen Urtheilen, sondern wußte diese Urtheile tiefer zu begründen. Den Südländer führt mehr ein glücklicher Trieb, während seine nördlichen Landsleute das Reich der Begriffe zu erweitern streben.

Da ich bis jetzt noch nicht viel über Kunst gelesen hatte, so war mir der Umgang mit Personen, welche die alte und neue Welt- und Kunstgeschichte ihrem ganzen Umfang nach kannten, von äußerster Wichtigkeit, weil ich durch sie und durch das Studium der alten griechischen und römischen Geschichte, so wie durch Lesung des Vitruv, Winkelmann, Sulzer u. s. w. mir hellere Ansichten erwarb, und über das Wesen der Architektur mehr ins Klare kam.

Außer den Vorlesungen über Aesthetik, welche Hofrath Moritz hielt, und den Vorlesungen über Baumaterialien bei Oberbaurath Becherer, besuchte ich in Berlin keinen öffentlichen Unterricht; indessen hatte ich das Glück, mit dem dasigen Architekten Genelly, welcher gerade aus Rom zurückkam, bekannt und sein Freund zu werden, und durch die Freundschaft dieses gebildeten Mannes lernte ich für meine Person mehr, als ich vielleicht sonst in einem öffentlichen Unterricht gefunden haben würde. Genelly, dessen Umgang ich während meines Aufenthalts in Berlin alltäglich genoß, war als Architekt in seiner Bildung einen dem meinigen entgegengesetzten Weg gegangen; er fieng ohngefähr zu gleicher Zeit mit mir das Studium der Baukunst nach ihrer Theo-

rie und Geschichte an, da ich hingegen von unten, nämlich von der praktischen Ausübung, meine architektonische Laufbahn begann. Auf dem halben Weg fügte es sich nun, daß ein Ungefähr mich mit diesem Manne bekannt machte, von welchem ich zuerst den wahren Unterschied zwischen der eigentlichen Kunst und ihren verschiedenen Hülfsmitteln kennen lernte. Außer dem, daß ich den Winter hindurch, so viel wie möglich, studirte, und daneben auch die Zeichnung zu einer Kirche mit der Anlage eines Marktplatzes für meine Vaterstadt entwarf, die ich nachher nach Hause sandte, suchte ich mich zu meiner Reise nach Italien anzuschicken, wozu Gilly mich täglich ermunterte, indem er glaubte, daß ich mir das Technische und Wissenschaftliche bis zu dem Grade angeeignet hätte, um in jenem Heimathlande der Künste meine Bildung vollenden zu können.

Während meines Aufenthalts in Berlin besuchte ich auch die dort und in der Nachbarschaft gelegenen Schlösser und andere königliche Gebäude, Gärten u. s. w. in Charlottenburg und Potsdam, so wie auch alle Anstalten, welche mir nützlich seyn konnten, wozu ich durch meine Bekanntschaften die beste Gelegenheit fand. Besonders gefällig bewies sich mir der Geheime Rath Langhans, welcher die Güte hatte, mich oft mit zu den unter seiner Leitung aufgeführten Gebäuden zu nehmen.

Unter den Berliner Gebäuden gefielen mir vorzüglich einige Theile des Residenzschlosses, das Zeughaus und Opernhaus, im Allgemeinen aber die so schöne und regelmäßig angelegte Stadt selbst, für deren Verschönerung seit Friedrich dem Zweiten so viel gethan worden.

Bevor ich aber meine Bemerkungen über die interessante Königsstadt schließe, muß ich noch einmal auf meinen väterlichen Freund Darbs zurückkommen. Ich besuchte ihn öfters, und jedesmal gab er mir guten Rath und nützliche Lehren. So sagte er einst zu mir: Lieber Freund, ich habe in der Welt und besonders an großen Höfen Manches erfahren, und mein ganzes Streben war von jeher dahin gerichtet, mich als honneter Mann auszuzeichnen, und die Achtung der Welt zu verdienen. Die Form meiner Bildung, die ich mir freilich an einem großen Hofe gab, wo man mehr auf die Schale als den Kern sah, führte mich zu dem Bemühen, jedermann gefällig zu seyn; allein dieses setzte mich in der Erlangung gründlicher Kenntnisse so weit zurück, daß ich die Wissenschaften und Künste nur oberflächlich kennen lernte. Bei Menschen von höherer Bildung konnte ich daher nur wenig mitsprechen. Seitdem ich aber das Hofleben aufgab und mich in Privatzirkeln herumtreibe, habe ich meine eigenen Lebensmaximen angenommeu. Ich suche nämlich jedem Menschen wahrhaft zu dienen; ist's ein rechtschaffener und würdiger Mann, so habe ich von demselben wieder die gleiche Freundschaft zu erwarten; und erzeige ich einem Unwürdigen etwas Angenehmes, so schadet dieses der guten Sache nichts, sondern ich habe immer die Pflichten gegen meinen Nächsten erfüllt. Manches fällt an mir auf, hängt aber mit meinen Lebensmaximen genau zusammen. So, zum Beispiel, zeichne ich mich durch meine Kleidertracht aus und selbst durch meine Wohnung, wo ich die Rouleaus oder Stars, welche gegen die Sonne schützen, nicht oben, sondern

unten an den Fenstern angebracht habe. Geht nun jemand an meinem Hause vorüber, oder sieht mich selbst auf der Straße, so fragt er meist, was ist das für ein Narr? Durch diese Frage habe ich schon vieles für mich gewonnen, denn der Mann, der mich für einen Narren hält, erfährt dann bald, daß ich zwar ein Sonderling, aber dabei ein guter und in der Welt bekannter Mann sey; der Getäuschte gewinnt nun einiges Interesse für mich, und lernt er mich endlich selbst, wie Sie, mein lieber Freund, kennen, so bin ich seines Wohlwollens und seiner Freundschaft versichert. Dieses, fügte er hinzu, ist meine Lebensphilosophie, und sie erfordert eben so Geschick und Studium, als Ihr oder ein anderes Fach. Ich habe in meiner Jugend mein Geld nicht zu Rath gehalten, und bin daher nicht reich; allein ich bringe mich wie ein Arzt, der die körperlichen Leiden der Menschen zu mildern weiß, eben so mit meiner Kunst als ein ehrlicher Mann durch, und bin deshalb oft über meine Arbeiten vergnügter als ein König. — Folgender charakteristische Zug mag das Bild des Mannes, der auch als Künstler eines guten Rufes genoß, vollenden.

Eines Morgens, als ich bei ihm war, kam eine ganz in Trauer gehüllte, ansehnliche Frau, welche einige Wochen zuvor ihren Mann, der als Hofrath in königlichen Diensten gestanden, verloren hatte. Indem sie ihm die Hände küssen wollte, fieng sie weinend an: Ach Gott, mein lieber Herr Hofrath, Sie waren der Freund meines seligen Mannes; ich bin nun die unglückseligste von der Welt, denn ich habe kein Vermögen und soll meinen Sohn, welcher meine und seiner übrigen jüngern

Geschwister Stütze werden soll, auf die Universität schicken, und brauche hiezu dreihundert Thaler, die ich nicht aufzutreiben weiß; ich komme daher in meiner Noth zu Ihnen, und will Sie um alles, was heilig ist, bitten, mir als einer verlassenen Wittwe zu diesem Geld zu verhelfen. Als nun Darbs bedauerte, daß er nicht reich genug sey, um ihr das Geld zu geben, und sie hierüber in neue Klagen ausbrach, sagte er zu ihr: Madame, ich habe das Geld nicht, allein ich will es Ihnen durch einen gutmüthigen Herrn, der so viel leicht entbehren kann, verschaffen. Sie müssen jedoch alles pünktlich thun, was ich Ihnen sage. Kommen Sie diesen Mittag, aber präcis, wenn die Glocke zwölf Uhr schlägt, in das Zimmer des Herrn Grafen v. B.; damit Sie jedoch keine Sekunde verfehlen, so müssen Sie, wenn es auf dem der Wohnung des Grafen gegenüber stehenden Kirchthurm zu schlagen anfängt, schon unten vor der Hausthür seyn, und dann gleich die Treppe hinaufgehen und wie es ausgeschlagen hat, ganz unangemeldet in dessen Zimmer, welches Sie schon kennen, hineintreten; Sie werden mich dort antreffen, allein Sie müssen nicht eine Minute früher und auch keine später kommen, denn sonst kann ich Ihnen für den guten Erfolg nicht stehen. Die gute Dame versprach nun alles, und empfahl sich ganz getröstet.

Nachdem sie weggegangen war, fragte ich: Lieber Darbs, kommt es denn so genau auf die Sekunde an? und wie wollen Sie ihr zu diesem Geld verhelfen? Durch das gute Herz des Grafen v. B., antwortete er. Hören Sie nur, ich kenne das menschliche Herz, und

wie oft alles vom ersten Moment abhängt. Wie gewöhnlich, gehe ich auch heute um eilf Uhr zu dem Grafen, um ein Stündchen mit ihm zu verplaudern. Sehe ich nun, daß die seinem Zimmer gegenüber stehende Kirchthurmuhr drei Viertel auf zwölf anzeigt, so wende ich das Gespräch auf die Wittwe und ihre Lage, und gebe zu erkennen, daß ich bedaure, nicht so reich zu seyn, um eine unglückliche Familie vom Untergang zu retten. Der Graf kannte den Verstorbenen, die Lage seiner Hinterlassenen wird sein Herz rühren und zur Hülfe geneigt machen. Nun schlägt es zwölf, die Frau tritt herein, ich stelle sie ihm vor: Herr Graf, dies ist die Unglückliche, von welcher wir eben gesprochen. Geben Sie ihr Trost und Rettung, der Himmel wird Sie dafür segnen. So wie ich den Grafen kenne, giebt er die dreihundert Thaler, und freut sich seines wohlthätigen Werks. Auch bei bessern Menschen entscheidet oft die Stimmung und der Eindruck des Augenblicks.

Daß die Wittwe das Geld wirklich erhalten, weiß ich nicht nur von Darbs, sondern auch von der Frau selbst, die sich nach mir erkundigen ließ, in der Meinung, ich hätte bei Darbs ein gutes Wort für sie gesprochen. Dankbar schickte sie ihren ältesten Sohn zu mir, um mir für die vermeinte Mitwirkung zu seinem Glücke zu danken, und sich vor seiner Abreise nach der Universität Halle noch bei mir zu empfehlen.

Die beiden ersten Monate meines Aufenthalts in Berlin kam ich mit meinem Freund Haller in nicht geringe Geldverlegenheit. Mein Freund erhielt seinen Wechsel auf Dresden, dort wollte man denselben ohne

dessen Unterschrift nicht auszahlen. Der wackre Graf schickte darum den Wechsel nach Berlin, um ihn auf sich stellen zu lassen; den Rest wolle er an Haller baar senden, nach Abzug der geliehenen Summe, oder durch einen andern Wechsel nach Berlin übermachen. Durch das lange Ausbleiben des Wechsels und dann durch die Hin- und Hersendung desselben verstrichen mehr als acht Wochen, in welcher Zeit die 30 Friedrichsd'or zu Ende gingen. Einmal hatte Haller zwar schon einige Friedrichsd'or bei einem Landsmann geliehen, allein zum zweitenmal schämte er sich, Schulden auf Schulden zu machen, und mir verbot mein Zartgefühl, welches zu borgen.

In unserem Kosthause, bei Mad. Weichleben, hatte ich es zwar übernommen, unsre Wirthin zu bestimmen, daß sie sich wegen unserer Zahlung noch einen Monat länger gedulden möchte, weil unser Geld von Haus noch nicht angekommen wäre, was dieselbe auch mit vieler Artigkeit zugestand. Zur Bestreitung der Ausgaben, welche wir für das Abendbrod baar zu machen hatten, war guter Rath theuer, und als unkluge, unerfahrne Menschen wußten wir auch nicht den gehörigen Weg deshalb einzuschlagen. Als wir nun eines Abends unsere gewöhnliche Abendgesellschaft, die sich wöchentlich ein oder zweimal bei uns versammelte, zu erwarten hatten, machte sich Haller gleich nach dem Mittagessen aus dem Hause, ich arbeitete dagegen bis zur Dämmerung, und entfernte mich dann, um in der Stadt so lange herumzugehen, bis es spät geworden, und ein Besuch unsrer Gäste nun nicht mehr zu besorgen stand.

Als ich nun aus der Charlottenstraße, in der wir

wohnten, herausging und meinen Weg über den Gensdarmen-Platz nahm, rief mir jemand sehr laut nach, und da ich nicht umzusehen wagte, weil ich mir gleich dachte, daß dies gewiß einer meiner Freunde und Gäste sey, so ging mir derselbe nach, und fragte mich, wo ich denn noch hinwollte, es wäre ja schon spät, und er sey so eben im Begriff, zu mir in Gesellschaft zu kommen. Zum Glück war dieses nun mein ehemaliger Reisegefährte von Wien bis Dresden, Hr. Doctor D., ich klagte ihm aufrichtig meine Noth, und gestand, daß ich an einen andern Ort zum Abendbrod gegangen wäre, allein ich könnte dieses aus Zartgefühl nicht, und wolle daher lieber Hunger leiden, und mich so lange in der Stadt herumtreiben, bis ich keinen Besuch mehr zu erwarten hätte. Lieber Freund, hub er an, warum sagten Sie mir dieses nicht, ich habe zwar selbst nicht viel, allein einige Dukaten kann ich Ihnen schon leihen; kommen Sie jetzt mit, und nehmen Sie bei mir Ihr Abendbrod, denn sonst laufen Sie noch einem andern von Ihren Freunden wie mir in die Hände, und kommen in neue Verlegenheit. Ich theile mit Ihnen meine Kasse und dann können Sie ganz ruhig Ihren Wechsel abwarten, und brauchen sich nicht mehr vor ihren Freunden unsichtbar zu machen.

In Absicht meiner Studien habe ich noch von Berlin zu bemerken, daß ich daselbst zuerst auf meine Farben-Hypothese, welche ich nachher in meinem Lehrbuche der Optik näher ausgearbeitet, gekommen bin. Als ich nämlich den Vorlesungen des Hrn. Oberbaurath Becherer, über die verschiedenen Baumaterialien beiwohnte, kam mir der Gedanke, die Ursache, warum sich die gebrannten Steine

von der Thonfarbe an durch das Feuer in so manchfaltige Farben umwandeln, zu ergründen. Nachdem ich die bis dahin gemachten Hypothesen von Euler, Lambert ꝛc. und besonders das Experiment Lamberts, wornach Weiß sich ihm als eine Mischung von allen Farben darstellte, anwenden wollte, fand ich jene Hypothesen unrichtig, das Experiment aber, daß sich verschiedene Farben auf einer Scheibe neben einander gesetzt, beim Herumdrehen in einer weißen Gestalt zeigen, ganz auf meine nachherige Ansicht, daß Farben als gleichgeformte Atome der Körper anzusehen seyen, anwendbar, und glaubte hieraus erklären zu können, wie die Verwandlung der Farben bei den gebrannten Steinen nur durch die Verwandlung der Atome durch das Feuer geschehe.

Da ich bisher mit meinem Freund Haller Freud' und Leid in brüderlicher Eintracht getheilt hatte, und mich derselbe in Berlin verließ, so will ich noch von diesem mir unvergeßlichen Jugendfreunde Einiges sagen. Er wurde vor einigen Jahren ein Opfer seines Diensteifers, indem er die bei Bern angelegten Militär-Spitäler besuchte, und dabei das Nervenfieber bekam. Haller hatte ein weit empfehlenderes Aeußere als ich, seine Beredsamkeit und besonders seine Schlag auf Schlag treffenden witzigen Einfälle machten ihn bei jeder Gesellschaft im ersten Augenblicke beliebt, und besonders bei den Frauen.

Bis Berlin verschaffte uns jedoch die Verschiedenheit unsres Charakters eine gleich günstige Aufnahme, denn wenn Haller durch seine Naivetät im ersten Augenblicke Zuneigung gewann, so wußte ich sie mir durch meine Wißbegierde und das Vertrauen, womit ich mich an gebildete Menschen anschloß, zu erwerben.

Ein unglücklicher Einfall Hallers über eine sehr verständige Dame, welche jedoch Trotz ihres Alters den Rest ihrer Reize bewundert wissen wollte, brachte meinen Freund in Berlin in einigen Mißcredit, indem sich diese Dame an ihm zu rächen suchte. Der Vorfall war folgender: Wir wurden in einer Gesellschaft der geistreichen Madame St. vorgestellt, und von ihr in ihre Wohnung eingeladen; indeß verschoben wir diesen Besuch ziemlich lange. Eines Morgens kam einer unsrer Freunde, der uns sagte: Meine Herren, nun habe ich Auftrag, Sie ohne alle Widerrede zur Toilette der Madame St. zu bringen, denn diese Dame wünscht Sie, vorzüglich aber Hrn. von Haller, den sie in besondere Affection genommen, näher kennen zu lernen. Wir folgten der Einladung, und wurden aufs freundlichste empfangen. Madame St. wußte das Gespräch auf hundert verschiedene Gegenstände zu lenken, wobei sie ihren Verstand, ihre Kenntnisse und ihren Witz auf eine für uns überraschende Weise an den Tag legte. Endlich wendete sie sich zu meinem Freunde Haller mit den Worten: In acht Tagen ist Neujahr, und da möchte ich meinem Gemahl mit meinem Porträte eine Freude machen; ich habe mich durch W. malen lassen, da Sie nun ein so geübter Kunstkenner sind, so wollte ich Sie bitten, das Porträt anzusehen, und mir zu sagen, ob Sie nichts darüber zu erinnern finden. Ach, fing Haller an, ich bedaure den unglücklichen Maler, der es wagte, Sie zu portraitiren. Wie? fragte die Dame, welche erwartete, daß ihr Haller eine Schmeichelei sagen werde, sind meine Züge denn so schwer zu treffen? Das eben nicht, gab mein Freund zur Antwort; allein wenn Raphael Sie malte und könnte Ihrem Bilde

mit den Farben keine Sprache geben, so hätte dasselbe wenigstens für mich keinen Werth. Madame St., welche sich noch sehr viel auf ihre Reize zu gut that und die Aeußerung Hallers für einen Spott ansah, wurde gleich ihrem reizenden Negligé-Anzug, schneeweiß, und sprach kein Wort mehr, so daß unser Begleiter nun merkte, daß es besser gethan wäre, wenn wir uns wieder empföhlen. Madame St. ließ von nun an gegen Haller überall, wo wir mit ihr zusammen trafen, eine auffallende Abneigung blicken, und ihre Rache ging so weit, daß mein Freund seinen Aufenthalt in Berlin sehr widerwärtig fand, und seine Abreise beschloß. Für mich war der Winter, den ich in Berlin zugebracht, einer der angenehmsten gewesen. Haller verließ mich Anfangs April, um nach Koppenhagen zu gehen, und daselbst seinen Vetter, den Dichter Baggesen, welcher eine Cousine von ihm zur Frau hatte, zu besuchen, und in den ersten Tagen des Mai trat ich mit meinem Freunde, dem verstorbenen Professor und Historienmaler Carstens aus Berlin, und dem Hofmaler Cabot aus Koppenhagen, welcher schon zuvor mehrere Jahre in Rom studirt hatte, und daher mit der Sprache und den Sitten Italiens sehr gut bekannt war, meine Reise nach Rom an. Von Berlin aus nahm Professor Carstens den Weg über Dresden, um daselbst die Bildergallerie, welche er noch nicht gesehen hatte, kennen zu lernen; Cabot und ich reisten über Potsdam, Wittenberg und Leipzig bis Zwickau, wo wir mit Carstens wieder zusammen trafen. Während dieser die Gallerie in Dresden besah, hielten wir uns in Leipzig auf, um daselbst die interessante Winkler'sche Gemäldesammlung mit den übrigen dortigen Kunst-

werken, welche zerstreut bei Privatpersonen sich finden, kennen zu lernen. Der berühmte Oeser beschäftigte sich gerade damals mit Ausmalung der Hauptkirche, und die Bekanntschaft dieses so interessanten Mannes, so wie auch noch anderer Künstler und Kunstfreunde, an denen Leipzig von jeher reich war, mußte für uns sehr schätzbar seyn. Von Zwickau aus setzten wir unsere künstlerische Wanderung über Hof nach Nürnberg fort, wo uns die zahlreichen altdeutschen Kunstwerke acht Tage lang in Anspruch nahmen. Der einsichtige und thätige Kunsthändler Frauenholz erwies uns alle Freundschaft; er achtete Carstens als einen der ersten Kompositeur unserer Zeit, Cabot als Bilderkenner, und gewann mich lieb als einen rührigen, wißbegierigen jungen Mann, der noch gern etwas lernen wollte. Durch ihn erhielten wir Gelegenheit, alle in Nürnberg noch vorhandenen altdeutschen Kunstwerke von Albrecht Dürer und andern, die sich größtentheils aus dem 15. bis 16. Jahrhundert datiren, sowohl in den öffentlichen als auch in den Privat-Gebäuden zu sehen und zu bewundern. Besonders gefiel mir die dasige St. Sebaldus-Kirche, die sowohl in Hinsicht des altdeutschen Kirchenstyls, als auch wegen der Gemälde und der Sculptur aus jener Zeit, ein merkwürdiges Kunstdenkmal ist.

In Rücksicht auf Kunst bleibt Nürnberg noch immer eine der ersten interessantesten Städte Deutschlands, und man sieht gegenwärtig noch die Merkmale, daß sie vor einigen Jahrhunderten die größten Künstler aufzuweisen hatte. Von Nürnberg nahmen wir unsern Weg über Augsburg, wo wir uns ebenfalls einige Tage wegen der dortigen Kunstwerke aufhielten, und von da weiter über

Lindau, Schafhausen und Zürich. Von Zürich aus machten meine beiden Reisegefährten eine Reise nach Basel, um daselbst die Gemälde des berühmten Holbein zu betrachten. Da ich dieselben schon kannte, suchte ich mich während der Zeit in Zürich mit meinen alten Bekannten und Freunden, die ich seit drei Jahren nicht wieder gesehen, zu unterhalten. Unsere Koffer hatten wir schon von Lindau nach Mailand spediren lassen, und außer einem Zeichenbuch, einer Reise- oder Postkarte und dem Volkmann, welcher uns als Wegweiser für die Kunstsachen in Italien dienen sollte, nur wenige Kleidungsstücke und etwas Wäsche mit uns genommen, was wir durch einen Führer leicht tragen lassen konnten, darum setzten wir von da an unsere Reise über Zug, Luzern, Altdorf und den St. Gotthardt zu Fuß fort. Nachdem wir auf dem St. Gotthardt in dem letzten deutschen Dorf übernachtet, und des Morgens darauf, als den letzten Mai, unser Mittagessen oben auf der Höhe des Bergs bei den Kapucinern eingenommen hatten, und endlich an die Stelle kamen, wo sich die Straße wieder abwärts gegen die Lombardie hinzieht, von wo aus man schon in das schöne Italien hineinsehen kann, lagerten wir uns rechts an der Seite des Wegs auf einem etwas hervorragenden Felsen, um da unsere Betrachtungen an der Grenze des heimathlichen Bodens anzustellen.

Im Dankgefühl, daß mich die Vorsehung bisher auf freundlichen Wegen zum Ziele meiner Bestrebungen geführt, erhob sich mein Herz, und während ich mir einen Punkt an dem schönen Himmel zu fixiren suchte, unter welchem ich in der Zukunft wohnen sollte, bat ich Gott

im Stillen, daß er mich auch dort noch beschützen und meinen Bemühungen gedeihlichen Erfolg geben möchte.

Da wir hier eine ziemliche Zeit verweilten, so wurde es schon Abend, als wir in dem ersten italienischen Oertchen Ariolo ankamen, wir waren daher genöthiget, daselbst zu übernachten. Die zwei folgenden Tage fielen Schnee und Regen durcheinander, und wir glaubten daß sich dieses schlechte Wetter durch das ganze Ariolerthal verbreite, darum blieben wir an diesem Ort, fanden aber, als wir den dritten Tag nach Bellinzona kamen, daß es da wohl etwas weniges geregnet aber nicht geschneiet hatte, und das Unwetter blos oben an den Gebürgen ausgebrochen war. Während wir eben in Bellinzona zu Mittag aßen, kam unser Führer, den wir von Altdorf mitgenommen, bei uns nachzusuchen, daß wir ihn nunmehr wieder zurück nach Hause gehen lassen möchten, indem er den Hausknecht aus dem Wirthshaus von Magadino am Lago Maggiore, der so eben hier wäre, ausfindig gemacht, welcher uns weiter begleiten, und unser Gepäck auf seinem Pferd mitnehmen wolle, auch jeden Moment bereit sey, mit uns abzureisen. Nachdem wir nun unsern vorigen Begleiter ausbezahlt, und mit dem neuen übereingekommen waren, unser Gepäck mitzunehmen, verließen wir Bellinzona. Etwa eine halbe Stunde vor diesem sehr romantisch gelegenen Orte, sagte uns unser neuer Begleiter: Meine Herren, es ist heute Sonntag und in meines Herrn Hause giebt es sehr viel zu thun, wenn Sie nichts dagegen haben, so will ich einstweilen voraus reiten, und Sie folgen mir nach Bequemlichkeit; Sie können den Weg gar nicht verfehlen, ich will Ihnen inzwischen ein gutes Nachtessen

und ein gutes Nachtquartier bestellen. Wir waren es zufrieden, aber kaum hatte er sich ohngefähr eine Viertelstunde von uns entfernt, als wir an ein großes breites Wasser kamen, welches quer über unsern Weg aus dem Gebürge herab lief, wo seit einigen Tagen ein außerordentlicher Regen gefallen war; nirgends konnten wir einen Steg oder eine Brücke entdecken. Unser Freund Cabot, welcher die Art solcher Italiener kennen wollte, hielt unsern Begleiter für einen Spitzbuben, und glaubte, daß wir um unser Gepäck, worin wir selbst den größten Theil unseres Reisegeldes verwahrt hatten, geprellt seyen, indem der Bursche die Straße ohne Zweifel gekannt, und uns nur früher verlassen habe, damit wir wegen des Waldstroms nicht so geschwind nachkommen und ihn verfolgen könnten. Cabot war daher der Meinung, daß wir uns nicht lange zu besinnen hätten, um diesem Schelmen, der uns auf eine so listige Art um unsere Habseligkeit bringen wollte, nachzusetzen, und deshalb ohne alles Weilen durch den Waldstrom waden müßten. Ich, als der Jüngste und Beherzeste, entschloß mich voraus zu gehen, worauf mir dann meine beiden Reisegefährten folgten. Glücklich erreichten wir das andre Ufer, wo wir bis an die Hüften triefend, anlangten. Es war ein Glück, daß wir auf dieses Bad, welches uns eine Krankheit zuziehen konnte, gegen zwei Stunden zu gehen hatten, wobei wir uns sehr warm liefen, so daß die Kleider uns auf dem Leibe wieder trockneten. Als wir diesen Weg mit tausend Sorgen wegen unserer Effecten so geschwind als möglich fortgesetzt hatten, um unsern Dieb zu verfolgen, und endlich in Magadino am Lago Maggiore, dem ersten Wirthshause,

ankamen, zeigte sich der Hausknecht schon oben auf der Haustreppe, und rief uns entgegen: Meine Herren, Sie sind mir ausserordentlich geschwind nachgefolgt, ich hätte Sie erst in einer Stunde erwartet. Ohne daß wir ihm unsern Verdacht merken ließen, waren wir nicht wenig vergnügt, uns in unserer Meinung, bestohlen zu seyn, geirrt zu haben. Den Tag hierauf nahmen wir ein Schiff und besuchten die Borromäischen Inseln, Isola Madre bella, und brachten den ganzen Tag auf diesem schönen und malerischen See zu. Da wir die Absicht hatten, alle interessante Gegenden auf unserer Reise und vorzüglich die drei Haupt-Seen am Fuße der Alpen zu sehen, so bestimmten wir hierauf zwei weitere Tage für die Bereisung des Lago Lucano und Lago di Como. Als wir den andern Morgen am Ufer des Lago Lucano in Agno ankamen, begegnete uns ein ziemlich ansehnlicher Mann auf der Straße, welcher uns, da er uns miteinander deutsch reden hörte, in deutscher Sprache fragte, wo wir hinwollten. Auf unsere Antwort, daß wir zu Schiff nach Lucano fahren wollten, erwiederte er, das Marktschiff sey schon am frühen Morgen nach Lucano abgefahren, und er rathe uns deshalb lieber zu Land nach Lucano zu gehen, weil es von da nur eine Stunde, hingegen auf dem See gegen vier Stunden dahin sey, weshalb die Schiffer auch einen großen Lohn forderten. Wir äußerten, daß wir die Kosten nicht scheuten, und eigends hieher gekommen seyen, um die gegenseitigen Ufer des Sees zu sehen, erwiederte der Mann, das ist etwas anders, ich glaubte, es wäre Ihnen blos daran gelegen, bald nach Lucano zu kommen, da Sie aber wahrscheinlich Reisende

sind, die Italien aus Wißbegierde bereisen, so will ich Ihnen ein Schiff bestellen, denn ich bin hier sehr gut bekannt und bin der Landvogt von Lucano, habe aber in Deutschland und Freiburg studirt. Ich selbst will alsbald mit meiner Tochter, welche ich bei mir habe, auf einem Esel zu Land nach Haus gehen, und die Herren zugleich bitten, daß Sie mir die Ehre erweisen, diesen Mittag bei mir in Lucano zu speisen. Gehen Sie also nur hier in dieses Wirthshaus hinein und nehmen ein Frühstück, ich will Ihnen einstweilen das Schiff nach Lucano bestellen. Kaum saßen wir einige Minuten in dem Wirthshause, als schon zwei Schiffsleute kamen, die sagten, daß der Landvogt mit ihnen den Accord abgeschlossen habe, uns für zwei Dukaten mit einem expressen Schiff nach Lucano zu führen, wir möchten uns aber eilen, um noch zeitig daselbst anzulangen. Wir folgten alsbald diesen Schiffern nach dem kleinen Hafen, und fanden dort zwei andere Schiffer, welche der Landvogt gemiethet hatte, die erstern hatten es gehört, und waren ihren Kameraden zuvorgekommen, worüber jedoch der Landvogt blos die Achseln zuckte, und es uns freystellte, welcher Parthie wir den Vorzug geben wollten; den Schiffern hingegen war dies nicht einerley, sie geriethen in einen heftigen Zank, indem beide Theile ihr Recht behaupteten, ohne daß der Landvogt das Herz hatte, sich in den Streit zu legen, oder als obrigkeitliche Person die Sache abzuthun.

Ohne zu wissen welcher Parthei eines der beiden in Bereitschaft stehenden Schiffe gehöre, bestiegen wir das erste beste, worauf uns die beiden Eigenthümer des Schiffes folgten, welche nun gerade diejenigen waren, die uns

im Gasthof aufgesucht hatten. Auf diese Art war nun der Streit geschlichtet, und wir befanden uns schon eine ziemliche Strecke weit in der See, als sich der Landvogt noch immer mit seiner Parthei herumzankte. Nachdem wir etwa eine Stunde Wegs zurückgelegt, kamen wir an einem ganz nahe am Ufer gelegenen schönen Oertchen vorbei, wo unsere Schiffleute einem jungen Menschen zuriefen, sie wollten ihn mit in das Schiff aufnehmen, zugleich sagten sie uns, dieß sey der Sohn des Landvogts, und so erlaubten wir gerne das Einsteigen des jungen Menschen, welcher aber wegen seines ärmlichen Anzugs eher einem jungen Bettler, als dem Sohn des Hr. Landvogts von Lucano glich. Wir mochten jetzt ohngefähr anderthalb Stunden weit gefahren seyn, als die Schiffer bei einem isolirten Wirthshause anlandeten, und uns weiß machen wollten, daß wir nun in Lucano angekommen seyen, was uns jedoch nicht wahr zu seyn schien, weil wir bisher immer in einer geraden Richtung an den Ufern vorbei gefahren waren, und sehr wohl wußten daß der See eine große Beugung habe, und Lucano in dem andern Bug gelegen seyn müsse. Durch diese Behauptung kamen wir dann mit den Schiffern in einen großen Streit, indem sie darauf bestanden, daß hier Lucano ganz nahe läge und wir von dem Wirthshaus an nur wenige Schritte bis in die Stadt zu machen hätten, was denn auch der junge Mensch aus sichtbarer Furcht vor diesen rohen Menschen auf ihre Aufforderung bestätigte. Nachdem wir uns nun einige Zeit mit ihnen gestritten hatten, ließen uns die Bursche, welche ganz wie Banditen aussahen, im Schiffe sitzen, und gingen in das etwa hundert Schritte

vom Ufer gelegene Wirthshaus. Da unser Protestiren und Schreien gar nichts fruchtete, folgten wir ihnen endlich selbst nach in die zu ebener Erde gelegene Wirthsstube, wo wir eine Menge dem äußern Ansehen unserer Schiffer ähnliche Kerls antrafen, die sich auch gleich auf die Seite unserer Schiffer schlugen, welche jetzt mit Ungestüm ihre Bezahlung forderten.

Der Wirth, welcher den Sohn des Landvogts bei uns erkannte, nahm sich indessen unsrer an, und sagte uns im Vertrauen, wir hätten bis jetzt erst den halben Weg nach Lucano zurückgelegt, allein der See mache ohnweit von seinem Hause eine weite Krümmung, und bei der größten Anstrengung würden die Schiffer uns in vier Stunden kaum bis Lucano bringen können. Da nun eben eine Menge fremde verdächtige Kerls bei ihm eingekehrt seyen, die er selbst nicht kenne, und es in dieser Gegend auf der östreichischen und Schweizer Gränze überhaupt so viel Gesindel gebe, welche von einem Land in das andre überlaufen, wenn man sie packen wolle, so rathe er uns, die Sache in Güte beizulegen, er wolle uns eine Frau mitgeben, um unser Gepäck bis Lucano zu tragen, wohin wir zu Land in ungefähr 1½ Stunden gehen könnten, dann er vermöge uns nicht zu schützen. Diesen Morgen erst, fuhr er fort, wurde in Lucano ein solcher Schelm gehenkt, und habe ich die Kerls in meiner Wirthsstube beinah im Verdacht, daß sie Spießgesellen jenes Gehenkten seyen. Nach dieser Erklärung besannen wir uns nicht lange, den guten Rath des Wirths zu befolgen, und zahlten die Schiffer aus, mußten aber nachher einen abscheulichen und beinahe ganz ungangbaren Weg über lauter kleine ver-

witterte Felsenstücke am Fuße des Bergs gegen zwei Stunden lang bis Lucano machen. Als wir daselbst eintrafen, kam der Landvogt, welcher schon über eine Stunde mit dem Mitagessen gewartet hatte, uns auf der Straße entgegen, allein die Unannehmlichkeit, welche wir den Tag über in seiner Gerichtsherrlichkeit, zum Theil in seiner und zum Theil in seines Sohnes Gegenwart erfahren hatten, gaben uns keinen hohen Begriff von seiner Würde, und wir entschuldigten uns daher, und zogen das Mittagessen in dem Gasthof vor.

Den andern Tag, als wir schon in der Frühe an dem Comer See ankamen, wurden wir bei unserer weitern Reise auf diesem See für die widrigen Zufälle des vorigen Tags entschädigt. Wie wir vor das sogenannte Plinianum (Landhaus des Plinius) ankamen und von der Seeseite auf dem Schiff eine kleine Skizze von der Ansicht machen wollten, wurden wir durch den Zuruf eines ansehnlichen Herrn überrascht, der uns aus dem Hause zurief.

Als wir nun dieser sehr freundlichen Einladung folgten, und der humane Eigenthümer der Villa erfuhr, daß wir Deutsche seyen, sagte er uns in unsrer Sprache: Meine Herren, ich bin der Besitzer dieses so berühmten Landhauses, das vor mehreren Jahrhunderten einer der gelehrtesten und geistreichsten Römer gebaut und angelegt hat. Ich bin ein mailändischer Edelmann, habe aber mehrere Jahre in Deutschland und vorzüglich am Hofe in Dresden gelebt. Nachdem ich in mein Vaterland zurückgekehrt, und mich von allen Geschäften zurückgezogen, so wählte ich mir aus besondrer Vorliebe diesen Landsitz für

meinen Sommeraufenthalt, in der Hoffnung, daß mich hier recht viele Freunde besuchen würden; allein das Unglück will nun, daß Sie seit zwei Jahren höchstens die dritte Gesellschaft von Fremden sind, die bei mir einspricht. Ich heiße Sie darum um so herzlicher willkommen. Wenn ich Sie bitten darf, so halten Sie sich einige Tage bei mir auf, und sehen sich in diesen Gebürgen um, ich kann Sie zwar nicht ganz so köstlich bewirthen, wie es der erste Erbauer der Villa gethan haben würde, allein es soll Ihnen nichts abgehen, und im guten Willen für meine Gäste glaube ich, selbst dem Plinius nicht nachzustehen.

Unser trefflicher Wirth befolgte auch getreulich den Inhalt der lateinischen Inschrift des Plinius, welche noch jetzt in der obern, mittlern Halle zu lesen ist, und sagt: Die Fremden sollten sich zuerst mit den vortrefflichen Speisen und Getränken des Landes erquicken, und sich dann erst umsehen und sagen, ob er den Ort dieses Landsitzes recht gewählt habe? Nach einer trefflichen Bewirthung besahen wir das ganze Haus mit seinen schönen Umgebungen und himmlischen Aussichten; und setzten alsdann unsre Fahrt längs der reizenden Ufer des Sees, der fast in seinem ganzen Umkreise mit herrlichen Villen und freundlichen Städtchen prangt, weiter fort, bis wir Abends in Como ankamen. Von Como wollten wir den Weg bis Mailand zu Fuß machen, allein da an allen Ecken der Gassen und auch selbst auf den Landstraßen angeschlagen war, daß sich in dasiger Gegend und besonders in der Nähe von Mailand eine Hyäne aufhalte, welche schon mehrere Menschen getödtet, und sich deßhalb ein

jeder Fußreisende zur Sicherheit mit einer geladenen Büchse versehen möge, so waren wir genöthiget bis Mailand einen Veturin zu nehmen.

Die Hyäne, welche einem Mann, der allerlei Thiere für das Geld sehen ließ, entsprungen war, hatte schon dazumal, wie ich nach Mailand kam, einige Landleute und selbst auch ein Kind aufgezehrt. Die Amme mit den Taufpathen wollten eben dieses Kind zur Taufe tragen, unter Wegs, als die Hyäne sich blicken ließ, warf sie das Kind weg, und lief mit der übrigen Gesellschaft davon. Das nämliche Thier setzte eines Tags halb Mailand in großen Schrecken, indem es vor der Stadt in der Nähe einer Promenade, auf der ich gerade auch war, zum Vorschein kam. Mit einem Geschrei sprang bei dieser Erscheinung alles von der Promenade der Stadt zu, allein der Commandant von Mailand beorderte in der Eile eine Eskadron Cavallerie auf die Promenade, um die Personen zu schützen.

In Mailand verweilten wir acht Tage lang, um alle die daselbst befindlichen interessanten Gebäude, Gemäldesammlungen und Bibliotheken zu sehen, unter denen der Architekt besonders von dem noch stehenden altrömischen Porticus, von dem Dom, Spital und einigen Klöstern ꝛc., der Maler von den Gemälden des Andreas del Sarto, von dem Abendmahl des da Vinci, der Gelehrte von der ambrosianischen Bibliothek, die sowohl wegen ihrer Bauart als auch wegen der darin aufbewahrten vorzüglichen Werke und den Cartons von den römischen Stanzen Raphaels, angezogen wird. Mir gefiel es hier vorzüglich wohl, und die Hauptstadt der Lombardie gab mir einen

hohen Begriff von der Kunst in den übrigen italienischen Hauptstädten, und ließ mich auch die kleinen Unannehmlichkeiten, welche ich auf dem Weg von der deutschen Gränze bis dahin gehabt hatte, um so mehr vergessen, da mir Cabot bei Betrachtung der Kunstschätze in Mailand versicherte, daß dieses nur Kleinigkeit wäre, daß das Herrlichste uns erst in Florenz und Rom erwartete.

Es ist gewöhnlich der Fall, daß den Fremden gleich bei den ersten Schritten auf dem italienischen Boden manche Unannehmlichkeiten aus Unkunde der italienischen Sitten und Gebräuche widerfahren, weshalb nicht selten ein sehr zweideutiges Urtheil von Reisenden über dieses so merkwürdige Land in Rücksicht seiner Bewohner gefällt wird. Wer Italien flüchtig durchreis't, wird sich allerdings von den Menschen wenig erbaut fühlen; wer sich aber länger in dem Lande aufhält, und gewissermaßen einheimisch und mit den Bewohnern vertraut wird, fällt gewöhnlich das entgegengesetzte Urtheil. Dies bestätigte sich durch unsre eigenen Erfahrungen. So hatten wir in Mailand eine große Verdrüßlichkeit wegen des Empfangs unserer Koffer, indem unser Spediteur in Lindau selbige der Sicherheit wegen emballirt, und als Kaufmannsgut spedirt hatte, wovon für das Pfund ein Gulden Eingangszoll in Mailand entrichtet werden mußte. Das Handelshaus, an das unsere Koffer adressirt waren, suchte uns indessen von dieser Abgabe, die für unsere drei Koffer gegen 80 Dukaten betragen hätte, zu befreien, indem es uns anrieth, wir sollten uns mit unserem bisherigen Reisegepäck noch in Mailand behelfen, und die Koffer als tran-

sit nach Genua versenden lassen, wo wir sie bei unserer Ankunft ohne Bezahlung eines Impot erhalten könnten. Wir befolgten diesen Rath und ersparten uns dadurch eine Ausgabe, die uns in Verlegenheit gebracht hätte.

Nach unserem schon in Berlin gemachten Reiseplan, wollten Professor Carstens und ich zuerst den Weg über Tyrol nach Italien nehmen, waren aber nachher mit Cabot übereingekommen, ihn durch die Schweiz zu begleiten, wenn er sodann mit uns seinen Weg über Genua, und von da zur See weiter, nach Livorno, Florenz und Rom nehmen wollte. In Mailand änderte Cabot seinen Sinn, und war entschlossen, aus doppelter Ursache, den nächsten Weg von da nach Rom zu nehmen. Dies setzte Carstens und mich in Verlegenheit. Ich hatte in Berlin nur hundert Dukaten Reisegeld aufgenommen, und unsere Kassen waren bereits sehr geschmolzen. Carstens, bei seiner Gutmüthigkeit, ließ sich leicht, gegen seinen Willen, bereden, mir aber kam das sehr ungelegen; ich stellte Cabot sein Unrecht lebhaft vor, und bestand fest auf Erfüllung unsrer Verabredung. Zuletzt erklärte ich ihm, wir würden, wenn er uns verließe, in Mailand bleiben, wo wir uns von der Schweiz aus leicht das uns noch etwa fehlende Reisegeld verschaffen könnten. Den Weg nach Rom würden wir auch ohne ihn finden, und in Rom selbst würde eine solche Störung unseres freundschaftlichen Verhältnisses ihm allgemeine Mißbilligung zuziehen.

Nachdem wir uns acht Tage in Mailand aufgehalten, und daselbst alles Interessante und Merkwürdige von Kunst gesehen hatten, reisten wir über Pavia nach Genua ab, wo ich unweit der Stadt auf den Höhen der Apenninen

das unbeschreibliche Vergnügen hatte, an einem schönen Morgen zum erstenmal das Meer mit vielen darauf segelnden Schiffen zu erblicken. Die Stadt Genua, welche von dem Ufer des Meeres auf das angränzende Gebürg amphitheatralisch gebaut ist, so wie auch die malerischen Umgebungen, machten auf mich einen unauslöschlichen Eindruck. Aber dies muß ich gestehen, daß mich die See fast mehr noch als die Stadt selbst anzog, und unwillkührlich wendete sich mein Auge immer wieder von den prächtigen Thürmen und Palästen auf die unendliche Wasserwelt hin.

Nachdem wir uns mit den Merkwürdigkeiten in Genua, wobei, wie in Mailand, Volkmann unser Führer war, hinlänglich bekannt gemacht, schlossen wir mit einem spanischen Schiffmann, welcher mit einem ziemlich ansehnlichen Kauffartheischiff nach Livorno gieng, einen Vertrag ab, ließen auf vier Tage Lebensmittel nebst unsern Koffern und übrigen Habseligkeiten auf das Schiff bringen, und versahen uns mit den nöthigen Gesundheitsscheinen wegen der Quarantäne in Livorno. Am vierten Abend nach unsrer Ankunft in Genua fuhren wir ab. Außer dem Hafen und auf der Rehde vor Genua lag dazumal ein französisches Linienschiff mit zwei Fregatten, welche den ersten französischen republikanischen Gesandten nach Konstantinopel bringen wollten, und einige Tage zuvor, weil die Schiffssoldaten mit den englischen Matrosen, welche in dem Hafen von Genua lagen, Händel angefangen, aus demselben, sammt dem Minister, herausgewiesen worden waren.

Die Republikaner ließen uns nicht ungeneckt an ihren

Schiffen vorbei segeln, sondern riefen uns alle Arten von Spott und Schmähungen nach, welche zwar von unsern Matrosen und einigen Passagieren erwiedert wurden, allein die Mannschaft auf den französischen Schiffen war zu groß, als daß sie uns nicht überschrien, und mit Unarten überflügelt hätten. Bis die Dunkelheit hereinbrach, blieb ich auf dem Verdeck, um zu sehen, wie wir uns nach und nach von Genua entfernten, wo die Fenster der Stadt gleich einer Illumination beleuchtet erschienen. Erst gegen 10 Uhr gieng ich zu meinen Reisegefährten in die Kajüte, um daselbst mit ihnen unser Abendbrod in freundschaftlicher Unterhaltung vom Seewesen, weil beide schon große Schifffahrten gemacht hatten, zu verzehren. Das Geräusch des Wassers, das in der Kajüte so sonderbar tönte, daß man glaubte, das Schiff würde über lauter Kieselsteine gezogen, nahmen wir bei dieser unsrer Unterhaltung als ein vortreffliches Zeichen an, und Cabot, als der erfahrenste Seefahrer, der seine erste Reise von Kopenhagen bis Rom zur See gemacht hatte, gab uns die angenehme Hoffnung, daß dieses Geräusch des Wassers einen so schnellen Lauf des Schiffs vermuthen lasse, daß wir in der Frühe des andern Tags wenigstens schon über halbwegs bis Livorno gekommen seyn müßten. In der angenehmsten Hoffnung und voller Freude, morgen wieder ein anderes schönes Ufer und eine neue Gegend zu sehen, legten wir uns schlafen, und ich konnte kaum den Tag erwarten. Gleich nach vier Uhr des Morgens kroch ich schon aus der Kajüte und auf das Verdeck, wo ein ziemlich starker Wind wehte; da ich ganz nahe vor uns, durch die Beleuchtung der Fenster eine Stadt erblickte,

und auch merkte, daß das Schiff vor Anker lag, so kehrte ich geschwind wieder um, und kam voller Freude zu Cabot, um ihm zu sagen, wir seyen schon in Livorno angekommen. Da ich mich den Matrosen nicht hatte verständlich machen können, gieng Cabot mit mir auf das Verdeck, wo wir zu unserem größten Leidwesen erfuhren, daß wir wieder vor Genua vor Anker lagen, indem der Wind ganz entgegen wäre, und sie zur Vermeidung der Gefahr für nöthig gefunden hätten, wieder in Genua einzulaufen. Als es vollends Tag wurde, sagte uns der Schiffer, daß wir nun ganz ruhig wieder in unsern Gasthof zurückkehren könnten, doch müßten wir unsere Effecten auf dem Schiff zurück lassen, und wenn wir Kleidungsstücke oder sonst etwas aus unseren Koffer haben wollten, solches auf dem Schiff abholen, und uns auch da zu jeder beliebigen Stunde umkleiden, denn, setzte er hinzu, es steht ein großer Sturm (Temporale) bevor, und da kann es wohl seyn, daß wir erst in sechs bis acht Tagen wieder von hier abreisen können, in jedem Fall laß ich es Ihnen aber mehrere Stunden zuvor wissen, wenn wir unter Segel gehen. Dieser widrige Zufall, der uns zum zweitenmal nach Genua brachte, verschaffte uns das Vergnügen, Hr. Handelsmann Zellweger aus St. Gallen, welcher in Genua ein großes Handelshaus hatte, mit seiner würdigen Gattin, einer Tochter des seligen Salomo Geßner, kennen zu lernen. Wir waren an dieses liebenswürdige Ehepaar empfohlen, allein da wir uns die ersten Tage in Genua aufhielten, war Hr. Zellweger mit seiner Frau auf dem Lande, und sie kamen erst während unseres zweiten Aufenthalts zurück. Wir fanden bei ihnen die herzlichste Aufnahme.

Das von unserem Schiffer vorhergesagte Sturmwetter gieng inzwischen vorüber; er selbst hatte die Zeit trefflich benützt, eine Menge Contrebande auf sein Schiff zu schmuggeln, was ihm sehr leicht wurde, da sein Schiff bereits visitirt und er nur, dem Sturm zu entgehen, in den Hafen zurückgekehrt war. Nach sechs Tagen liefen wir zum zweitenmal aus, wozu uns das Wetter äußerst begünstigte.

Als wir Abends gegen fünf Uhr außer der Rehde, und auf die hohe See kamen, waren die Ufer von Genua äußerst schön beleuchtet, und es trat eine so große Windstille ein, daß das Meer ganz einer unbeweglichen Fläche glich, auf der sich die von der untergehenden Sonne fallende Strahlen gleich einer Spiegelscheibe reflektirten; nur hie und wieder sahen wir diese unbewegliche Fläche mit Schiffen wie mit Punkten bezeichnet, und zu Zeiten durchbrachen Delphine diese Spiegelfläche in der Nähe hinter unserem Schiff, indem sie uns nachhüpften. Mir gab dieser Anblick eine himmlische Empfindung, und ich beneidete die Matrosen, welche so glücklich sind, so oft dergleichen schönen Naturscenen, wo Himmel, Luft und Erde so heiter und versöhnend erscheinen, zu sehen.

Unser Schiffskapitän hingegen prophezeihte uns durch diese Stille des Meers nichts gutes indem er versicherte, wir hätten in 24 Stunden das fürchterlichste Unwetter zu erwarten, was denn auch wirklich der Fall war, denn die Nacht und den Tag darauf war es noch immer so windstill, daß wir kaum bemerkten, daß sich unser Schiff von der Stelle bewegte, und die zweite Nacht darauf stellte sich schon ein starker Wind ein, welcher bald in einen so

heftigen Orkan übergieng, daß wir den Morgen darauf Mühe hatten, in den Golf della Specia zu kommen, wo wir wegen des ausserordentlich stürmischen Wetters über vier Tage bleiben mußten. Die Wellen thürmten sich gleich Bergen auf, und drohten die Felsen-Ufer unseres Golfs, so wie der kleinen darin gelegenen Inseln, in ihrer schäumenden Wuth zu vernichten. In diesen Hafen, welcher durch ein kleines, jedoch von den hohen felsigten Inseln, auf welchen ein genuesisches Fort liegt, gegen die Wellen innerhalb geschützt ist, weshalb man bei einem großen Sturm kaum in denselben einfahren kann, hatten wir einige sonderbare Auftritte. Gleich einige Stunden nachdem wir in denselben glücklich eingelaufen waren, und vor Anker lagen, flüchtete sich ein genuesisches Boot, mit weniger Mannschaft und einem Passagier in denselben; damit das Schiff nicht an die Felsen anstieße und in der Brandung untergienge, machte sich alles was in dem kleinen Ort von Matrosen war, auf die Böte, um das Schiff vor dem Untergang zu retten, indem es die Wellen jeden Augenblick zu verschlingen, oder an einen Felsen hinzuschleudern drohten. Mit Mühe retteten jedoch die Leute das Schiff und die Mannschaft, der Fremde war seekrank und todtschwach, erholte sich aber nachher bald wieder. Den zweiten Tag wo Professor Carstens und ich nach Tisch die dasigen Berge bestiegen, und Cabot und der spanische Schiffskapitän sich auf das Schiff zum Schlafen begaben, um sich da aus besonderer Liebhaberei durch die Meereswogen wie Kinder einwiegen zu lassen, hatte derselbe einen besondern Schreck, indem die starke Bewegung der Wellen den Anker von dem Schiff abriß,

so daß dasselbe ganz frei wurde, und in die größte Gefahr kam. Die ganze Mannschaft der im Golf befindlichen Matrosen machten sich daher abermals auf die Böte, um das Schiff zu retten, allein sie konnten sich demselben nicht nähern, um das Ankerseil zu erreichen, weil das Schiff viel zu groß war, weshalb den Böten die Vernichtung drohte. Der spanische Schiffskapitän ließ sich daher von dem Schiff an dem Ankerseil ins Wasser, und suchte sich mit demselben einem Boot zu nähern, worauf sodann die sämmtliche Schiffer sich alle an das Ankerseil mit ihren Böten anschlossen, und somit das Schiff retteten. Als wir von unserm Ausfluge zurückkamen, so trafen wir Cabot im Bette und noch ganz krank vor Schreck von dieser Geschichte an. Bevor ich den kleinen unansehnlichen Ort Specia verlasse, will ich noch einer andern Verlegenheit gedenken, in welche uns Carstens gesetzt.

Da in den vier Tagen, welche wir daselbst zubrachten ein Sonntag fiel, so lud uns ein Kapuziner, welcher mit uns auf demselben Schiffe nach Livorno reisen wollte, schon Sonnabends zu seiner Messe ein, die er in der Frühe des nächsten Tags lesen wollte, mit den übrigen Reisenden und Matrosen. Da wir es an diesem entlegenen Orte, und auch wegen unserer übrigen Reisegefährten für unklug hielten, unser Glaubensbekenntniß abzulegen, so sagten wir dem Kapuziner seine Bitte gerne zu. Als wir jedoch den andern Morgen in gesammter Zahl in die im Hafen an dem Ufer des Meers gelegene Kirche zogen, so weigerte sich Carstens mit in die Kirche zu gehen, indem er vorgab das lange Knieen nicht aushalten zu können. Da wir ihm nun deshalb Vorstellungen machten, so

verstand er sich endlich unter der Bedingung dazu, daß ihm Cabot sagen sollte, wenn es nöthig wäre zu knieen. Der Kapuziner begann jetzt die Messe und die sämmtliche Schiffsgesellschaft sank um den Altar auf die Kniee. Cabot, der mit diesen Ceremonien bekannt war, that ein Gleiches, was wir ihm dann nachmachten. Carstens, der hinter Cabot auf den Knieen lag, flüsterte jedoch diesem unaufhörlich ins Ohr, ob er noch nicht bald wieder aufstehen könne, denn länger vermöge ers nicht auszuhalten. Nachdem er nun so eine Viertelstunde gemurrt hatte, und die Ceremonie nicht enden wollte, stand er von selbst auf, puzte den Staub von den Knieen, und gieng zur Kirchthüre hinaus. Nach beendigter Messe kam unsere Gesellschaft mit dem Kapuziner, und bedauerte unsern Carstens ausserordentlich, daß er nicht bis zur Wandlung hätte in der Kirche bleiben können, weil sie glaubten, er müsse todtkrank geworden seyn. Wir bejahten dies, als wir aber zur Kirchthüre hinauskamen, so gieng Carsten längs dem Meerufer auf und ab, und schleuderte mit seinem Stock kleine Kieselsteine von dem Ufer in das Meer. Die ganze Gesellschaft, welche aber zum Glück kein deutsches Wort verstand, begleitete uns zu ihm, um zu vernehmen, wie er sich befände. Da wir nun seine Krankheit schon kannten, verwiesen wir ihm seine Unvorsichtigkeit, allein er schalt Cabot, daß er ihn zu so etwas, was er nicht vertragen könne, verleitet habe, und die Italiener und Spanier, denen dieses Gespräch unverständlich war, glaubten, er mache eine recht lebhafte Schilderung seiner Kränklichkeit, und riethen ihm gutmüthig, einen Arzt um Rath zu fragen. Nachdem wir einige Zeit in diesem entlegenen

Orte zugebracht und uns theils an Betrachtung der Naturszenereien, theils an den Sitten und Eigenthümlichkeiten der Menschen erheitert hatten, wurden wir den 5ten Tag schon Morgens 2 Uhr von unsern Matrosen aufgeweckt, welche uns zur Abfahrt riefen. Noch wogte das Meer unruhig hin und her, allein der Morgen schien einen schönen Tag anzukünden, und der Wind wehte gerade von dem Land gegen die See, was uns eine günstige Fortsezung unseres Wegs hoffen ließ. Schon eine Stunde vor Tag waren wir reisefertig, das Schiff frei gemacht, und die Segel aufgezogen, und es ging nun pfeilschnell über die noch immer von dem Sturm bewegte See hin, und zwar mit so gutem Winde, daß bei Tagesanbruch kein Ufer mehr sichtbar war. Die ausserordentliche Geschwindigkeit des Schiffes, welches beständig zwischen den hohen Wogen wie durch ein Thal zu gehen hatte, verursachten mir und meinen übrigen Reisegefährten kein großes Wohlbehagen, indem wir beinahe alle durch dieses schnelle Schaukeln seekrank wurden, was jedoch schnell vorüberging. Morgens gegen 9 Uhr erblickten wir schon wieder Land; auf die Frage an unsern Schiffskapitän, ob dieses Livorno sey, antwortete er, meine Herren! das ist Bastia in Corsica, ich habe daselbst einiges Gepäck abzugeben, wir steigen aber nicht ans Land, denn der Wind ist zu günstig, wir müssen ihn benützen, um diesen Abend noch bei guter Zeit in Livorno anzukommen. Als wir uns Bastia etwas mehr genähert hatten, nahm einer unserer Matrosen ein großes Meerschneckengehäuß, und bließ darauf verschiedene Töne, wie durch ein Sprachrohr; nach ohngefähr einer Viertelstunde kam von dem Hafen ein

Boot mit 4 Personen, welche das Gepäck, welches unser Schiffskapitän abzugeben hatte, aufluden. Wir setzten hierauf unsern Weg augenblicklich weiter fort.

Auf dieser unserer Fahrt, unweit von Livorno, sahen wir auch die in unserer Zeit durch Napoleon so bekannt gewordene Insel Elba, welche gleich einem farbigen Punkt aus der unübersehbaren Meeresfläche hervorschaute. Dazumal dachten wir freilich nicht, daß dieser Punkt dereinsten ein so allgemeines Interesse für die ganze Welt gewinnen würde, sonst würde ich ihn wenigstens mit meinem kleinen Seerohr von Tamsen, das ich immer bei mir in der Tasche trug, näher betrachtet haben.

Abends gegen halb sechs Uhr kamen wir in Livorno an, wo wir aber wegen der Quarantäne erst nach einer langen Untersuchung unserer Gesundheitspässe, und nachdem unser Schiffskapitän eine Handtreu abgelegt hatte, daß kein Corsar oder Türke während unserer Reise an Bord gekommen war, an das Land steigen durften.

Livorno war von den Städten, welche ich bisher in Italien gesehen, die erste, die mir ein italienisches Ansehen und in ihrer Bauart einen eigenthümlichen Charakter zu haben schien. Mayland und Genua sind zwar als große Haupt- und Handelsstädte interessant, allein sie haben eine französische Physiognomie, die von Livorno ist nationaler. Da Livorno zu meiner Zeit einer der ersten Freyhäfen des mittelländischen Meeres war, so fanden wir sie auch äusserst belebt durch die verschiedenen Nationen, die sich daselbst aus allen Welttheilen aufhielten, besonders merkwürdig war mir eine Kunsthandlung, welche

alle Arten von italienischen Kunstprodukten enthielt und jedem Künstler merkwürdig durch die Gemälde, Statuen, Kopien der altrömischen Denkmäler von Korkholz, Mosaiken ꝛc., die zum Theil zu den billigsten Preisen verkauft wurden.

Aus diesem Freihafen setzten wir nach einigen Tagen unsre Reise nach Pisa fort. In dieser einst merkwürdigen und blühenden Stadt sahen wir uns ebenfalls um und wurden an manche große Ereignisse einer reichen Vergangenheit erinnert.

Von da machten wir eine kleine Excursion in die Bäder von Carrara und die dasigen berühmten Steinbrüche, in welchen der carrarische Marmor gebrochen wird. So todt und unbelebt gegenwärtig Pisa ist, so viele Spuren des vormaligen Wohlstandes findet man noch daselbst, besonders in den ausgezeichneten Gebäuden. Die gegenwärtige Entvölkerung und der dermalige Bedarf der Wohnungen in Pisa war mir schon in unserem Gasthof äusserst bemerklich, indem, als wir in demselben ankamen, uns der Kellner eine Menge Zimmer für Fremde zur Auswahl zeigte. Da nun keines von diesen Zimmern meublirt war, so sagten wir, er sollte dieselben zuerst mit Betten, Tischen und Stühlen versehen, dann wollten wir uns über die Wahl entscheiden. Ach, meine Herren! gab er zur Antwort, das ist hier nicht Sitte, wir haben weit mehr Zimmer als Meubel, und erst, wenn sich die Fremden die Zimmer ausgesucht haben, welche sie zu bewohnen wünschen, werden diese mit den nöthigen Geräthschaften versehen. Aehnliche leerstehende Gebäude giebt es in Pisa viele, so z. B. die Börse, meh-

rere Kirchen und andere öffentliche Gebäude, unbenutzt, und bloße Zeugen von dem ehemaligen Wohlstande, dieser sonst so gewerbsamen und für den Handel gut situirten Stadt, da sie durch den Arno mit dem Meer in unmittelbarer Verbindung ist, und dabei in dem fruchtbarsten und gesegnetsten Theil von Italien liegt.

Unter den Gebäuden von Pisa zogen mich besonders an: der Dom, das Battisterium mit dem Schieftthurme, das Campo Santo mit den herrlichen Werken des Fiesole. Nie hatte ich vorher so viele merkwürdige Gebäude, Gemälde ꝛc. auf einem Punkt vereinigt gesehen. Wenn es hier der Ort wäre, so würde ich gerne Vieles von diesen so einzigen Monumenten aus dem modernen heroischen Zeitalter anführen. Aber ich muß mich beschränken, und will nur noch etwas weniges von der Fortsetzung meiner Reise nach Florenz und Rom bemerken. Wenn ich alle die Kunstwerke, welche mich in Italien besonders anzogen, anführen wollte, so hätte ich blos von Florenz ein Buch zu schreiben. Hier stehen die unsterblichen Werke von den berühmtesten Baumeistern des Mittelalters: Brunelleschi, Bramane, Serlio, Palladio ꝛc. gebaut, und die Gemälde- und Statuen-Sammlung, so wie die Kunstschätze in den Privat-Gallerien und Kirchen sind einzig in ihrer Art, und Florenz, welches schon wegen seiner schönen Lage die Blume Italiens genannt wird, kann daher wohl auch mit Recht als ein Blumenstraus von allen schönen und interessanten Kunstwerken angesehen werden. Ob ich gleichwohl bis hieher manches treffliche Kunstwerk gesehen hatte, so überraschten mich doch die in Florenz großentheils aus der frühern Kunstperiode

abstammenden Kunstprodukte durch den tiefen Sinn der Meister und ihr reines, absichtliches Streben, und es ist wohl keine Stadt, welche die Künste mehr als diese durch Jahrhunderte genährt und gepflegt hat. Was mich in Florenz von Werken der Architektur vorzüglich ansprach, waren der Dom, das Battisterium, der Palazzo Veggio, der Palast Pitti mit seinen schönen Gartenanlagen, so wie auch die Lage der alten Stadt Fiesole, von wo aus das so schöne und reizende Florenz ganz übersehen werden kann. Nie hat mich ein Bild oder der Prospect von einer Stadt mehr als gerade von dieser angezogen, und obgleich mein römischer Aufenthalt und mein dasiges Studium einen großen Theil meiner frühern Eindrücke geschwächt hatte, so gewann dennoch dieses Bild noch mehr bei mir, als ich es zum zweitenmal sah. Bevor ich Florenz verlasse, wo P. Carstens wegen seines Studiums einen Monat länger als wir blieb, und Cabot und ich nur acht Tage verweilten, und dann zusammen nach Rom giengen, muß ich dankbar erkennen, daß ich ohne meine Reisegefährte bei meinem Studium im Gebiete der bildenden Kunst nicht so leicht sehen gelernt hätte. Alle Kunstwerke in den Städten, durch die wir kamen, betrachteten wir gemeinschaftlich, und theilten uns unsere Meinungen über dieselben gegenseitig mit, dadurch lernte ich die mehrsten classischen Maler nach ihren verschiedenen Schulen in Hinsicht auf Komposition und Styl etwas genauer kennen, so daß ich also auch in diesem Theil der Kunst nicht ganz ohne Kenntnisse nach Rom kam. In Rücksicht meiner bisher in Italien erworbenen architektonischen Bildung will ich noch hinzufügen,

daß gleich, nachdem ich den italienischen Boden betreten, und unter dem heitern Himmel athmete, eine productive Kraft sich in mir zu regen begann. Ich komponirte unterwegs bis Florenz und dann bis nach Rom eine Menge Gebäude, wozu ich meistentheils die Ideen von den gemeinen ländlichen Wohnungen nahm, indem mir diese Gebäude wegen ihrer mannigfaltigen Formen, Benutzung des Locals, der Materialien ꝛc. oft weit ingenioser und für ihr Bedürfniß zweckmäßiger als selbst manche große Palais zu seyn schienen. Daneben ließ ich jedoch die mit Kunst und Wissenschaft aufgeführten Gebäude in Hinsicht auf Styl, Anordnung und Konstruktion nicht ausser Acht, und die Hoffnung, daß ich nun alles das, was ich bisher nur einzeln und zerstreut gesehen, weit vereinigter und bequemer für mein Studium in Rom antreffen werde, stieg immer mehr und mehr, so wie ich mich dieser ehemaligen Hauptstadt der Welt näherte. Ob Florenz gleichwohl eine Menge Kunstwerke, und besonders aus dem Mittelalter, aufzuweisen hat, die selbst Rom von diesem Werth nicht besitzt, so konnte ich es doch kaum erwarten, bis Cabot und ich in dem Wagen saßen, um nur bald an das Ziel unserer Reise zu gelangen. Als wir erst Florenz hinter uns hatten, fühlte ich meine Brust immer mehr erweitert; in meinen Gedanken erblickte ich bereits die Siebenhügelstadt, von der ich mir im Allgemeinen ein nicht ganz unähnliches Bild entwerfen konnte, indem ich die piranesischen Prospecte öfters mit Aufmerksamkeit durchgangen hatte.

Einige kleine Abentheuer, die wir noch auf dieser letzten Strecke bestehen mußten, unterbrachen indessen das

freundliche Spiel meiner Phantasie. Unser Vetturin, den wir von Florenz bis Rom gemiethet, trug nicht wenig dazu bei. Er war der Sohn eines Vetturins in Rom und früher unter der päpstlichen Garde gestanden; um die Welt zu sehen, machte er für seinen Vater eine Reise mit Fremden nach Livorno und Florenz und von da wieder mit uns zurück nach Rom. Ob man gleich beim Reisen in Italien, gewöhnlich unterwegs auf Rechnung des Vetturins lebt, indem man mit demselben eine Uebereinkunft für Kost, Logis und Trinkgeld trifft, so kam es doch dem unsrigen, welcher sich auf seiner Reise etwas zu gut thun wollte, nicht so genau darauf an, ob wir uns an einem Orte einen oder zwei Tage länger aufhielten, als er nach unserm Vertrag zu thun schuldig war, und wir mußten ihn sogar immer zur schnellen Reise antreiben, indem er oft schon Mittags seine Station beendigen wollte. Darum traf es sich denn auch oft, daß wir erst spät in der Nacht in einem Gasthofe anlangten, und auch nicht immer in gewöhnlichen Wirthshäusern Mittag machen konnten. So waren wir unter andern genöthigt, am Fuße eines Berges, in einem einzelnen sehr schlechten Posthaus zu Mittag zu speisen. Obgleich das Essen sehr schlecht war, und der Vetturin dasselbe sammt dem Trinkgeld, das in Italien gewöhnlich einem jeden Kellner gegeben wird, bezahlte, so verlangte der Hausknecht, welcher ganz allein mit seiner alten Gebieterin zu Hause war, bei unserem Einsteigen in unser Cabriolet noch zudringlich eine bone mage (Trinkgeld), als wir ihm dieses verweigerten, weil das Essen schlecht gewesen wäre, schimpfte und fluchte der Bursche uns alles

Unheil nach. Als wir nun kaum 30 oder 40 Schritte von dem Gasthause hinweg waren, bemerkten wir, daß hinten an einem unserer Koffer das Seil los geworden war. Wir ließen unsern Vetturin sogleich halten, welcher den Hausknecht herbei rief, um den Koffer wieder fest zu machen: als dieser nun hinten auf dem Gestell, worauf die Koffer lagen, stand, und das Seil mit einem Holz fe szogso brach jenes, der Knecht verlor das Gleichgewicht, fiel herab, und der Koffer mit ihm und auf ihn, so daß er sehr übel zugerichtet wurde. Der Kerl schrie abscheulich und konnte auch auf dem Fuß nicht stehen, wir machten ihm Umschläge von Salzwasser, verbanden ihn so gut als wir konnten, und trugen ihn hierauf in das Wirthshaus zurück; wobei er uns sehr demüthig um Verzeihung bat, weil er sich an uns versündigt zu haben glaubte, so daß nun die Flüche, die er über uns ausgesprochen, über ihn gekommen seyen.

Bei Monte Fiascone begegnete mir eine andere Unannehmlichkeit, indem ich daselbst beinahe arretirt wurde. Als wir nämlich an dem Wirthshaus, welches ausserhalb der Stadt an der Hauptstraße liegt, zu Mittag gespeis't hatten, gieng ich allein aus, um das Monument in der Kirche St. Florian zu sehen, das einem deutschen Kanonikus gesetzt worden, der sich daselbst wegen des guten Weins aufgehalten und todt getrunken haben soll. Bei meiner Rückkehr fand ich einen großen Auflauf in der Hauptstraße und mehr als 100 Menschen drängten sich alle zu einem Hause hin. Die Neugierde trieb mich ebenfalls hin. Die ersten Personen, welche mir ansahen, daß ich ein Fremder sey, machten mir aus Höflichkeit Platz,

als ich aber etwas tiefer in den Haufen von Menschen kam, und ich nur gebrochen italienisch sprach, so glaubten die Herumstehenden, daß ich zu der Person gehöre, welche so eben in das Haus des Gouverneurs gebracht worden war, vor dem wir standen. Alles schrie nun, hier ist der Compagnon, Platz, Platz! Mit diesen Worten brachte man mich in das Zimmer des Gouverneurs, worin derselbe mit zwei Geistlichen, einem Bürger und einer bis auf das Hemd entkleideten Nonne stand, die mit dem Bürger, der aus Monte Fiascone war, eine Fußreise aus Frankreich bis in seine Vaterstadt gemacht hatte. Bei seiner Ankunft zeigte der Mann dem Gouverneur an, diese Nonne habe ihm unterwegs vertraut, daß sie aus französischem Patriotismus nach Rom reisen wolle, um den heiligen Vater zu vergiften. Die Nonne wurde daher untersucht, ob man bei ihr nichts Verdächtiges antreffe, was jedoch keineswegs der Fall war. Ich wurde, nachdem ich dem Gouverneur meinen Paß gezeigt, und der Bürger und die Nonne versichert hatten, mich in ihrem Leben nie gesehen zu haben, sogleich wieder mit aller Höflichkeit entlassen, und von dem Gouverneur selbst bis durch die vor dem Hause stehenden Leute begleitet. Erst Abends gegen 10 Uhr langten wir in Viterbo an, wo eben das berühmte jährliche Fest der heil. Rosa gefeiert ward. Auf einem ganz silbernen, mit vieler Kunst gemachten, mehr als 40 Fuß hohem Gerüste wurde das Bild der Heiligen, ganz mit Brilliantfeuer verklärt, in der Nacht herumgetragen, so daß wir schon in einiger Entfernung von der Stadt die herumgetragene Heilige auf ihrem Gerüste über die Häuser hervorschauen sahen.

Die Straßen waren alle beleuchtet und mit so viel Menschen und Fuhren aus der Nachbarschaft angefüllt, daß wir uns auf 100 Schritte kaum dem Wirthshaus, wo wir übernachten wollten, nähern konnten. Unserem Kutscher war dieses Fest ein erwünschter Fund, allein wir hatten Hunger und Durst, und wünschten eher aus dem Getümmel in der Stadt wegzukommen, als länger in demselben zu verweilen. Da es unmöglich war, in dem Wirthshaus abzusteigen, und uns der Vetturin während er etwas zu Essen und zu Trinken in die Kutsche brachte, sagte, daß es unmöglich sey, Platz in dem Wirthshaus zu finden, und wir deshalb die Nacht im Wagen zubringen müßten, so schlugen wir ihm vor, mit seinem Wagen in Viterbo zu bleiben, und uns einen andern Kutscher zu verschaffen, der uns sogleich weiter und vollends bis nach Rom führte, was der Vetturin denn auch sehr zufrieden war, indem er dadurch Gelegenheit erhielt, einige Tage in Viterbo zu verweilen. Bei stockfinsterer Nacht wurde nun unser Cabriolet abgepackt und die Effekten auf die Halbchaise des neuen Vetturin gebracht, so daß wir noch vor Mitternacht mit unserem neuen Kutscher zur Stadt hinauskamen. Als wir ohngefähr eine halbe Stunde Wegs, da eben der Mond herauf kam, sehr rasch in einem Wald fortgefahren waren, wo vieles Gesindel sich da und dort um's Feuer gelagert hatte, fragte der Vetturin ganz ängstlich, ob wir auch Schießgewehr bei uns hätten, indem der Weg von hier bis Rom sehr unsicher, und erst vor einigen Tagen wäre ein fremder Engländer etwa eine Stunde weiter auf der Straße ermordet worden, dessen Grab er uns zeigen wolle.

Bis an dieses Grab, welches an der Seite der Straße lag, und worauf ein simples Kreuz aus zwei kleinen, mit einer Weide zusammengebundnen Hölzern stand, fuhr unser Vetturin noch in einem ziemlichen Schritt, allein nachher fieng er an einzuschlafen, was uns um so mehr für unsere Sicherheit besorgt machte, da wir auf den Argwohn gerathen mußten, er suche den Räubern ihren Angriff auf uns zu erleichtern. Das entschlossene Ansehen dieses Mannes verstärkte unsere Besorgniß. Unter düstern Vorstellungen sahen wir endlich den anbrechenden Tag, und kamen, nachdem wir Ronciglione und Monte Rosi passirt hatten, Morgens gegen 6 Uhr in Baccano, ohngefähr 24 italienische Meilen oder 7 Stunden von Rom an. Wir sowohl als der Kutscher und die Pferde waren äußerst abgemattet, und nachdem wir ein Frühstück eingenommen hatten, sagte uns der Vetturin, wir möchten uns nur einige Stunden schlafen legen, denn wir hätten nichts zu eilen, und würden darum noch bei guter Zeit in Rom ankommen. Nachdem wir uns nun zu unserer Erholung auf das Bett gelegt hatten, schliefen wir so fest ein, daß wir erst Abends gegen 6 Uhr wieder erwachten, und unser Vetturin war nur kurz vor uns erwacht. Wegen anrückender Nacht und der Unsicherheit des Wegs glaubte er deshalb, wir möchten nun lieber, da wir den Tag verschlafen hätten, noch die Nacht hindurch in Baccano bleiben, und erst beim frühen Morgen unsere Reise fortsetzen, allein meine Begierde, Rom zu sehen, war zu groß, meine Phantasie zu lebhaft angeregt, und ich befand mich beinahe in einem fieberhaften Zustande. Darum drang ich darauf, daß der Vetturin

sogleich einspannte, damit ich mich doch wenigstens den andern Morgen gleich in Rom umsehen könnte, ohne noch einen halben Tag mit der Reise zu verlieren. Cabot, welcher von seinem ersten Aufenthalt in Rom eine Geliebte zurückgelassen hatte, welche er nachher heirathete, und nach einigen Jahren mit sich in sein Vaterland nahm, war mit meinem Eifer sehr zufrieden, und so spannte der Vetturin, der ein sehr gutmüthiger und entschlossener junger Mann war, wieder ein, und wir fuhren mit Anfang der Dämmerung von Baccano ab. Bis gegen 10 Uhr war es ein wenig dunkel, allein nachher gesellte sich der freundliche Mond wieder zu uns, und beleuchtete unsern ganzen Weg zum Thale der Tiber hin. Es mag ohngefähr etwas über den halben Weg zwischen unserer letzten Station und Rom gewesen seyn, als wir 6 Kerls vor uns auf der Straße gehen sahen. Wir ahneten nichts Schlimmes, aber unser Vetturin trieb alsbald seine Pferde zum Laufen an, dann faßte er die Zügel wieder straffer, und fuhr in einem leichten Trott bis an die vor uns hergehenden Bursche, welche sich inzwischen links und rechts an die Straße vertheilt hatten. Als unser Vetturin sah, daß sie ihm von beiden Seiten in die Zügel fallen wollten, ließ er seine jungen Pferde plötzlich in vollem Galopp jagen, so daß die Bursche Mühe hatten, sich vor dem Niederfahren zu retten. Mit ununterbrochener Geschwindigkeit fuhr unser Kutscher bis nach Ponte Molle an die Tiber, wo die Landhäuser von Rom anfangen, und von da an gieng es vollends bis an die Porta del Popolo, wo die Wache von dieser heiligen Stadt fest schlief, weil es schon ein Uhr nach Mitternacht war. Wir waren daher genöthiget, viel

Lärm zu machen, bis sich das Thor für uns öffnete. Als die Soldaten, welche dazumal noch nicht zu dem regulirten Militär gehörten, welches der Papst später beim Kriege mit Frankreich errichten ließ, den Schlaf ein wenig aus den Augen gerieben hatten, fragten sie uns, ob wir nicht 8 bis 10 Meilen von hier auf der Straße von mehreren Kerls angegriffen worden wären, indem diese Kerls gestern Mittag zum Thor hinaus gegangen wären, wahrscheinlich um etwas auf der Landstraße zu erbeuten. O ja, versetzte der Vetturin, sie wollten meinen Pferden in die Zügel fallen, allein ich habe diese verfluchten Kerls auseinander gesprengt, daß sie zu eilen hatten, sich zu retten. Dieser Vorfall gab uns einen schlimmen Begriff von der päpstlichen Polizei, doch vergaßen wir alles beim Eintritt in die Stadt. Auf dem Wege von dem Thor bis zur Douane, wohin wir mit unseren Koffern zuerst mußten, um uns der verbotenen Bücher wegen visitiren zu lassen, hatte Cabot genug zu sprechen, um mir nur alle Fragen zu beantworten, die ich ihm auf diesem Weg und von der Douane wieder zurück bis in unsern Gasthof machte. Wir stiegen in der Strada Condatti bei dem deutschen Wirthe ab. Mein erstes Geschäft am andern Morgen war, indeß Cabot zu seiner Geliebten eilte, meinen Freund und alten Schulkameraden Feodor Iwanowitsch (Kalmuk), welcher schon ein Jahr vor mir nach Rom gereis't war, aufzusuchen, um denselben zu bitten, daß er mich in dem alten und neuen Rom herumführen, und mich so einstweilen oberflächlich mit demselben bekannt mache.

Ich fand bald, daß mir meine Einbildungskraft die

Bilder, welche ich mir vorher von Rom gemacht hatte, ganz anders vorgestellt, indem es jetzt beim wirklichen Anblick, mit Ausnahme des alten Roms, unter meiner Erwartung blieb. Die überspannten Bilder, wozu mich besonders die übertriebenen piranesischen Prospekte verleiteten, waren Ursache, daß im Anfang, bis ich ganz bekannt und vertraut war, mein Studium nicht die Ergiebigkeit versprach, die es wirklich mir gewährte.

Im ersten Jahr suchte ich hauptsächlich Rom und dessen Umgebungen mit allem dem, was sich auf Kunst bezieht, kennen zu lernen, und beschäftigte mich daneben mit Ausarbeitung einiger architektonischen Aufgaben, wozu ich die Ueberreste der altrömischen Baukunst, so viel möglich benutzte, und in ähnlichen Fällen auch die Anwendung verschiedener Theile mit denen von den neuern Baumeistern verglich. Durch diese Bearbeitung lernte ich Rom und mich endlich in einem ganz andern Lichte kennen, und wurde bald inne, wie gering und lückenvoll mein bisheriges Wissen sey, und was mir noch zu einem ausgezeichneten Künstler fehle. Mehr als eine Nacht brachte ich deshalb mit Weinen und Gebet zu, daß mir Gott die Kräfte und den Geist geben möchte, die mir noch fehlenden Kenntnisse einzuholen, damit ich dann eben so etwas Großes und durch alle Theile Ueberdachtes wie die alten Gebäude fertigen möge. Dieses Kleinmuths ungeachtet, hoffte ich doch alles, was ich bisher für die Bildung meines Faches versäumt hatte, durch Fleiß nachzuholen, und arbeitete Tag und Nacht, so viel es mir meine Kräfte erlaubten. Das erste, was ich mir als Tagesarbeit aufgab und auch ausführte, war die Entwer-

fung des Plans zu einer Stadt mit allen dazu gehörigen öffentlichen Gebäuden. Neben diesen und den Studien der Antiken, die ich nach allen ihren Theilen durchgieng, um an ihnen die Gesetze der Formen, Verzierungen ꝛc. mir klar zu machen, weil ich glaubte, daß dieselben von den neuern Baumeistern sehr verkannt und nie gehörig angewandt worden, nahm ich mir auch vor, alle die in den alten klassischen Schriftstellern beschriebenen Gebäude, als: das Bad des Hippias, die Landhäuser des Plinius, das Theater des Kurtius, das Vogelhaus von Varus, die Grabmähler des Königs Mausolus und Porsenna, so wie auch den Tempel Salomo's und den Tempel der Diana zu Ephesus ꝛc. in Rissen zu entwerfen, um dadurch in das Eigenthümliche der alten Baukunst tiefer einzudringen. Bei diesen meinen Tagsstudien, wozu ich die Kunstwerke, Künstler und Gelehrte in Rom so viel wie möglich benutzte, und mir auch mit diesen Arbeiten manchen Credit und Beifall erwarb, wandte ich die Nächte an zum Studiren der alten griechischen und römischen Geschichte, so wie der übrigen alten Classiker, deren Werke ich in guten Uebersetzungen (die ich mir zum Theil schon in Berlin in Gemeinschaft mit Professor Carstens gekauft) aufmerksam las. Im Griechischen und Lateinischen war ich versäumt worden, da man es für meine Bestimmung entbehrlich gehalten. Ueberhaupt war ich auf den Werth und die Hülfsmittel höherer Bildung erst in Berlin aufmerksam geworden, und lernte nun erst allmählig einsehen, daß das Steigen und Fallen der Künste unmittelbar mit dem Geist der Zeit und mit dem Fallen und Steigen der Völker im Zusammenhang steht.

Während der 6 Jahre, die ich in Rom studirte, und dazwischen auch verschiedene Excursionen in der Umgegend von Rom machte, welche ich noch besonders beschreiben will, hatte ich auch Gelegenheit, mehrere Baupläne für Fremde zu fertigen, wodurch ich mir, so wie durch den Unterricht, den ich verschiedenen fremden Architekten gab, nicht allein die letzten drei Jahre meinen Unterhalt in Rom erwarb, sondern auch durch diesen Unterricht meine eigenen Kenntnisse erweiterte. Wie ich mich nach und nach immer mehr in der Kunst gebildet, und das mir fehlende Wissen eines Künstlers so viel möglich eingeholt hatte, so wurde mir Rom und das Kunststudium immer werther, und ob ich gleich während der letzten Jahre verschiedene, sehr ehrenvolle Anträge in auswärtige Dienste erhielt, zog ich die Fortsetzung meines Studiums in Rom dennoch denselben vor, und da ich mir endlich meinen Unterhalt in Rom durch meine Kunst zu verschaffen gelernt hatte, so faßte ich den Entschluß, für immer daselbst zu bleiben, indem ich mich mitten unter so vielen Kunstschätzen, Gelehrten und Künstlern überglücklich fühlte, und dieses Glück um nichts vertauschen mochte.

Nachdem ich etwa ein Jahr in Rom gewesen, war ich Zeuge der fürchterlichen Katastrophe, welche die Franzosen in ihrem republikanischen Eifer und wohl auch aus andern Absichten herbeiführten, und es fehlte wenig, daß nicht ein großer Theil der Fremden ein Opfer jener Volkstumulte geworden wäre. Die wenigen Franzosen, welche sich in Rom aufhielten, versuchten, gegen den Willen des Papsts, mit Gewalt das neue französische

Wappen vor ihrer Academie aufzuhängen. Das Volk setzte sich dagegen, und konnte erst nach mehreren Wochen wieder besänftigt werden. Den Schreckensabend, an welchem der Auftritt statt hatte, wobei der dasige französische Minister Basseville ermordet wurde, werde ich nie vergessen. Der Gesandte war Abends vor Sonnenuntergang in dem Corso spazieren gefahren; im Augenblick des Angriffes flüchtete er aus dem Wagen in einen Hausgang, wo er unter der Haustreppe erstochen wurde. Ich stand gerade in der Straße Candatti vor dem griechischen Kaffeehaus mit mehrern andern Künstlern; wir wußten nicht, was auf dem nahen Corso geschah, nur ließ sich ein gewaltiger Lärm von daher vernehmen, worauf bald eine Menge des niedrigsten Pöbels von allen Seiten herbei strömte. Ich und meine Landsleute fanden es räthlich, dem Auflaufe auszuweichen, und nach Haus zu gehen. Kaum war ich einige Minuten auf meinem Zimmer in der Strada Paquini, so vernahm ich aus meinem Fenster einen so fürchterlichen Lärmen in der Entfernung, daß ich glaubte, Rom müsse untergehen. Der Tumult mochte zwei Stunden lang anhalten, und der Lärm verstärkte sich manchmal noch. Unterdessen kam mein Freund und Hausgenosse, Direktor Große aus Wien, nach Haus, und brachte die Nachricht, das römische Volk habe den französischen Ambassadeur ermordet, und wolle jetzt alle Franzosen aus der Stadt verjagen. Nicht lange nachher kam auch einer meiner Freunde zu uns geflüchtet, welcher jenseits des spanischen Platzes wohnte, und weil in jener Gegend der Pöbel die Franzosen in ihren Wohnungen aufsuchte, nicht mehr durch die Haufen hin-

durch konnte. Dieser sagte uns voll Schrecken, daß das Volk alle Fremde Haus für Haus aufsuche und dabei immer schreie: masacrate tutti gli forestieri (ermordet alle Fremde). Indem wir aus dem Fenster blickten, sahen wir schon von Weitem diesen Zug mit vielen brennenden Fackeln durch unsre Straße sich wälzen. Der Sicherheit wegen baten wir unsere Hausleute, welche über uns wohnten, herunter zu uns in unser Logis zu kommen, und uns im Nothfall Beistand zu leisten, was sie auch sehr willig thaten. Mit Furcht und Schrecken sahen wir nun, wie sich die Masse von 5 bis 600 Menschen mit wüthendem Geschrei von Haus zu Haus dem unsrigen näherte, ohne daß die Polizei oder das Militär diesem abscheulichen Aufstand Einhalt that. Da nun endlich der Zug an unser Haus kam, und an dem Nebenhaus ziemlich lang still hielt, weil in demselben ein Franzose wohnte, den man nicht finden konnte, schlugen unsre Wirthsleute uns vor, mit ihnen an das Balkon-Fenster zu treten, wo sie dann schon das Weitere für unser Bestes vorkehren wollten. Wir befolgten den Rath, und ohne abzuwarten, was diese Menschen nun beginnen würden, rief unser Wirth ihnen entgegen: meine Herren, ihr suchet Franzosen, hier in meinem Hause ist keiner. Bei mir wohnen brave Deutsche, die hier neben mir stehen, und denen werdet ihr doch kein Leid zufügen wollen? Nein, nein, schrieen sie alle, es leben die Deutschen (eviva gli tedeschi), und hierauf gieng dann der ganze Zug weiter.

Auf ähnliche Weise und zu gleicher Zeit durchzogen auch noch andere Horden die Straßen, und zwar einige Nächte hintereinander, wo jedoch ein günstiger Zufall

wollte, daß jedesmal eine Stunde vor Mitternacht ein abscheuliches Donner- und Regenwetter einfiel, und das Gesindel auseinander jagte. An den Tagen dieser Auftritte war es ebenfalls auf den Straßen sehr tumultuarisch, besonders in der Gegend vom Piazzo d'Ispania, dem Corso und Piazzo di popoli, wo größtentheils die Fremden wohnen, denn während 8 Tagen verließen einige tausend Fremde Rom, und es gab auch noch mit den Franzosen, die größtentheils alle von Rom wegflüchteten, mancherlei Auftritte. Aber auch für Fremde aus andern Ländern wurde jetzt der Aufenthalt unangenehm und manchmal gefährlich, man konnte nicht ohne Besorgniß auf den Straßen herumgehen, weil das gemeine Volk beinahe jeden für einen Franzosen hielt und ihn insultirte. In den ersten 8 Tagen hielt ich mich meist zu Hause, und gieng oft erst Abends 7 Uhr in der Dämmerung zum Mittagessen, bis sich nach und nach das Volk wieder besänftigte, und durch die Regierung mit Hülfe der Geistlichkeit die Ordnung wieder hergestellt war.

Wie leicht es übrigens war, in diesen Zeiten für einen Franzosen gehalten zu werden, und deshalb selbst in Lebensgefahr zu kommen, wird man aus einem einzigen Auftritte sehen, der mir in meinem eigenen Hause begegnete. In dem Hause, wo ich wohnte, logirte zu ebener Erde ein päpstlicher Invalide, dessen alte thätige Frau meinen Freund Grassi und mich bediente. Da nun Grassi, welcher sehr gut italienisch sprach, und deshalb alle unsere gemeinschaftlichen Haushaltungsangelegenheiten besorgte, nicht lange nach jenen Auftritten Rom verließ, so war ich genöthigt, mich selbst meines Hauswe-

sens anzunehmen. Eines Nachmittags, als ich von Tische kam, gieng ich deshalb im Vorbeigehen zum erstenmal in die Stube des Invaliden, um bei seiner Frau zu bestellen, was sie mir einkaufen sollte. Beim Eintritt in die Stube war die Frau im Nebenzimmer, und ihr Sohn, ein Schuster, der mich vielleicht zuvor nur einigemal gesehen hatte, und mich eben nicht weiter gekannt, saß oben auf seinem Arbeitstisch und hörte mein Verlangen, das ich halb in italienischer und halb in französischer Sprache vorbrachte. Da er mich wahrscheinlich nicht recht verstanden, und von mir auf seine Fragen zur Antwort erhielt, daß ich zu Hause bleiben und nicht mehr ausgehen wolle, nahm er sein Schustermesser und sprang auf mich zu mit den Worten: verfluchter Franzose, du sollst hier in diesem Hause, wo ich bin, keinen Zufluchtsort finden, und nicht in demselben lebendig bleiben! Dieser unsinnige Mensch würde mich gewiß erstochen haben, wenn seine Mutter nicht alsbald herbeigeeilt wäre und ihm gesagt hätte, daß ich in's Haus gehöre, und einer von den beiden deutschen Künstlern sey, die sie schon lange Zeit bediente.

Nicht lange hernach hat sich dieser Schuster bei einem in der Nähe des spanischen Platzes gehaltenen Madonnen-Feste, das einem außen auf einem Hause angemalten Marienbilde zu Ehren von den in jener Gegend wohnenden Leuten nach römischer Sitte mit vieler Pracht und selbst mit Beleuchtung der Häuser am Abend gefeiert wurde, mit Menschenblut befleckt, indem er einen Chirurgen, der mit seinen beiden Schwestern am Arme vorübergieng, mit einem Dolch erstach. Ein böser Dämon

verleitete sodann diesen Mörder, daß er sich zu meinen Hausleuten, die ober mir wohnten, flüchtete. Ohne dieses zu wissen, wurde ich eines Abends, als ich in der Dunkelheit meine Hausthür aufschließen wollte, auf einmal von einer Wache, die den Kerl aufgespürt hatte, umringt; als man mich aber der Sprache nach erkannte, sogleich wieder in Freiheit gesetzt. Als ich diesen Vorfall den andern Morgen meinen Hauswirthen erzählte, so sagten sie mir im Vertrauen, daß wahrscheinlich der Aufenthalt des jungen Schusters, den sie schon seit 14 Tagen verborgen hätten, von der Polizei ausfindig gemacht worden. Hierüber erschrack ich nicht wenig, und erklärte, daß, wenn sie diesen Schuften, der mich selbst schon einmal in die andere Welt hätte fördern wollen, nicht gleich aus dem Hause schafften, so würde ich auf der Stelle ausziehen. Auf diese Art befreite ich das Haus von diesem elenden Menschen, von dem ich nachher nichts mehr hörte. Einige Zeit nach dieser unangenehmen Epoche überfiel mich ein sehr heftiges Fieber, welches ich mir durch einen Spaziergang an einem schönen Frühlingsmorgen auf der Villa mellini außer der Stadt zugezogen hatte.

Um die Gutthätigkeit des römischen Volks zu bezeichnen, und diese Krankheit hier die meisten Fremden ergreift, will ich den Vorfall näher angeben.

Als ich nämlich von meiner Promenade von Monte Mario, wo einst das Heer des Maxentius gelagert war, bevor es in Rom eindringen wollte, zurückkam, hatte ich durch das feuchte Gras sehr nasse Strümpfe bekommen; mein Hausherr, der dies bemerkte, rieth mir, die Strümpfe sogleich zu wechseln, weil dies in Rom sehr gefährlich

sey, und ich mir das Fieber zuziehen könne; allein da mich die Feuchtigkeit an den Beinen kühlte und mich gleich nach meiner Nachhausekunft wieder einer meiner Freunde abholte, um in eine Bildergallerie zu gehen, so achtete ich der Warnung nicht, sondern gieng in den feuchten Strümpfen wieder aus. Aber die Prophezeihung meines Wirths gieng schnell in Erfüllung. Schon des andern Tags überfiel mich ein so heftiges kaltes Fieber, daß ich gleich phantasirte und während des Paroxismus das Bewußtseyn verlor. Ich ließ meinen Arzt kommen, der mir eine Aderlaß und eine Dosis China verordnete. China, erwiederte ich ihm, wollte ich gerne nehmen, zu einer Aderlaß aber könnt' ich mich nur im Nothfall verstehen. Nachdem ich mehrere starke Dosen von China genommen, und das Fieber nur heftiger wurde, versicherte der Arzt, daß es nun hohe Zeit sey, mir, wenn das Fieber sich wieder einstelle, während der Hitze eine Ader zu schlagen, was denn auch geschah, und damit war meine Krankheit wie weggewischt. Dieses Fieber, das ich während 8 Tagen 4mal bekam, hatte mich so erstaunlich abgemattet, daß ich über ein Vierteljahr zu thun hatte, um wieder zu Kräften zu gelangen, weshalb ich denn auch über ein halbes Jahr nachher noch China nehmen mußte. Mit Dank muß ich der außerordentlichen Pflege gedenken, die ich während meiner Krankheit von meinen Hauswirthen erhielt, auch wollten die guten Leute durchaus keine Belohnung für ihre Mühe annehmen: denn, wie alle Römer, sahen sie die Krankenpflege als eine religiöse Pflicht an, deren Erfüllung sie sich selbst mit Aufopferung unterziehen.

Das Theater hatte mich von jeher angezogen, mehr aber die Oper als das recitirende Schauspiel. In Rom besuchte ich die Vorstellungen fleißig, und vergaß dann gewöhnlich über der herrlichen Musik alles um mich her, was einst zu einer drolligen Szene Gelegenheit gab. Ich hatte mir gerade einen neuen runden Hut gekauft, als einer meiner Schüler, Rippert, welcher nachher französischer General wurde, und im Jahr 1806 unter General Ney als französischer Obrist die Avantgarde bei dem Feldzug nach Oestreich kommandirte, mit einigen polnischen Edelleuten, welche sich in Rom aufhielten, auf mein Zimmer kam, um mich ins Theater abzuholen. Im ersten Zwischenakt unterhielten wir uns mit zwei sehr schönen Damen, die auf der Vorderbank saßen, welche einen ziemlich betagten päpstlichen Offizier bei sich hatten, und wovon die eine seine junge Frau und die andere ihre Schwester zu seyn schien. Im zweiten Zwischenakt sprachen wir untereinander über die Vortrefflichkeit der Musik von Cimarosa. Während dem fiel meinem Freunde Rippert sein Hut, den man sonst in Rom gewöhnlich in den Zwischenakten aufsetzt, aus den Händen, und zwischen ihn und mir auf den Boden; als er ihn nun wieder aufgehoben hatte, so bemerkte ich, daß mir der meinige ebenfalls fehlte. Ich und mein Begleiter suchten darnach, aber vergeblich. Endlich bemerkte ich, daß eine der vorerwähnten Damen, die sich mit Bekannten unterhielten, einen Hut mit der Hand verkehrt auf dem Rükken hielt, der in dem Kopf einerlei Devise mit dem meinigen hatte. Ohne mich lange zu besinnen, reichte ich über die Lehne der Bank, um ihr den Hut aus den Hän-

den zu nehmen, in der Vermuthung, daß er mir über die Lehne der vordern Bank aus den Händen gefallen sey. Indem ich nun den Hut faßte, drehte sich die Dame um, und fragte, was ich verlange? Meinen Hut, erwiederte ich, welcher mir über die Banklehne hinter Ihnen heruntergefallen. Nachdem wir beide das Eigenthum dieses Hutes gegenseitig behaupteten, und meine Begleiter meinen Anspruch unterstützten, legte sich endlich der Offizier, der sich inzwischen noch immer mit den Personen in der Vorderbank unterhielt, in den Streit, und fragte, was ich mit seinen Damen hier für einen Disput hätte. Nachdem ich ihm die Ursache gesagt, antwortete er: Wie, mein Herr, Sie wollen doch nicht zwei Hüte? Sie haben ja den ihrigen auf dem Kopf. So war es in der That, und die Gesellschaft nahm meine Entschuldigung über diese Zerstreuung mit Artigkeit auf.

Während eines Sommers, in welcher Zeit wir Deutschen gewöhnlich vor der Porta Populo, unweit der Ponte molle, in der Tiber badeten, hatte ich Gelegenheit, einem meiner Freunde, Hrn. Architekt Rose aus Dresden, welcher nachher, als die französische Armee Rom besetzte, bei derselben Dienste nahm, das Leben zu retten.

Als ich nämlich eines Tags mit mehreren Deutschen in der Tiber badete, saßen einige, welche nicht schwimmen konnten, blos auf der Seite des Flusses, wo das Wasser nicht tief war. Der nachherige Hofmaler, Feodor Iwanoff (Kalmuk), und ich waren als gute Schwimmer ganz in der Mitte des Stroms, wo er gegen 10 und mehr Fuß tief ist, und schäkerten mit einander, indem wir uns mit Wasser bespritzten. Rose, welcher uns

in dieser Situation sah und von der Stadt kam, um sich ebenfalls zu baden, kleidete sich schnell aus, ohne schwimmen zu können, und in der Meinung, daß wir auf dem Boden stünden, sprang er an den übrig Badenden vorbei, um zu uns zu gelangen und an unsern Neckereien Antheil zu nehmen. Als er aber in die Tiefe kam, welche gewöhnlich bei der Tiber nicht nach und nach wie bei andern Flüssen, sondern auf einmal anfängt, verschwand er augenblicklich. Durch seinen Sprung kam er jedoch so nahe zu mir, daß ich ihn, als ihn das Wasser wieder emporhob, bei den Haaren ergreifen konnte. Als ich ihn nun etwas über die Oberfläche brachte, um ihn wieder Luft schöpfen zu lassen, suchte er mich mit beiden Händen zu ergreifen. Ohne mich lange zu besinnen, schlug ich ihm hierauf mit der Faust ins Gesicht, daß er ganz betäubt und sinnlos wurde. Weil ich nun Rose immer am Schopf hielt, und ihn nur von Zeit zu Zeit wieder über die Oberfläche heraushob, damit er Luft schöpfen konnte, so war ich nicht mehr Herr, mit einer Hand nach allen Gegenden des Wassers zu rudern, und der Strom, welcher zwar oberflächlich kaum zu fließen scheint, unten aber mit einer außerordentlichen Rapidität fortströmt, trieb uns sehr weit gegen die Stadt fort, so daß die Leute, welche am Ufer uns Badenden zuschauten, mir immer zuriefen, daß ich ihn gehen und als verloren aufgeben sollte, weil sie befürchteten, daß ich am Ende ebenfalls mit ihm zu Grunde gehen müßte. Feodor, als guter Schwimmer, war uns bisher immer auf der Seite gefolgt, und da er sah, daß ich nicht genug Kräfte behielt, um das Land zu erreichen, tauchte er endlich unter

das Wasser und hob Rose mit dem Kopfe, während ich ihn immer bei den Haaren gefaßt hatte, an das Ufer, wo er alsdann beinahe todt ankam, sich aber, nachdem wir ihn frottirt und allerlei Mittel angewandt hatten, in einiger Zeit wieder erhohlte. Triumphirend brachten wir sodann den Geretteten zurück in die Stadt.

Hr. Rose war nach Rom als sächsischer Pensionär gekommen. Nach einigen Jahren machte er den Feldzug in Neapel und Italien mit, und gieng als französischer Aide de camp mit General Leclerc nach St. Domingo. Im Jahr 1806, wo ihn Kaiser Napoleon vor dem ersten preußischen Feldzuge in Geschäften nach Sachsen und Berlin geschickt hatte, kam er auf seiner Retour-Reise nach Paris, durch Karlsruhe, um mich als alten Freund zu besuchen und mir dafür, daß ich ihm in Rom das Leben gerettet, nochmals zu danken. Bei dieser Gelegenheit erzählte mir derselbe, daß er in St. Domingo von General Leclerc an die äußersten Küsten von Indien geschickt worden sey, um daselbst ein Anlehn in baarem Geld zu holen. Nachdem er nun von dieser seiner Reise, wozu er gegen drei Vierteljahre gebraucht, wieder nach St. Domingo zurückkam, traf er den General Leclerc nur noch halb lebend an, indem die französische Armee daselbst größtentheils zernichtet, der Rest aber wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt war. Bei dieser unerwarteten Zurückkunft wurde Rose von General Leclerc aufgefodert, sein mitgebrachtes Geld, die Schätze, und andere für das Naturalien-Kabinet in Paris bestimmte Gegenstände, was eine ganze Schiffsladung ausmachte, weil viele ausgestopfte Thiere dabei waren, nach Frankreich zu bringen.

Rose versprach dieses zu thun, insofern man es ihm überlasse, diese Reise nach seinem Plan anzutreten, und zuerst von St. Domingo nach Tranquebar in die dänische Kolonie zu segeln, als von wo aus er sodann das Schiff mit der Bemannung wieder zurücksenden, und dann mit dänischer Flagge gerade nach London gehen, und von dort nach Frankreich zu kommen suchen werde. General Leclerc war dieses zufrieden, und gab ihm seinen Säbel, den er als ein Halbsterbender nicht mehr zu brauchen hoffen durfte, zum Andenken. Als Rose mit einem dänischen Schiffe nach London kam, gab er sich als den Reisegefährten des berühmten von Humbold aus, indem er dabei äußerte, daß Hr. von Humbold gestorben und er nun über Tranquebar nach England gereis't wäre, um seine naturhistorischen Sammlungen nach Berlin zu bringen. Bei dieser Erzählung äußerte mir Hr. Rose, daß er sich jetzt noch schäme, wenn er als Deutscher denke, daß er auf diese Art die Engländer so hintergangen und belogen habe, indem diese treuherzig sein Mährchen geglaubt und seine Ankunft auf diese Art in Lloyd's Kaffeehause angeschlagen hätten. Dabei rühmte mir Hr. Rose mit der Aeußerung, daß er im Begriffe gewesen, sich zu erkennen zu geben, die liberale Gesinnung der Engländer, die ihm gastfreundlich anriethen, von London nach einem holländischen und nicht nach einem französischen Seehafen zu fahren, weil, wie sie sagten, den Franzosen (ob sie gleich dazumal mit den Preußen in Freundschaft standen), doch nicht ganz zu trauen sey, zumal da solche seltene Gegenstände leicht ihre Habsucht reizen könnten. Um sich nicht zu verrathen, nahm Rose den Rath an,

und brachte auf diese Art die Schätze von Domingo glücklich nach Holland und von da nach Frankreich, wo er von Napoleon wegen seines Wagestücks gut empfangen wurde.

Den Lesern meiner Schrift wird diese Episode nicht unwillkommen seyn. Rose blieb nachher in dem preußischen Kriege 1809 an der Weichsel.

Während meines Aufenthalts in Rom mußte ich mehrere meiner Landsleute zur Erde bestatten sehen. Als Protestanten wurden sie an die Pyramide des Cajus Cestius begraben. Von den vielen Leichen, als die des berühmten Bildhauers Trippel, Medailleurs Hecker, Architekt Groß aus Stuttgart und Rath Reiffenstein, war der letzte ein geborner Hesse, und lebte in Rom über 30 Jahre als russischer Rath und war zu meiner Zeit einer der ältesten und berühmtesten Antiquare daselbst, starb 1795 und hinterließ einen ziemlichen Reichthum, da er eine schöne jährliche Pension von Rußland bezog, und ihm auch seine antiquarischen Excursionen, welche er mit den meisten bedeutenden Fremden seit Winkelmann's Tod in Rom und dessen Umgebungen machte, reichlich bezahlt wurden. Reiffenstein gab bei solcher Gelegenheit meist italienischen Künstlern den Vorzug, weil diese ihm mehr zu schmeicheln wußten.

Daß in Rom auf die irdische Hülle eines Fremden, welcher in keinen Familienverhältnissen und gleichsam verwais't steht, nicht viel geachtet wird, sah ich bei dem Tod Reiffensteins. Als ich eben in der Barchaci, meinem gewöhnlichen Speisehaus, mit meinem Reisegefährten, Hofmaler Capot, saß, trat ein Lohnbedienter (Ser-

vidore di Piazza) zu uns in das Zimmer und meldete, daß so eben Hr. Rath Reiffenstein verschieden sey; zugleich äußerte er sein Bedauern, daß niemand von seinen Verwandten oder Landsleuten, sondern lauter fremde Diener ꝛc. bei ihm im Hause wären. In der Absicht, unserm alten verstorbenen Landsmann, an den ich bei meiner Ankunft in Rom empfohlen war, welchen ich aber später aus Aerger, daß er die Italiener vorzugsweise begünstigte, nur selten mehr besuchte, doch noch die letzte Ehre zu erzeigen, verließen mein Freund und ich den Tisch und giengen nach der Wohnung des Verstorbenen, welche unweit von unserm Speisehaus oben auf Trinitati monte stand. Als wir in ein vor der Hausthüre gelegenes kleines Gärtchen kamen, erblickten wir schon den in ein Leintuch gehüllten Leichnam auf den steinernen Platten der Hausflur vor seinem Zimmer, und als wir vollends in die Zimmer hineintraten, die größtentheils mit kostbaren Kunstsachen und andern kostbaren Gegenständen angefüllt waren, fanden wir die männliche und weibliche Dienerschaft in voller Arbeit. Gerne hätten wir, zum Besten der Erben, einige Vorkehrungen getroffen, allein die Anwesenden versicherten uns, es würden augenblicklich Personen erscheinen, um die Effecten zu versiegeln. Da uns nun diese Leute nicht viel Bescheid gaben und es uns auch als unzeitiger Diensteifer gedeutet werden konnte, wollten wir hier unberufen nicht länger verweilen, und verließen das Haus mit traurigen Gefühlen über das Schicksal eines berühmten Mannes, der bei all' seinem Reichthum nicht einmal einen Menschen um sich gehabt hatte, welcher in den letzten Augenblicken seines

Scheidens eine Thräne um ihn vergossen hätte. Den dritten Tag erfolgte die Beerdigung, welche nach obrigkeitlicher Vorschrift für die Bestattung der Protestanten erst Abends, einige Stunden nach Sonnenntergang, geschieht, und ganz in der Stille unter militärischer Bedeckung bei Schein von Fackeln, die jedoch erst in der Gegend der Grabstätte an der Pyramide des Cestus angezündet werden. Der damalige russische Chargé d'affaires besorgte das Leichenbegängniß und lud daher alle in Rom sich aufhaltende Deutsche, Engländer und Italiener zu demselben Abends eine Stunde nach Sonnenuntergang ein. Um 2 Uhr (2 Stunden nach Sonnenntergang) begann der Zug. Es saßen je vier und vier in einem Wagen und fuhren langsam hintereinander nach Cajus Cestus hin, wo inzwischen der Leichnam ebenfalls in einem Wagen angekommen war. Vorn an dem Thor, welches das Terrain von Cajus Cestus schließt, und wo man innerhalb desselben links an die Grabstätte und gerade vor sich nach monte testacio (Scherbenberg) kommt, an welchem sich die meisten römischen Familien jeglichen Donnerstag im October versammeln und bei einem Glas Wein lustig machen, wurde der Sarg von der Kutsche quer unter dem Thor abgestellt: die Soldaten schlossen sodann innerhalb des Thors einen Kreis, um das herbeiströmende Volk abzuhalten. Während der Zeit kamen nun auch eine Menge Personen, welche sich bei Monte testacio lustig gemacht, und wollten durch die Soldaten dringen; die, welche zum Leichenzuge gehörten, wurden nun in das Gedränge gerissen, und suchten zu dem Grabe zu gelangen. Allein die Wache, welche uns nicht kannte, indem wir schon

außerhalb des Thors ausgestiegen waren, verweigerte uns den Eintritt, und auf diese Weise gab es wegen dem Ein- und Austritt mit der Wache beinahe einen tumultuarischen Aufstand, bei welcher Verwirrung die italienischen Fackelträger ihre Fackeln, deren jede eine Dukate gekostet hatte, größtentheils auslöschten, indem sie solche als ihr Eigenthum betrachteten, und sie so viel möglich, ganz erhalten wollten. Dazu kam wohl noch der Umstand, daß sich manche darunter vor ihren Landsleuten schämten, bei einem protestantischen Leichenzuge Dienste zu leisten, und darum ihre Gesichter beim Fackelschein nicht gerne zur Schau stellen wollten. Als wir endlich über den Sarg gestiegen, und innerhalb durch den Kreis der Soldaten mit Mühe gedrungen waren, in welcher Zeit sich auch die Römer, welche von innen nach aussen wollten, meistens verliefen, wurde endlich der Sarg von besondern Trägern auf die Schultern genommen, und so der Weg nach der einige hundert Schritte entfernten Grabstätte eingeschlagen. Als der Zug etwas vorwärts kam, so stieß er auf eine andere päpstliche Wache, die innerhalb des Bezirks ein Pulvermagazin, das erst kurz zuvor daselbst angelegt worden, bewachte. Diese wieß den Zug zurück und nun schrie Alles: (a mano dritta) Rechts! Da die Lichter meist ausgelöscht waren, und die Fremden auch keine Fackeln erhalten hatten, kam endlich der Zug nicht ohne Verwirrung und, nach italienischer Sitte bei solchen Veranlassungen, unter fürchterlichem Gelärm an den Wirthshäusern bei Monte testacio an. Hier schrie nun wieder Alles: (a mano manica) Links! Auf diese Weise hatte sich der Zug in der finstern Nacht und durch

das Geschrei der Leute verwirrt, so daß wir endlich am Monte testaccio wieder gegen die Stadtmauer kamen und beinahe über eine Stunde das Grab suchen mußten, während dessen die Träger den Todten einigemal von den Schultern warfen, und auch sehr oft eine große Menge Menschen wegen der Unebenheit des Terrains über einander herfielen. Am Grab selbst, dem jedoch die Fremden kaum sich nähern konnten, weil sich die Italiener, welche zu diesem Leichenbegängniß eingeladen waren, mit ihren Bekannten vordrängten, hielt der jetzige Hr. Staatsrath Uden in Berlin eine sehr rührende und passende Rede in deutscher Sprache, worauf wir dann die Grabstätte verließen und wieder in unsern Kutschen nach Hause fuhren.

Ich muß bei dieser Gelegenheit auch eines merkwürdigen Selbstmordes erwähnen, der sich um diese Zeit in Rom zutrug. Ein holsteinischer Theolog und dänischer Feldprediger, Hr. Witte, kam im Jahr 1795 ungefähr Anfangs May nach Rom. Bei seiner Ankunft fand er zwey Künstler aus Hessen, welche seit einem Vierteljahr in Rom lebten und ihn auf ihrer Reise in Augsburg und München angetroffen hatten. Diese erzählten uns übrigen Deutschen, daß Hr. Witte zwar ein gelehrter, allein auch dabei ein sonderbarer und überspannter Mann sey. Er habe ihnen in München erzählt, daß er in der Welt herumreise, um einen Ort zu suchen, wo es ihm gefalle, und sey nun auf dem Wege nach Italien und besonders nach Rom, wo er sich häuslich niederlassen wolle, wenn ihm jene römische Welt zusage, im entgegengesetzten Falle wäre er aber entschlossen, sich in Rom

todt zu schießen und von diesem Leben in ein anderes überzugehn. Hr. Witte war kaum ein oder zwei Monate in Rom, so erklärte er diesen seinen Bekannten, daß es ihm in Rom gar nicht gefalle, und unter dem nördlichen wie unter dem südlichen Himmel der Mensch sich abquäle in Thorheit und Wahn; er wolle darum nur noch alles Merkwürdige in und um Rom sehen, und dann ausziehen. Diese Aeußerungen Witte's wurden bald zum allgemeinen Tischgespräche, denen er gewöhnlich selbst beiwohnte, und er scheute sich auch nicht, den Selbstmord gegen andere Deutsche, an die er sich besonders anschloß, zu vertheidigen. Wir suchten alle Gründe auf, ihn von seinen Ansichten abzubringen, und stellten ihm unter andern vor: der Muth des Mannes müsse sich darin bewähren, daß er die Last des Lebens nicht leichtsinnig oder feig abwerfe, sondern männlich trage. Er protestirte jedoch auf das Heftigste gegen diese Behauptung, indem er sagte, daß es eine Klasse gebe, zu der er gehöre, welchen das Leben nichts mehr seyn könne, und die darum sich nach einer andern Welt umsehen müßten, wie der Reisende seinen Stab wieder ergreift, sobald sich ihm an dem Orte seines Aufenthalts nichts Interessantes mehr darbietet. Zugleich versicherte der Unglückliche ruhig und kalt, daß er sich außer der Porta del popolo in der Tiber todt schießen wolle, damit er, falls die Kugel nicht gut treffe, vollends in dem Strome schnellen Tod fände: auch wolle er seine Uhr und einige Stücke Geld zu sich stecken, damit der, welcher ihn im Wasser finde und herausziehe, sich damit für seine Mühe bezahlt machen könne. Auch daß er den Abend vor seinem Auszie-

hen seine bedeutende Büchersammlung den Deutschen, welche dazumal eine gemeinschaftliche Bibliothek angelegt hatten, zum Andenken übermachen werde. Alle diese Reden machten es sehr wahrscheinlich, daß es ihm mit seinem Vorhaben Ernst sey, und es war nur noch der Tag, wenn er solches ausführen wolle, zu wissen übrig. Eines Tags, als wir Nachmittags im Caffè greco, wo sich gewöhnlich die meisten Deutschen nach Tisch versammelten, eine Gesellschaft zusammen zu bringen suchten, um eines Abends bei Fackelschein die Statuen in dem Museum zu sehen, und ihn einer fragte: ob er nicht auch Antheil nehmen wolle? erkundigte er sich, welchen Abend wir dazu wählen würden? Auf die Antwort, daß solches erst in fünf bis sechs Tagen geschehen könne, erwiederte er ganz kalt: Nein, bis dorthin bin ich ausgezogen, und nicht mehr unter euch. Als ich drei bis vier Tage hernach nach Tisch von meinem Speisehaus mit einem meiner Freunde, Hrn. Hofrath Hirt, in das Caffè greco gegen zwei Uhr kam, und Hr Witte den Abend zuvor einen ganzen Waschkorb voll Bücher, größtentheils theologischen, landökonomischen und philosophischen Inhalts, nebst einem Fernrohr und einem Sonnen-Mikroskop, der neu errichteten deutschen Bibliothek überschickt hatte, und nach dem selbst noch der englische Leibarzt, Hr. Dr. Temayer, der sich dazumal in Rom aufhielt, noch hundert Dukaten gegen zehn wetten wollte, daß sich Witte bei seinem ruhigen und kaltblütigen Charakter nicht todt schießen würde, kamen uns einige Deutsche, welche mit Hrn. Witte an einem andern Orte gespeist hatten, entgegen, und sagten, daß derselbe noch sehr gut wie gewöhnlich mit ih-

nen zu Mittag gespeist, hierauf Kaffee getrunken, und vor einigen Minuten hier von dem Kaffeehause weggegangen sey, um sich vor der Porta del popolo in der Tiber todt zu schießen. Indem sie dies erzählten, zeigten sie auf die Bank hin, unter welche er seinen Schlüssel geworfen, weil ihm Niemand denselben abgenommen hätte, um nach seinem Willen die in seinem Zimmer zurückgelassenen Aufträge zu besorgen. Ich machte meinen Landsleuten Vorwürfe, daß sie den Unglücklichen außer Augen gelassen, und nicht vielmehr auf seine Rettung Bedacht genommen hätten. Nach kurzer Unterredung beschlossen unsrer 10 bis 12, ihm nachzugehen, da wir es für möglich hielten, ihn noch von seinem Vorhaben abzubringen, oder wenigstens an der Vollführung zu hindern. Vor der Porta del popolo, wo zwei Wege, einer gleich vor dem Thore, der andre aber eine starke Viertelstunde weiter an der Tiber links ging, theilten wir uns, um ihn nicht zu verfehlen. Als nun die erste Abtheilung, welche den kürzesten Weg zu machen hatte, ungefähr an den Ort kam, wo wir Deutschen gewöhnlich badeten, so stand unten an dem Ufer der Tiber Witte, und machte sich gerade seine Pistolen zurecht. Mit finsterm Blick und einer Art Ingrimm sah er auf die Ankommenden. Diese, aus Furcht, er möchte die Pistolen auf sie abbrennen, nahmen Reisaus und brachten die Nachricht auf das Kaffeehaus zurück. Die andere Parthie, welche wegen der vor der Tiber stehenden Häuser eine starke Viertelstunde Wegs mehr zu gehen hatte, erblickte den Unglücklichen schon von Ferne, wie er langsamen Schritts bis über die Hüften in den Strom ging, das tödtliche Geschoß auf sich

abdrückte und untersank. In äußerster Bestürzung kam diese Gesellschaft eine halbe Stunde später, ebenfalls im Kaffeehaus an und erzählte, was sie gesehen. Des andern Tags, als nun Witte nicht mehr nach Hause kam, erkundigte sich seine Hausfrau nach ihrem Hausherrn, den sie sehr liebte und hochschätzte, bei den Deutschen, welche in seiner Nähe wohnten und ihn zu besuchen pflegten. Diese theilten der Frau das traurige Ereigniß mit und ließen sich von ihr auf Witte's Zimmer führen, um nachzusehen, ob er keine Verfügungen hinterlassen. In dem Zimmer fanden sie seinen letzten Willen aufgeschrieben, wornach die Hausfrau all' seine Wäsche und Kleidungsstücke, und ein jeder von seinen Bekannten ein Andenken an ihn, z. B. ein Federmesser, das Rasierzeug u. s. w. erhalten sollte. Neben diesem Schreiben lag ein anderes an seine noch lebende Mutter, in welchem er mit kindlicher, innigster Zärtlichkeit für ihre ihm erwiesene mütterliche Liebe und Pflege dankte, und sie um Verzeihung bat, daß er sich auf eine scheinbar unerlaubte Weise aus dem Leben entferne. Ingleichen nahm er noch in einem Gedicht von seiner Schwester Abschied, und erinnerte sie darin an alle Jugendspiele und Jugendfreuden. Ausser diesen 3 Pieçen hatte er auch einen Aufsatz über den Mißbrauch der Nonnenklöster abgefaßt, und nicht wie seine übrigen Papiere auf die Seite geschafft gehabt. In diesem Aufsatz, den er für den Druck bestimmt zu haben schien, suchte er weitläufig zu beweisen, daß die Nonnenklöster gegen das Naturgesetz und gegen das reine Gefühl des Menschen seyen. Was das römische Gouvernement mit diesen Schriften nachher angefangen, wurde

den Deutschen nicht bekannt, indessen schickte solches den neunten Tag in das Caffè greco, und ließ einige Bekannte des Witte einladen, nach der Tiberinsel zu kommen, wo ein Barcarolo, welcher daselbst die Ueberfahrt zwischen der Engelsburg und der Tiberinsel besorgt, einen Todten aus dem Wasser gezogen hatte, den man für den Verunglückten hielt. Die Freunde des armen Witte erkannten ihn schnell, obgleich der Leichnam ungeheuer angeschwollen war. Bei der Untersuchung fand man, daß er sich durch den Kopf geschossen, wie er es oft geäußert; in der Tasche fand man seine Uhr und ungefähr 4 Scudi, und an der Brust, zwischen der Weste und dem Hemde, noch ein geladenes Pistol. Die eigentliche Ursache dieses Selbstmords war, ohne Zweifel, eine Gemüthskrankheit, die in Italien sich noch verschlimmerte; denn wie es schien, hatte Witte zu leben, und bei seiner Bildung und mannichfachen Kenntnissen auch Gelegenheit, der menschlichen Gesellschaft nützlich zu werden.

Ich muß jetzt wieder auf mein Studium in Rom zurückkommen, wo ich im zweiten Jahr meines Aufenthalts die Zeichnung von dem Bade des Hippias nach Luzians Beschreibung componirte und öffentlich ausstellte, später aber nach Hause schickte. In Rom gewann ich allerdings mit dieser meiner Arbeit sehr viel Ehre, und sie wurde die Basis meines nachherigen Kredits. Allein zu Hause fand diese Arbeit keine so günstige Aufnahme. Man schickte dieselbe an das damalige Bauamt zum Gutachten, welches für dergleichen Dinge keinen Sinn hatte, und dem Landesfürsten weitläufig demonstrirte, daß dergleichen Restaurationen von Gebäuden, welche in unsern Tagen nicht

mehr im Gebrauch wären, als leere Phantastereien zu betrachten seyen, und man mir von Seiten der Regierung aufgeben sollte, wenn ich je Lust hätte, einmal in badische Dienste zu treten, dergleichen excentrische Arbeiten zu unterlassen und mein Studium an der schönen modernen Baukunst (nach dem Ausdrucke dieser Herren) ernstlich fortzusetzen. Carl Friedrich sah indessen meine Arbeit mit andern Augen an, und der damalige Minister, Hr. von Edelsheim, welcher ebenfalls mit der Kunst des Alterthums vertraut war, und während seines Aufenthalts in Rom selbst mehrere Jahre auf vertrauten Fuß mit Mengs, Winkelmann u. s. w. gelebt hatte, schrieb mir einen sehr ehrenvollen und schmeichelhaften Brief, und ermunterte mich auf dem betretenen Wege fortzuwandeln, zugleich meldete er mir, daß er den Auftrag habe, mir 25 Louisd'or auszahlen zu lassen. Was mich aber noch mehr erfreute, war der Schluß seines Schreibens, worin er sagte, ich sollte mich durch kein ungünstiges Urtheil in meiner Vaterstadt irren lassen, und nur auf das Urtheil der Kenner Werth legen. Jene collegialische Ansicht meiner Arbeit blieb indessen meinen Verwandten und Freunden, die mir gleich hierüber Nachricht gaben, nicht verborgen, und ich mußte deshalb Vorwürfe hören, daß ich mein Vermögen in Rom nicht ganz zweckmäßig auf mein Studium verwendete, weil, wie sie mir schrieben, unser Vaterland keines Roms für das Studium der Kunst bedürfe. Wäre ich nicht standhaft genug gewesen, so hätten mich diese Vorgänge wohl muthlos machen können. Allein ich war damals schon zu lange unter Menschen von höherer Bildung und sah zu

gut ein, daß, wer sich über das Mittelmäßige erheben will, die Bedenklichkeiten und den Tadel des großen Haufens nicht achten darf.

Von den verschiedenen Schülern, theils Deutsche, Franzosen, Schweden, Italiener und Spanier, welche ich in Rom nach und nach unterrichtete, will ich nur eines Spaniers wegen seines Stolzes erwähnen. Um meine Tagsgeschäfte nicht zu unterbrechen, indem ich nicht mehr Unterrichtsstunden gab, als ungefähr für meinen Lebensunterhalt nöthig war, gab ich die Stunden gewöhnlich Vormittags von 11 bis 12, oder nach Tisch von 2 bis 3, weil ich ohnehin wegen des Mittagessens ausgehen mußte, und keine Zeit durch besondres Ausgehen verlieren wollte. Als ich nun eines Tags um 11 Uhr zu diesem Spanier, Don Georgo kam, war er nicht zu Hause; seine Hausfrau empfing mich daher und sagte mir, daß ich ein wenig mit ihr auf das Zimmer kommen möchte, weil Don Georgo gleich wieder nach Hause kommen würde, und er ihr aufgetragen hätte, mich bis dahin zu unterhalten. Diese sehr geschwätzige und ansehnliche Dame sagte mir dann, daß sie oft mit Vergnügen von ihrem Hausherrn, Don Georgo, die Lobeserhebungen über meine so große und einzige Geschicklichkeit hörte, die in Rom seit lange nicht mehr gefunden werde. Ich stutzte über diese Aeußerungen und fragte sie, für wen sie mich denn halte? Für einen Astronomen, erwiederte sie, in welcher Wissenschaft Sie meinen Hausherrn instruiren. Ob ich nun gleich der Dame versicherte, daß sie sich hierin irrte und ich von der Astronomie wenig oder gar nichts verstände, so wollte sie solches doch nicht glauben, und meine Gegenversicherun-

gen als Bescheidenheit auslegen. Aus diesem Diskurs merkte ich übrigens, daß mein Scolare, welcher wegen seines gesetzten Alters schon ein großer Architekt seyn wollte, und zuvor schon viele Jahre in Paris, und jetzt auch schon einige Jahre in Rom die Baukunst studirt hatte, neben dem auch als Professor bei einigen Akademien fürs Geld aufgenommen war, sich schämte, noch Unterricht bei mir zu nehmen. Bei seiner Zurückkunft machte ich ihm deshalb Vorwürfe, und erklärte, daß ich ihm von nun an keinen weitern Unterricht geben würde; denn wenn er so eitel wäre und sich dessen schämte, so besäße ich eben so viel Eitelkeit; ich unterrichtete nicht blos des Geldes, sondern auch der Ehre wegen, und er dürfe sich nicht erlauben, mich in den Ruf eines Narren zu bringen.

Er gab mir jetzt noch lange die besten Worte, und weil er sehr reich war und von vornehmer Familie, so daß er nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland eine große Rolle zu spielen hoffte, wollte er mich auch mit nach Spanien mit einer reichlichen Belohnung auf 3 Jahre nehmen, um ihm während der Zeit ein oder zwei Personen für sein Bureau in der Baukunst abzurichten. Allein trotz aller dieser Anbietungen wollte ich mich mit dem Patron nicht wieder einlassen.

Der bekannte Lord Bristol bot mir um diese Zeit ebenfalls ein Engagement an. Ich sollte ihm ein Palais bauen zur Aufstellung seiner vielen Kunstwerke, die er während seines öftern Aufenthalts in Rom kaufte, wobei er die Sonderbarkeit hatte, jeden Tag, so lange er in Rom war, hundert Dukaten gewöhnlich, bei außerordentlichen Gelegenheiten aber auch wohl das Doppelte auszugeben. Dieses Palais wollte er

auf seinen Gütern errichten, und ich sollte ihm daher nach England folgen. Allein meine Freunde, welche diesen launigen Lord Bristol, der übrigens sehr viel für Kunst und Künstler durch sein Geld gethan, besser als ich kannten, riethen mir ab, indem sie aus eigner Erfahrung wußten, daß der Lord in seiner Großmuth nachzulassen pflege, am Ende aber den Künstlern das Leben sauer mache. Da ich nun nicht gern von fremder Laune abhängen wollte, überließ ich den Antrag einem italienischen Architekten. Die Summe, welche Lord Bristol täglich für Kunstsachen ausgab, veranlaßten in Rom einen besondern Kunst-Commers, und man hatte oft Mühe, sich vor den vielen Mäklern, welche mit ihrer Waare vor dessen Hause auf der Straße standen, sich demselben zu nähern. Kam man vollends in das Haus, so standen so viele Italiener auf dem Vorplatz, auf der Treppe und in dem Vorsaal, welche da ihre Arbeiten zur Schau aufgestellt hatten, damit sie der Lord beim Ausgehen sehen sollte. Dieser Kunstmarkt zeichnete sich noch dadurch besonders aus, daß sich unten vor des Lords Wohnung, in dem Vestibüle und auf der Treppe die Bilderhändler, in dem Vorsaal die ordinären italienischen Künstler aufstellten, und daß es nur den Fremden und ausgezeichneten Italienern erlaubt war, in die Zimmer des Lords zu treten, als wo er sich dann gewöhnlich in den Morgenstunden mit denselben unterhielt.

Da es übrigens scheinen möchte, daß das Geld in Rom für einen fremden Künstler leicht zu gewinnen sey, so will ich hiergegen die Geschichte meiner ersten Einnahme daselbst anführen, die mir trotz meiner vielen Arbeit nicht so leicht

zu erhalten war. Ich hatte bereits gegen 3 Jahre in Rom zugebracht, und bis dahin von meinem eigenen nicht sehr bedeutenden Vermögen gelebt, welches mir fernerhin keine großen Ausgaben erlaubte; jetzt war es nöthig, an Gegenwart und Zukunft alles Ernstes zu denken, zumal da durch die französische Besitznahme der Lombardie und des Venezianischen alle Communication mit Deutschland gehemmt war, und dadurch schon mehrere meiner Landsleute in die äußerste Verlegenheit wegen ihrer Pensionen und von Haus erwarteten Geldes gekommen waren. Ich stand gewissermaßen an einem Scheidewege; hier winkte mir die Kunst, dort zeigte sich Sorge für die Zukunft. Ich öffnete mein Herz meinem Freund Hirt, der mir zur Antwort gab: es sey ihm leid, meine Verlegenheit erst jetzt zu erfahren, indem er schon öfter von Fremden angegangen worden, ihnen diese oder jene architektonische Arbeit fertigen zu lassen; allein er habe sich bisher genirt, sich an mich zu wenden, indem er geglaubt, daß ich reich genug sey, um mein Studium aus eigenen Mitteln in Rom fortzusetzen.

Da übrigens meinem Freunde H. selbst an meinem längern Aufenthalt in Rom gelegen war, indem er eine antiquarische Arbeit vorzunehmen gedachte, wozu ich ihm die Zeichnungen fertigen sollte, so verschaffte er mir bald eine Einnahme. Die erste Arbeit, die ich durch seine freundschaftliche Verwendung erhielt, war die Fertigung eines Bauplans zu einer Kirche für den F. K. Dieser wollte aber schon in acht Tagen abreisen, und da es mir nicht möglich war, in so kurzer Zeit etwas Ausgeführtes und Tüchtiges zu liefern, versprach ich einem Maler, mit

dem ich zusammen wohnte, und der sich aus Mangel an Unterstützung kaum ernähren konnte, von Kopf bis zu Fuß neu zu kleiden, wenn er mir an dieser Arbeit helfen und die innere Dekoration, welche in einem Cyklus das Leben Jesu vorstellen sollte, zeichnen würde.

Da wir beide Tag und Nacht arbeiteten, so brachte ich die Risse schon in der halben Zeit fertig. Wie ich nun selbige meinem Freund des Morgens brachte, um sie nach Verabredung dem F. K. zuzustellen, wollte es der Zufall, daß mein Freund gerade eine Verhinderung hatte und mich ermunterte, meine Arbeit selbst und wo möglich der Gemahlin des Hrn. F. K. zu übergeben, weil dies eine sehr gebildete und interessante Dame sey. Ich befolgte den Rath, allein die Bedienten des Hauses ließen mich so lange im Vorzimmer warten, wahrscheinlich, ohne mich auch nur zu melden, daß mir endlich die Geduld ausging und ich, nach einer Stunde vergeblichen Harrens, mich voll Aergers entfernte. Auf dem Heimweg sprach ich bei einem Freunde ein, welcher eben für F. K. einige Bilder malte. Wir hatten kaum ein Gespräch angefangen, als unser Patron hereintrat. Mein Freund stellte mich ihm vor, und seine erste Frage war nach den Zeichnungen. Ich erzählte, was mir so eben in seinem Hause begegnet, und gab ihm die Zeichnungen, auf die er blos einen flüchtigen Blick warf. Erlauben Sie, sagte er, mit höfischer Artigkeit, daß ich ihre schönen Arbeiten sogleich mit mir nach Hause nehme und sie meiner Frau zeige, welche sich schon lange auf dieselben freut, und erweisen Sie uns dann morgen früh die Ehre, uns zu besuchen. Am andern Morgen begab ich mich voll

schöner Hoffnungen zu dem Ehrenmanne, der mich mit Höflichkeit und Lob überhäufte, und dabei versicherte, seine Frau sey entzückt von meiner herrlichen Arbeit. Zugleich fragte er mich nach dem Preise. Dies setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, da er jedoch darauf bestand, so forderte ich stammelnd zehn Zechinen, aber mit so leiser Stimme, daß ich mich selbst kaum hörte. Er eilte in das Nebenzimmer und drückte mir, als er wieder zurück kam, Geld in die Hand. Es ist eine Kleinigkeit über die Forderung, setzte er hinzu, und ich bedaure nur, daß meine Frau noch zu Bette ist und ihre Bekanntschaft jetzt nicht machen kann. Ich empfahl mich und hatte nichts angelegentlicheres zu thun, als nach dem Schatze in meiner Hand zu sehen. Aber statt der zehn Zechinen waren es drey Scudi. Ungewiß, ob es ein Irrthum sey, schämte ich mich, umzukehren, ging aber sogleich zu Freund H., dem ich mein Schicksal erzählte. Vielleicht, setzte ich hinzu, vielleicht hat der Mann drey Scudi verstanden, weil ich sehr leise gesprochen. Es mag seyn, erwiederte H., daß Sie sich versprochen haben, allein wenn Hr. F. K. kein unvernünftiger Geizhals wäre, so hätte er wohl begreifen können, daß Sie ihm so bedeutende Risse nicht um eine Zechine zu fertigen im Stande sind: leider kenne ich von demselben eine ähnliche Geschichte, und in der That kostet es seiner trefflichen Gemahlin genug Mühe, des Mannes Sottisen und Bettisen wieder gut zu machen, so oft es angeht. Er rieth mir nun, den Patron über ein mögliches Mißverständniß aufzuklären, und die zehn Zechinen oder meine Zeichnung wieder zu verlangen. Ich befolgte den Rath, und schrieb an F. v. K. ein Billet. Ein Paar

Tage nachher brachte mir sein Jäger die Zeichnungen mit allerlei Entschuldigungen. Ich wollte dem Jäger die 3 Scudi zurück geben, aber er verließ mich mit der Versicherung, er dürfe das Geld nicht nehmen, es sey für meine Auslagen, für Papier, Farben ꝛc.

Voll Scham und Aergers ging ich sogleich zu meinem Freunde, welcher der Frau v. K. in Neapel Unterricht im Figurenzeichnen gegeben, und bat ihn, der Dame die 3 Scudi zuzustellen. Mein Freund schüttelte den Kopf, versprach aber, den Auftrag zu besorgen. Dies that er auch in der nächsten Stunde, und kam sogleich auf mein Zimmer. Er habe, sagte er, die Frau von K. so eben gesprochen, sie sey ob der saubern Geschichte ganz außer sich gekommen. Als sie nachher aus meinem Schreiben an ihren Mann gesehen, daß ich meine Risse nur unter der Bedingniß zurückgefordert, wenn ihr Herr Gemahl selbige für 10 Dukaten zu theuer fände, so sey sie ganz beschämt über dessen Benehmen, und habe ihm das Geld mitgegeben, um mich für die Verabfolgung der Risse zu bitten. Ob mir nun gleich das nunmehrige Verlangen meiner Risse ehrenvoller, als die erste Uebergabe schien, so weigerte ich mich doch; allein mein Hausfreund, dem ich ein neues Kleid anzuschaffen versprochen, war trotz meines Widerstrebens andrer Meinung, und indem er die Risse aus meinem Portefeuille holte, äußerte er, daß ich hier nicht bloß auf meine Ehre, sondern auch auf die Rechnung für sein neues Kleid zu sehen hätte; ich mußte somit nachgeben, und die Zeichnungen überlassen.

Bis jetzt habe ich noch nichts von den römischen Feierlichkeiten gesagt, welche besonders die Künstler in-

teressiren, und auch meine besondere Aufmerksamkeit angezogen. Ich will nur einiger gedenken.

Besondere Feste haben die fremden Künstler in Rom keine, indessen machen sie sich dergleichen, bei der Ankunft oder Abreise eines ihrer Bekannten, oder auch bei Vollendung einer ihnen gelungenen und bedeutenden Arbeit, als worauf gewöhnlich eine Landreise in Gesellschaft guter Freunde, die sich immer willig dazu finden, unternommen wird, und wobei es besonders auf zwanglose Unterhaltung abgesehen ist. Uebrigens kann man die sonntäglichen Zusammenkünfte der Künstler, wo sie gewöhnlich in der Frühe vor Tisch die verschiedenen Gallerien und andere Kunstsammlungen, Nachmittags aber die in und um Rom gelegenen Villen, Ruinen ꝛc. miteinander besuchen, und hierauf gewöhnlich ein freundschaftliches Abendessen einnehmen, ebenfalls Feste nennen, indem wenigstens bei solchen Veranlassungen heitrer Scherz und laute Freude herrschen, und die lehrreichsten Mittheilungen über die gesehenen Objekte statt finden. Zu meiner Zeit feierten die Künstler, und überhaupt die fremden Deutschen bloß die Neujahrsnacht mit einem Schmaus, wo sich gewöhnlich in dem Speisehaus Cavaletto die meisten versammelten, und nachdem sie miteinander zu Nacht gespeist, die letzten Stunden des Jahrs mit einem Punsch schlossen. Waren die ersten Punschgläser geleert, und die Gesellschaft in lustiger Stimmung, dann wurde eine Rede gehalten, wobei ein Anderer die Hände des Redners zu mancherlei komischen Gestikulationen in Bewegung setzte. Da zu dieser Posse gewöhnlich der witzigste Kopf aus der Gesellschaft gewählt ward,

und es an Stoff, die Zuhörer über ihre im alten Jahre begangenen Thorheiten und ähnliche Dinge zu unterhalten nie fehlte, so bildete der Uebergang von dem Alten in das neue Jahr, ein langersehntes Freudenfest für die Künstler in Rom, zumal da die Getränke dabei nicht gespart wurden, und in allen Sprachen, selbst in Versen gescherzt ward, und auch der Unsinn die Lachlust erhöhte.

Nicht selten geschieht es auch, daß die Künstler an den jährlichen Vergnügungen der Römer, auf den ersten Mai, oder in der Herbstzeit an den sogenannten fetten Donnerstägen (Giovedi grassi) Antheil nehmen. Die Römer versammeln sich dann mit ihren, meist schönen und oft auch gefälligen, Hausfrauen auf Monte-Testaccio in einer Villa, oder auch auf dem Lande, erlustigen sich mit Musik, Tanz und Scherz. Ohne daß ich mir nun gerade dergleichen Ausgaben oft erlaubte, ließ ich mir doch keinen Vorwurf wegen Versäumung einer solchen Villeggiatura oder Landpartie machen, und in Gesellschaft mit meinen Freunden, besuchte ich auch gerne und nicht selten dergleichen Orte, wo man die Römer so heiter und vergnügt findet, daß ihnen wohl in der Welt kein Volk darin gleich kommt: denn hier siehet man malerische Tänze, man hört den Improvisatore mit poetischem Geiste und Scherz die Gesellschaft erheitern, und sie oft zur Musik und zu einem gemeinschaftlichen Gesange aufmuntern, und Jugend und Alter mischen sich im buntesten Wechsel. Zu diesen Vergnügungen gehört auch der Carneval, wobei sich jeder Fremde den Nachmittag im Corso einfindet. Dort sammeln sich die Masken, die

eine ganz eigene komische Welt bilden, wie sie Göthe so schön beschrieben. Eben so ergötzlich ist auch der Schluß eines solchen Tages, der sich gewöhnlich mit einem Pferderennen, und dem Anzünden der Lichter endigt, worauf dann die Masken in die Theater zum Tanzen ziehen. Von den kirchlichen Festen, welche in Rom alljährlich statt finden, die für das Studium der Künstler von großer Bedeutung sind, und treffliche Vorbilder in Absicht auf Kostüme und sinnvolle Anordnung abgeben, will ich nur einiger gedenken, welche auf mich einen besondern Eindruck gemacht. So war mir z. B. die von Sr. päpstlichen Heiligkeit am Ostertag gegebene Benediction, zu welcher viele tausend Menschen aus allen Welttheilen nach Rom wallfarthen, eine äußerst interessante Scene, die ich nie versäumte, und selbst mit Rührung jedesmal sah. Eben so wohnte ich auch mit vielem Interesse der Fußwaschung, und dem in der Syxtinischen Kapelle am grünen Donnerstag und Charfreitag aufgeführten Miserere bey, wo das Auge durch die von den anwesenden Cardinälen, Bischöfen und andern Geistlichen in Gegenwart des heiligen Vaters gehaltener Feier ergötzt wird, indeß die erhabenen Töne von Jomelli oder Pergolesi von mehr als 80 Bassisten und Castraten vorgetragen, das Herz in unnennbare Gefühle einwiegen. Besonders feierlich war mir auch die Procession am Frohnleichnamstage, wo die Straße, durch welche der Zug geht, oben an den Häusern ganz mit Tuch überdeckt, der Boden mit rothem Sand und Lorbeerblätter bestreut ist, und die Häuser zu beiden Seiten an den Fenstern mit den köstlichsten, goldgestickten, sammtnen Draperien be-

hangen und geschmückt sind. Der heilige Vater erscheint hier fast wie ein höheres Wesen, indem er links und rechts seinen Segen über das Volk austheilt, und auf einem mit vielem Pomp und Glanz angeordneten Traggerüste, hinter einem kleinen Altar, und vor einem mit weißen Pfauenfedern, gleich den Sonnenstrahlen geformten, Halbzirkel kniet, hinter ihm sein Hofstaat und seine Garde. Diesen folgen dann alle verschiedene Ordensgeistlichen mit ihren Monstranzen, köstlichem Rauchwerk und Musik. Das stattliche und ehrenvolle Ansehen, der bei diesem über eine Stunde dauernden Zuge befindlichen Diener des Herrn; die Auszierung der Häuser, aus deren Fenster die Zuschauer Blumen und Lorbeeren auf den Zug werfen, das mysteriöse Tageslicht, da die Sonnenstrahlen nur schwach durch die über die Straße aufgespannten Tücher eindringen, die Wohlgerüche, welche das Rauchwerk und die Blumen verbreiten, bezaubern die Sinne und versetzen uns in eine überirdische Welt.

Die Einweihung der Thiere an dem Festtage des heiligen Antonius von Padua, das Fest aller Seelen, wo man die oft sehr kunstvoll ausgezierten Grüfte besucht; so wie auch das Heilig- und Seligsprechen, und noch mehrere andere kirchliche Feste geben ebenfalls dem Künstler zu mannichfaltigen Betrachtungen und Studien Anlaß, und in dieser Hinsicht bleibt Rom für ihn der einzige Ort. Rücksichtlich der während meines Aufenthalts in Rom erlebten außerordentlichen Feste und Feierlichkeiten, bleibt das im Jahr 1796 statt gehabte Wunder für mich eines der merkwürdigsten; denn es begann unter furchtbaren Andeutungen für alle Fremden.

Nach dem Falle von Mantua, sah man täglich dem Einmarsche der Franzosen in den Kirchenstaat entgegen; der römische Pöbel, schon lange aufgereizt gegen die Franzosen, gerieth in Wuth gegen alle Forestieri, und die päpstliche Regierung sah sich genöthigt, ihre Zuflucht zu einem außergewöhnlichen Mittel zu nehmen, welches nur lächerlich finden kann, wer den Charakter der Römer nicht kennt. Die besten geistlichen Volksredner wurden beauftragt, auf öffentlichen Plätzen zu predigen, und das Volk, wenn die Franzosen in Rom erschienen, zur Ordnung und Ruhe zu ermahnen.

Als Einleitung zu diesen Volksreden geschahen Wunder, und in den ersten Tagen, bis man wußte, wohin dieselben deuten sollten, war jeder Fremde in Rom für seine Sicherheit um so mehr besorgt, da sich das Volk zuerst schaarenweise auf den Straßen sammelte, und von einem Madonnenbilde zum andern zog, um zu sehen wie diese Bilder gleich lebenden Menschen die Augen bewegten. Bald bildeten sich Massen von vielen tausend Menschen, die mit Gesang, und in der größten Devotion von einem wunderthätigen Madonnenbilde zu dem andern, und so auch von einem Platz zum andern in Procession bei Tag und Nacht wanderten; allmählig wurden die Gemüther besänftigt, man sah das Unglück als eine Fügung des Himmels an, die harten Friedensbedingungen von Tolentino wurden mit Fassung aufgenommen, und der Fremde freute sich bald wieder der alten Sicherheit.

Noch will ich etwas weniges über die äußerliche Anordnung dieser Feste in Hinsicht ihrer Beleuchtung be-

merken, welche gewöhnlich mit großer Kunst und optischen Kenntniß angeordnet ist. So sieht man z B. zur Weihnachtszeit selbst bei Privatpersonen die sogenannte Presepien, welche die Geburt Christi vorstellen, und durch das Tageslicht so schön beleuchtet werden, daß sie keine bloße künstliche Vorstellung, sondern vielmehr die Natur selbst zu seyn scheinen. In neuern Zeiten hat man zwar mit den Transparenten ebenfalls die Natur in täuschender Ansicht nachzuahmen gesucht; allein der Effect dieser Vorstellung muß jener Anordnung, welche die Gegenstände theatralisch hinter einander stellt, weit weichen, weil dort bloß eine zerstreute und gleichförmige Beleuchtung statt findet, während bei den Presepien das einfallende Licht den Gegenständen selbst Licht und Schatten gibt. Eine eben so glückliche und auf den Effect wohl berechnete nächtliche Beleuchtung ist wohl die sogenannte Kreuzbeleuchtung am Grünendonnerstag und Charfreitag in der St. Peterskirche, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, je einen schönern und größern Effect durch das Lampenlicht, auf verschiedene Gegenstände zugleich angewandt, gesehen zu haben. Beim Eintritt in das große Schiff der Kirche, wo man aus dem Dunkel das auf der Seite des Hochaltars in der Luft schwebende Kreuz erblickt, das sich auf der hintern Dunkelheit des Chors ganz rein und scharf abbildet, sein Licht auf die nahe gelegenen Gegenstände und auf die unten umherstehenden Menschengruppen ausbreitet, und auf keine Art gestört ist, weil an diesen Tagen beinahe kein andres Licht in der ganzen Kirche angesteckt wird, — fühlt man sich von einem heiligen Schauer durchdrungen, der

dann endlich in Bewunderung über die treffliche Anordnung übergeht.

Mit eben so vieler Bewunderung sah ich auch mehrmals die äußere Beleuchtung der St. Peterskirche, in der Nähe und Ferne, und es gewährt eine eigene Ueberraschung, wenn dieser gewaltige Tempel schon vor der Dämmerung mit kleinen Lampen illuminirt wird, so daß das ganze Gebäude beim Uebergange des Tags in die Nacht, mit den glänzendsten Perlen überstreut zu seyn scheint. Um 1 Uhr in der Nacht (1 Stunde nach Sonnenuntergang), auf den ersten Glockenschlag, werden die größern Lampen zu gleicher Zeit angezündet, was einen feenhaften Anblick gibt, indem nun das ganze Gebäude, wie durch einen Zauberschlag der Glocke, wie verklärt in Flammen steht, und das vorangehende Spielwerk der kleinen Lampen ganz dem Gesichte entschwunden ist.

Nicht weniger als bei dieser Beleuchtung, wird man von dem Feuerwerk auf der Engelsburg, wo mehrere tausend Raketen auf einmal in die Höhe steigen, überrascht, und es ist trefflich berechnet, daß etwa eine Stunde, nachdem die Beleuchtung der Peterskirche begonnen, als Nachspiel das Feuerwerk auf dem Castell St. Angelo gegeben wird. Diese Erscheinungen gewinnen noch besonders dadurch, daß sich die Reflexe in der nahe an dem Castell vorbeifließenden Tiber abbilden, und sie doppelt sichtbar werden.

Ich muß bei dieser Gelegenheit folgende Anecdote erzählen. Als der griechische Kaffeewirth seine drei Schenk-

zimmer, wo gewöhnlich in dem vordern, größern Gemach die Gäste von allen Nationen, in dem hintern die Deutschen, und in dem mittlern die Spanier sich zu versammeln pflegten, neu ausmalen lassen wollte, und hiezu von einigen italienischen Künstlern die Zeichnung im kleinen hatte fertigen lassen, kam ich eines Nachmittags in das Caffè greco, um, wie gewöhnlich, nach Tisch eine Tasse Kaffee zu trinken. Der Kaffeewirth zeigte mir die Skizen mit dem Bemerken: wie er nunmehr gesonnen sey, seine Kaffeezimmer ausmalen zu lassen, und verlangte dabei mein unbefangenes Urtheil über die Anordnung, besonders über die emblematischen Verzierungen, welche mit Beziehung auf die verschiedenen Nationen dabei angebracht werden sollten. Der gute Mann erwartete von mir großes Lob über seine scharfsinnigen und witzigen Gedanken; aber ich lachte: und suchte ihm zu erklären, daß es sich nicht wohl schicke, in das vordere, große Gemach, wo gewöhnlich Gäste von allen Nationen hinkamen, oben an der Decke zur Bezeichnung der vier Welttheile, Pferde, Kameele, Elephanten und Löwen anbringen zu lassen, indem diese Thiere nicht an den Decken, sondern nur auf dem Boden zu gehen verständen, also leicht herunterfallen und ihm einen Gast todtschlagen könnten. Er meinte: da es ja nur gemalte und keine wirklichen Thiere seyen, so könnten sie wohl auch an der Decke wandeln. Ich erwiederte: wenn sie gut gemalt wären, so müßten sie auch den natürlichen Thieren gleichen, und dann wäre es ja schreckhaft, sie über eines Kopf schweben zu sehen, ich möchte ihm anrathen, sich von seinen Malern etwas passenderes für

seine Kaffeeboutique aufzeichnen zu lassen. Als ich nun den nächsten Sonntag wieder in das Kaffeehaus kam, wandte sich derselbe wieder an mich und sagte: Mein Herr, ich bin diesen Morgen in den ersten Kirchen von Rom gewesen, und habe in den mehrsten derselben oben an der Decke die vier Welttheile ebenfalls durch gemalte Thiere vorgestellt gesehen, und diese Gemälde sind nun schon alt und noch nicht heruntergefallen, und ich glaube, daß sie wohl auch in meinem Kaffeehaus anzubringen sind: denn, setzte er hinzu, heut zu Tage macht man über alles Kritiken, sogar über St. Peter. Weil ich mich nun mit diesem Manne nicht weiter einlassen wollte, auch merkte, daß er seinen Malern meine Kritik mitgetheilt hatte, und daß diese solche nicht ganz günstig aufgenommen haben mochten, so sagte ich ihm: er möchte es denn auch so machen lassen, ich hätte ihm meine Meinung nur auf sein Verlangen geäußert, und er sollte sich deßhalb über meine Kritik hinaussetzen.

Nachdem nun das Zimmer, worin sich gewöhnlich die deutschen Künstler alle Abende versammelten, mehrere Wochen wegen des Ausmalens verschlossen war, und dann wieder geöffnet worden, hatten die italienischen Maler, um sich an mir zu rächen, an die eine Wand eine große Landschaft in Fresko gemalt, worauf als Staffage mein Freund Feodor, der dazumal mit mir zusammen wohnte, auf einem Esel saß, den ich an einem Seil über eine Brücke führte, und in der andern Hand einen großen Zirkel hatte. Diesen Zug schloß Maler Frey, der ebenfalls unser Hausgenosse war, ein großes Portefeuille

und einen Sonnenschirm uns nachtragend. Als nun die deutschen Künstler einer nach dem andern dieses Tableau sahen, und von mir die Ursache dieses italienischen Witzes vernahmen, kamen sie einmüthig überein, daß man diese Neckerei, über deren Erfindung ich mich mit Recht lustig gemacht, nicht dulden dürfe, und ich Namens aller Deutschen, dem Wirth bedeuten möchte, die Staffage auslöschen zu lassen, widrigenfalls wir von ihm weg in ein anderes Kaffeehaus ziehen würden. Da nun der Wirth dieses Bild, das mir übrigens gar nicht zuwider war, für außerordentlich schön hielt, so wollte er es nicht vernichten, und ließ es darauf ankommen, bis sämmtliche Deutsche, die den größten Theil seiner Gäste ausmachten, in das sogenannte englische Kaffeehaus auf dem spanischen Platz zogen.

Als nun der Mann sah, daß es uns Ernst sey, da wir ihm alle auf einen Morgen das Frühstück, welches er durch seine Kaffeejungen in unsere Häuser schicken ließ, wieder zurückschickten, auch zu Mittag und Abend nicht mehr zu ihm kamen; so ließ er endlich die Staffage, in so weit sie sich auf mich und meine beiden Hausgenossen bezog, abändern. Allein seine Maler machten es nur noch schlimmer, verwandelten Feodor auf dem Esel in einen Türken, was sie wegen seines damaligen Kostüms leicht thun konnten, mich in einen deutschen Soldaten mit großen Stiefeln, und Frey in einen ordinären Eselstreiber. Durch diese Verwandlung glaubten sich alle Deutschen verletzt, und drangen nun mit Ernst darauf, daß der Kaffeewirth die ganze Staffage von seinen Malern müßte auswischen lassen,

wenn er anders wolle, das wir wieder bei ihm einkehren sollten, was er denn auch mehrere Tage darauf thun ließ. Seine Maler begnügten sich nun, jenseits der Brücke vor ein großes Gebüsch einen bellenden Hund zu stellen. Ob dieser Hund sie selbst repräsentiren, oder eine neue Satyre auf uns seyn sollte, war schwer auszumitteln; wir ließen uns darum die Verbesserung gefallen, und zogen wieder ein.

Unter meinen verschiedenen Excursionen während meines Aufenthalts in Rom, machte ich auch im Jahr 1794 mit meinem Freunde, Kupferstecher Gmelin, eine Reise nach Terni, um daselbst den Wasserfall des Velino zu zeichnen, den Gmelin später nach seiner Zeichnung als Pendant zu der Grotte des Neptun zu Tivoli, mit seiner bekannten Geschicklichkeit in Kupfer gestochen. Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich dieser interessanten Reise, über den schönsten Theil der Apenninischen Gebürge, von welchem Plinius in seinen Briefen bei Beschreibung seines Landhauses so herrliche Schilderungen macht. Bei dieser so schönen Reise, und namentlich während unseres Aufenthalts in dem Velinischen Thale, in der Nähe des Wasserfalls, hätten wir uns jedoch wegen eines unvorsichtigen Scherzes etwas sehr Unangenehmes zuziehen können. Den Weg von Rom nahmen wir über Civita Castellano und Terni, auf welchem Wege man in der Gegend von Narni noch viele Ruinen antrifft, von denen einige mir die Reste der Villa des jungen Plinius zu seyn schienen; indem nicht nur jene Gegend mit seiner Beschreibung harmonirt, sondern weil

ich auch mehreres Mauerwerk daselbst gefunden, das der Form nach den Grundplan von jenem Landhause angibt.

In Terni kamen wir gegen Mittag an, und gingen nach dem Essen auf unser Zimmer, um uns auf unseren Betten, die, mit dem Kopf an einer Hinterwand und mit den Seiten vis-à-vis in den hintersten Ecken des Zimmers standen, zur Ruhe zu legen. Kaum waren wir eingeschlummert, so wurden wir auf einmal durch einen heftigen Schlag, dem Fall eines mit Mehl angefüllten Sackes gleich, geweckt. Mein Freund und ich fuhren gleichzeitig auf, weil ein jeder glaubte, daß der andere aus dem Bette gefallen sey. Indem wir uns verwundert einander ansahen, und auch nichts bemerken konnten, wodurch sich das Getöse erklärt hätte, so vermutheten wir, es könne wohl in dem anstoßenden Hause verursacht worden seyn. Auf diese natürliche Erklärung schliefen wir sorglos noch eine Stunde lang. Als wir wieder in die Wirthsstube traten, fragte uns der Wirth: ob wir das starke Erdbeben und besonders den Stoß, wodurch eine Menge Kamine in der Stadt zusammen gefallen wären, nicht gespürt hätten? Zugleich zeigte er uns aus dem Fenster eine Menge Mauersteine, welche unweit seines Hauses von den Kaminen eines Palastes auf die Straße herunter gefallen waren; dabey prophezeite er auch, daß Terni in diesem Jahr noch durch einige Erderschütterungen werde heimgesucht werden; denn es pflege nie eine solche Erscheinung einzeln zu kommen. Dieser Vorfall, und da wir nicht Lust hatten,

uns unter den Ruinen von Terni begraben zu lassen, so wie auch die große Entfernung des Wasserfalls, die über zwei Stunden Wegs betrug, veranlaßte uns, eine Unterkunft in der Nähe des Wasserfalls selbst zu suchen. Etwas über die Hälfte auf dem Wege von Terni und der Cascade, liegt ein kleiner Ort Namens Babigno, welcher ebenfalls schon mehrere male durch Erdbeben gelitten, und jedesmal wieder neu neben den Ruinen des alten Orts aufgeführt worden. Diesem Orte gegenüber, unten in dem engen Thale, worin der Velino fließt, nachdem er den Fall gemacht, sahen wir ein von außen ziemlich ansehnliches Lustgebäude. Wir ritten mit unsern Eseln dahin, und trafen unweit davon einen Landmann mit einer Frau und einen jungen Menschen von ohngefähr 20 Jahren, welche die Gartenleute dieser Villa waren, und uns sagten, daß sie von ihrem Principale Erlaubniß hätten, Fremde in das Casino zu logiren, und ihnen auf ihre Rechnung Essen und Trinken geben zu dürfen. Dieses Gebäude lag nur eine Viertelstunde von dem Wasserfall, und so war uns das Anerbieten sehr erwünscht. Wir ließen uns sogleich das Haus zeigen. Als wir aber in das Innere desselben kamen, so fanden wir die hintern Mauern von den, oben von dem Berge nach und nach herunter gewälzten, Steinen zum Theil eingefallen, und in dem ganzen Hause kaum noch 2 bis 3 Zimmer für die Noth gegen die Thalseite wohnbar. So bequem nun einer Seits diese Wohnung für unsern Aufenthalt in der Nähe des Wasserfalls war, so vorsichtig machte uns andrer Seits die Beschaffenheit derselben hinsichtlich unserer Sicherheit; denn fürs Erste dringt in dieser Einöde der Velino mit einem außer-

ordentlichen Geräusch durch das Thal, und fürs Andere konnte man an der Mauer des Gebäudes, wo gegen alle Eingänge Schießscharten zur Vertheidigung eingerichtet waren, wohl bemerken, daß der Aufenthalt hier nicht so ganz ohne Gefahr sey. Ohne jedoch die geringste Besorgniß blicken zu lassen, sagten wir dem Gärtner: wenn er den jungen Menschen im Nebenzimmer bei uns schlafen lassen wollte, weil wir vielleicht Nachts etwas bedürften, und ihn wegen des Geräusches des Wassers nicht aus der Ferne rufen könnten, würden wir uns auf einige Wochen bei ihm einlogiren, und das Weitere wegen des Essens und der Bedienung verabreden. Nachdem wir nun auf diese Art alles mit ihm ausgemacht, unsere Koffer in Terni abgeholt, und die erste Nacht mit unserer Sauve-garde in den Trümmern dieses alten Lustschlosses zugebracht, und selbst schon den Tag darauf zu zeichnen angefangen hatten, weigerte sich der junge Mensch, die zweite Nacht bei uns in dem Schloß zu bleiben. Er und die Frau ließ sich deshalb bei dem Nachtessen, wo sie uns bedienen sollten, nicht sehen, und als wir den Gärtner um die Ursache fragten, erhielten wir zur Antwort, der junge Mensch sey wegen der Feuchtigkeit des Gebäudes in voriger Nacht unpäßlich geworden, und habe darum diese Nacht nicht bei uns im Schlosse schlafen können. Wir schalten den Mann, daß er uns die Sache verschwiegen, indem wir jetzt, so spät in der Nacht, nicht mehr nach Terni reisen könnten. Meine Herren! erwiederte er, seyd nur zufrieden, ich will bei Euch bleiben, und nur noch zu meiner Frau gehen, um es ihr zu sagen. Bis dahin hatten wir nichts Schlim-

mes geahnet; allein da wir bis gegen Mitternacht ganz vergebens auf die Zurückkunft dieses Mannes warteten, so fingen wir an, allerlei Besorgnisse wegen unserer Sicherheit zu bekommen; denn wie leicht konnte das Gesindel in der Nachbarschaft unsern Aufenthalt ausfindig gemacht haben und uns überfallen. Auch mußten wirs für möglich halten, daß selbst unsere Hausleute, von welchen Niemand diese Nacht über bei uns bleiben wollte, vielleicht schon einen Wink erhalten hätten. Als uns endlich der Schlaf übermannte, brachten wir unsre Pistolen in Ordnung, und verrammelten Thür und Fenster unseres Zimmers mit Tischen und Stühlen, und schliefen endlich aus Ermüdung ein. Als wir des andern Morgens ganz früh erwachten, und unsere Fenster öffneten, so standen unsere 3 Hausleute in ziemlicher Entfernung von dem Hause, und schauten einer hinter dem andern ganz furchtsam herüber, ob wir noch lebten Wir machten ihnen Vorwürfe, und Gmelin drohte mit geballter Faust. Der Mann, welcher den Herzhaften spielte, ging jetzt auf uns zu, während die Frau und der junge Mensch sich ängstlich an seine Kleider hingen, und ihm folgten. Beim Eintritt in das Zimmer, wurden die Leute ganz verblüfft über unsere Anstalten zur Vertheidigung. Mit großer Heftigkeit fing jetzt mein Freund an: Ihr seyd Lumpengesindel, sonst hättet Ihr uns nicht in dieses abscheuliche Nest einquartirt. Per l'amore di Dio! (Um Gotteswillen!) was ist geschehen? fragte der Mann. Wie! was ist geschehen? fuhr Gmelin fort, Ihr fragt? Ihr sehts ja. — Wenn wir nicht so gute Christen wären, und so heilige Gebete wüßten, so wären wir diese Nacht

sicher von den bösen Geistern, die hier hausen, verschlungen worden. Denn seht, jetzt nahms eine Hundsgestalt an, dann spie es Feuer u. s. w., und bei dieser Erzählung sprang er in der Stube herum, indem er bald dem Manne, bald der Frau und dem Burschen einen Stoß beibrachte, worüber die Frau und der junge Mensch am ganzen Körper zitterten, und einmal über das andere Jesus Maria! ausriefen, der Mann wußte jedoch mit seiner Furcht an sich zu halten.

Nachdem nun Gmelin seine Erzählung unserer nächtlichen Abentheuer geendigt hatte, wobei die Frau immer ihren Mann zupfte und flüsterte (eccolo i'ho detto) hab' ichs nicht gesagt? fing sie endlich selbst an: O Dio mio! (O mein Gott!) so wie Sie, meine Herren, die bösen Geister, welche hier in diesem Hause sind, diese Nacht gesehen, so hat sie dieser junge Mann gerade auch die vorige Nacht erblickt, weswegen er nicht mehr im Schlosse bleiben wollte. Gmelin warf dem jungen Menschen einen furchtbaren Blick zu. O Du gottloser Kerl! fing er an, Du mußt ein großer Bösewicht seyn. Auf der Stelle gesteh, was hast Du Schlechtes begangen? Per l'amore di Dio! erwiederte der Bursche mit Zittern und Beben: Nichts mein Herr, gar nichts. Wie? Gar nichts? Wie, wie? Gar nichts? Ach, ich will es ja gestehen, fing er zu stottern an, ich habe zwei Mädchen die Ehe versprochen. „Was sagst Du, gottloser Geselle, das wäre nichts? Gleich auf der Stelle gehe, sage es der einen ab, und die andere, die Du zuerst geliebt hast, die heirathe, dann wird dich in Zukunft kein böser Geist

wieder quälen. Der Mensch versprach heilig zu thun, was mein Freund forderte.

Auf diese Weise glaubten wir nun, die Nacht über in diesem alten Zauberschlosse vor allen Unfällen frei und unbesorgt seyn zu können, weil des Nachts Niemand hineinzugehen wagte, und am Ende auch der Mann, welcher bisher den Herzhaften gespielt, es nicht mehr that.

Allein der unzeitige Scherz, den wir uns erlaubt, wäre uns bald theuer zu stehen gekommen. Die Frau, als sie erfuhr, daß wir am nächsten Sonntage nicht zur Messe gegangen seyen, hielt uns jetzt für Teufelsbanner; und weil uns die bösen Geister in ihrem Schlosse nichts Uebles zugefügt, so schien es ihr gewiß, daß wir mit Dämonen einen Bund haben müßten. Der Zufall wollte, daß ihre Seidenwürme in der Nacht, auf den Abend, an welchem wir sie in ihrem Häuschen besuchten, erfroren. Nachdem wir nun 10 bis 12 Tage ganz ruhig in unsrer Freiburg, ohne weitere Sorgen vor Dieben geschlafen hatten, kam eines Morgens in der Frühe ein Landmann aus dem nächsten Oertchen Babingo zu uns, der uns sehr freundlich grüßte, und erzählte, daß er auch schon einen französischen Künstler Namens Ducros (den wir von Rom aus sehr gut kannten) in dieser Gegend herumgeführt, und daß er sein Gevattermann geworden, weil seine Frau gerade dazumal einen Buben zur Welt gebracht. Weil er nun so gut mit Fremden umzugehen wisse, so hätte ihn sein Herr Pfarrer, welcher uns etwas zu sagen hätte, zu uns gesandt, um uns einzuladen, diesen Morgen noch in das Pfarrhaus

zu kommen. Wir nahmen keinen Anstand der Einladung zu folgen. Der Pfarrer entschuldigte sich mit vieler Artigkeit, daß er uns habe zu sich bitten lassen, statt selbst zu uns zu kommen, er habe aus Besorgniß für uns so handeln müssen. Die Frau, bei der wir wohnten und speisten, habe uns bei ihm als Hexenmeister angeklagt, indem wir unter Gespenstern wie unter Menschen leben könnten, und wenigstens einen Bund mit dem Bösen haben müßten. Auch gingen wir nicht zur Messe, und hätten ihre Seidenwürmer in einer Nacht getödtet. Ich wollte Ihnen daher rathen, fuhr der redliche Pfarrer fort, nicht mehr bei ihr zu speisen und überhaupt ihren Aufenthalt zu verlassen, denn solche Menschen lassen sich leicht zu Unbesonnenheiten verleiten. Sollten Sie aber noch länger in hiesiger Gegend verweilen wollen, so will ich die beiden Herren mit Vergnügen bei mir aufnehmen. Die Warnung des Geistlichen machte uns besorgt; und da Gmelin und auch ich unsere Arbeit so weit beendet hatten, daß wir sie zu Hause vollends ausführen konnten, so besannen wir uns nicht lange, und dankten dem ehrlichen Geistlichen für die Warnung, so wie für die uns angebotene Bewirthung. Nachdem wir nun noch denselben Tag unsre alte Villa verlassen, und noch einige Tage in Terni verweilt hatten, wo noch verschiedene Alterthümer, und besonders der alte merkwürdige templo di sole unsre Aufmerksamkeit erregte, traten wir die Rückreise nach Rom an. Auf diesem Wege überfiel uns einige Stunden vor Civita Castellana ein so heftiges Donnerwetter und ein so gewaltiger Regenguß, daß wir genöthigt waren, in dieser Stadt schon Nachmittags gegen

4 Uhr unser Nachtquartier zu suchen. Indem wir uns in unser Zimmer führen ließen, kamen wir an einem Zimmer vorbei, dessen Thüre offen stand. Hier sah ich zwei Reisende, welche halb deutsch und halb italienisch sprachen, in heftigem Streit mit dem Aufwärter. Im Vorbeigehen glaubte ich, den einen Herrn zu kennen, und blieb in der Absicht, diesen Fremden vielleicht etwas Angenehmes erweisen zu können an der Thüre stehen. Der Zank betraf die überspannte Foderung des Kellners. Plötzlich kam jetzt der vermeinte Bekannte auf mich zu, und sagte ganz erfreut: Mein lieber Freund! wie kommen Sie hieher? Ich war nicht wenig überrascht und erfreut, einen meiner Freunde aus Wien, den nachherigen Kaiserlich Königlichen Oberhofarchitekt von Ammon, vor mir zu sehen, und erzählte ihm in wenigen Worten den Zweck unsres Ausflugs. Ach! mein Lieber, da kommen Sie mir wie gerufen; denn ich bin auch auf dem Wege nach Rom. Mein Onkel in Triest hat mir diesen Diener, der deutsch und italienisch spricht, mitgegeben, der Bursche scheint aber mit Wirthen und Kellnern gemeinschaftliche Sache zu machen und mich betrügen zu helfen.

Ich suchte jetzt den Streit zu vermitteln, und versicherte dem Aufwärter, daß der Fremde für Essen und Nachtlager nicht mehr zu bezahlen hätte, als wir für uns überein gekommen wären. Dieser gab sich damit zufrieden, und wir überließen uns jetzt der Freude über den Zufall, der uns nach mehreren Jahren wieder auf eine so unerwartete Art zusammen führte. Hocherfreut, auf dieser Excursion in die Apenninen viel Interessantes von Kunst und Natur gesehen, und auf dem Rückwege

einen alten Bekannten angetroffen zu haben, kehrten wir mit demselben nach Rom zurück.

Den Tag nach unserer Ankunft in Rom, machte ich nun gleich meinen Freund mit den meisten Künstlern und mehrern Gelehrten bekannt, und führte ihn auch zu denjenigen Personen, an welche er von Sr. Hochfürstlichen Gnaden dem ehemaligen Fürsten von St. Blasien, bei welchem er dazumal in Diensten stand, Empfehlungen mit sich brachte, und wo er überall sehr freundschaftlich aufgenommen wurde. Die interessanteste Empfehlung für Ammon war jedoch die an seinen Freund und Landsmann Hofrath Hirt aus Berlin, der sich noch in Rom aufhielt, und für den ich dazumal gerade die Zeichnungen zu seinem, später in Berlin herausgegebenen, architektonischen Werk arbeitete, und deßhalb mit ihm die römischen Bibliotheken häufig besuchte, so wie alle Nachmittag irgend ein in Rom befindliches antikes Gebäude, um solches zu untersuchen. Herr Hofrath Hirt lud Herrn Ammon zu diesen Wandrungen ein, bei welchen es sich sehr oft traf, daß Hirt, welcher sich auf ältere Schriftsteller und spätere Gewährsmänner stützte, mit mir, der ich blos mit den Augen des Architekten sah, in sehr heftigen Streit gerieth. Was mich betrifft, so habe ich Herrn Hofrath Hirt wegen dieser Excursionen sehr viel zu verdanken, indem er das antiquarische Studium in Rom, wie überhaupt in Italien, sehr lange getrieben, und Kenntnisse besaß, die mir in mancher Hinsicht nützlich wurden und mich zum Theil mit vielen literarischen und künstlerischen Ansichten bekannt und vertraut machten.

Unter den verschiedenen Ausflügen, welche wir nach Tivoli, Palästrino, Albano, Nemi u. s. w. gemacht, will ich zuerst meiner zweimaligen Reise nach Neapel und in die dortigen Gegenden gedenken, indem diese großes Interesse für mich hatte. Die erste Reise, die ich im Frühjahr 1794, vor der Reise nach Terni, antrat, machte ich in Gesellschaft des Herrn Professor Hummel aus Berlin und Herrn Bildhauer Wolf aus Hessen-Kassel zu Fuß, um unterwegs alles Interessante zu zeichnen, während einige andere von unsrer Gesellschaft, einige Tage später mit Vetturini uns nach Neapel folgten. Da wir schon sehr frühzeitig von Rom abreis'ten, so kamen wir Abends 4 Uhr auf unsrer ersten Station in Cisterna an. Als wir eben in das Wirthshaus treten wollten, kamen mehrere Kerls mit Dolchen in der Hand zur Thüre herausgestürzt, und balgten sich mit einander herum. Dieser Vorfall, der in Italien freilich nicht selten ist, und wobei gewöhnlich mehrere Personen schwere Wunden oder den Tod erhalten, vermochte uns zu dem Entschlusse, weiter zu gehen, zumal da es noch ziemlich hoch am Tage war. Die nächste Poststation lag nur 3 kleine Stunden von da, in den pontinischen Sümpfen. Als wir auf diesem einzelnen Posthaus ganz ermüdet ankamen, war es bereits Nacht. Auf unsere Frage, ob wir ein Nachtessen und Betten haben könnten? war die Antwort: O ja, die drei Herren müssen sich aber mit einem Bette begnügen. Da uns nun keine Wahl blieb, so baten wir den Kellner, er möchte uns nur gleich das Nachtessen bringen, denn wir sehnten uns nach Ruhe.

Da bekanntlich zu Pius VI Zeit die pontinischen Sümpfe ein Freiort für alle Mörder waren, und sich darum nur große Verbrecher in denselben aufhielten; so ließen wir uns, während des, ziemlich gut bereiteten, Nachtessens mit dem Kellner in ein Gespräch ein, indem wir ihn fragten: was er denn begangen habe, daß er sich in dieser unfreundlichen Gegend aufhalte? Eine Kleinigkeit, gab er uns zur Antwort: ich habe meine Mutter erstochen, weil sie mich einen schlechten Kerl gescholten und mich dadurch in Zorn und Furie gebracht hat; doch, setzte er hinzu, sey dies nicht die nächste Ursache, warum er sich dahin geflüchtet, denn um seine Mutter würde sich Niemand bekümmert haben. Allein nun habe ihm der böse Geist eingegeben, einen Livree-Bedienten des Prinzen N. zu erstechen, und da wir in Rom bekannt wären, so wüßten wir ja, daß so etwas gar hoch aufgenommen würde. Doch glaubte er längstens in einem Jahr wieder nach Haus gehen zu können, weil alsdann diese Mordgeschichte vergessen seyn werde. Um nun diesen Kerl uns geneigt zu machen, bedauerten wir ihn als einen guten Menschen wegen seines harten Schicksals, und fragten ihn dann auch: was denn der Herr Postmeister begangen, daß er hier im Exil wohne? Ja, meine Herren, dieses ist eine andere Sache, der ist nicht so ganz unschuldig wie ich; denn er hatte öfters das Unglück, Mordthaten zu begehen, und nahm zuletzt auch Antheil an der Ermordung eines Abbate. Indem wir nun bei dieser Erzählung die übrigen Gäste, welche noch in der Wirthsstube herumsaßen, aufmerksam betrachteten, wandelte uns doch ein kleines

Grauen an, und wir verloren alle Lust, in der saubern Gesellschaft länger zu verweilen. Wir ließen uns daher auf unser Zimmer leuchten, wo wir zwei Bettstellen fanden. Auf die Frage: warum sein Herr uns dreien nur ein Bett zugesichert habe, da doch hier im Zimmer noch ein zweites stehe? antwortete der Bursche: Ja, meine Herren, dieses Bett ist schon für andere Fremde bestellt, die noch diesen Abend ankommen, Sie dürfen darum auch die Zimmerthüre nicht schließen. Mit nicht geringer Sorge für unsre Sicherheit legten wir uns nun zu Bette, und weil ich der älteste und stärkste von meinen Reisegefährten war, so mußte ich mich vornhin, der andern Bettstätte gegenüber, legen. Ermüdet durch unsre große Tagreise schliefen wir jedoch bald ein. Allein kaum hatten wir eine Stunde geschlafen, so wurden wir durch die angekündigten Gäste, welche ohne Licht in das stockfinstre Zimmer hereintraten, wieder aufgeweckt und in nicht geringen Schrecken gesetzt, als wir hörten, wie sie Schießgewehre und andere Waffen auf den Tisch legten. Bald unterschieden wir drei Personen, aus deren Reden sich ergab, daß sie das Handwerk von Wilddieben trieben; denn sie beklagten sich über ihr heutiges geringes Jagdglück, und daß ihre Schüsse so manches schöne Wild gefehlt hätten. Uebrigens mußten sie auch sehr müde seyn, denn sie waren schnell ausgekleidet und zu Bette, worauf sie in einigen Minuten zu schnarchen anfingen. Am andern Morgen, nachdem uns diese Buschklepper noch vor einbrechender Dämmerung verlassen hatten, machten wir uns ebenfalls reisefertig, und dankten Gott, dieser Gefahr mit heiler

Haut entronnen zu seyn. Unser Weg ging über Terracina, Fondi, Baja bis Gaeta, wo wir am dritten Tag ankamen, und daselbst übernachteten. Hier wurden wir Morgens 2 Uhr durch den Streit, welchen drei englische Damen mit dem Kellner wegen überspannter Foderung bekamen, aufgeweckt. Ohne daß nur einer von uns nach der Uhr gesehen hätte, ließen wir uns von dem Kellner, welcher uns mit den Engländerinnen zum Hause hinaus bringen wollte, um alsdann ruhig schlafen zu können, bereden, daß es schon gegen 6 Uhr und höchstens in einer Stunde heller Tag sey. In dem Gedanken, dem anbrechenden Tag entgegen zu gehen, machten wir uns auf die Reise, nachdem die Engländerinnen abgefahren waren. So lange wir noch zwischen den Häusern in Molo di Gaeta wanderten, wo hin und wieder die Lampen an einem Madonnen-Bildchen die Straßen etwas beleuchteten, nahmen wir die Dunkelheit der Nacht nicht so gewahr; allein als wir auf die freie Landstraße kamen, war es so finster, daß wir nur durch den Staub, der uns in die Nase stieg, versichert waren, auf dem Wege zu seyn. Um bald an einen Ort zu gelangen, verdoppelten wir unsere Schritte, so daß wir mit Tages Anbruch schon in Garigliano ankamen, nachdem wir mehr als 3 Stunden in der Dunkelheit zurückgelegt hatten. Als wir hierauf einige italienische Meilen weiter in das Posthaus von St. Agata kamen, und daselbst gut gefrühstückt hatten, machte uns der Wirth Vorwürfe, daß wir uns durch Gehen so abmatteten, was in Italien kein Bettelmann thue; er halte uns für Herren, die nicht aus Dürftigkeit gezwungen wären, zu Fuße zu gehen, und setzte hinzu;

um 3 Ducaten würde er uns von jetzt, als Morgens 10 Uhr an bis Abends 4 Uhr nach Neapel führen. Um von da nach Neapel nicht noch einmal, und vielleicht in einem schlechtern Gasthause übernachten zu müssen, ließen wir uns den Vorschlag gefallen, jedoch unter der Bedingung, daß wir Punkt 4 Uhr in Neapel anlangten, damit wir heute noch einige Bekannte daselbst besuchen könnten. Meine Herren, erwiederte der Mann, ich lasse jetzt einspannen und Sie bis 4 Uhr nach Neapel bringen, wohin es noch 14 Stunden sind. Treffen Sie um diese Stunde nicht dort ein, so sollen Sie dem Kutscher keinen Kreuzer bezahlen. Auf diese Weise kamen wir nun in Zeit von etwa 5½ Stunden, wobei uns unser erster Postillion in Capua und der von Capua wieder in Aversa an einen andern Kutscher mit Cabriolet übergab, nach Neapel, wo wir den accordirten Fuhrlohn dem letzten Kutscher auszahlten. In Neapel machte ich die mir sehr interessante Bekanntschaft der Herren Hakert, Heigelin, Kniepp u. s. w. und sah in der herrlich situirten Stadt das Merkwürdigste von Kunst. Besonders aber waren mir das Museum in Portici, das Theater in Herculaneum und die aufgegrabene Stadt Pompeji interessant; und ich glaube am letztern Ort zuerst bemerkt zu haben, daß das dortige große Theater nie ausgebaut gewesen, oder daß man gerade im Augenblick, wo Pompeji mit glühender Asche überschüttet wurde, im Begriff war, die Gardinen neu aufzubauen, weßwegen man nur hin und wieder Stücke von denselben versetzt antrifft, von welchen das Fehlende nie früher ausgegraben war, was sonst andere zu behaupten suchen. Ingleichen habe ich (was ich

auch schon in der Beschreibung des Karlsruher Theaters anführte) zuerst die sinnreiche Form des dasigen Odeums bemerkt, eine Form, die, nach meinem Erachten, die vollständigste und zweckmäßigste ist, welche einem solchen Gebäude für Musik gegeben werden kann. Von den Excursionen aus Neapel nach Baja und auf die bei Neapel gelegenen Inseln Capri, Ischia, Procida und Nisida, bleibt mir die auf die Insel Capri, wo wir die Frau Fürstin Esterhazi antrafen, und wo noch viele Ruinen von dem sogenannten Hause des Tiberius sind, am unvergeßlichsten, indem ich daselbst vielleicht den schönsten und vergnügtesten Abend meines Lebens beim Sonnenuntergang erlebte. Um dieses herrliche Schauspiel zu sehen, wenn die Sonne nach einem schönen Sommertage südwestlich in das Meer einzutauchen scheint, und bei schönem Wetter deren goldne Strahlen über der Oberfläche des Wassers zittern, und den schönen Golf von Neapel mit seinen Gebirgen, so wie den Vesuv mit ihrem letzten ausströmenden Licht bemahlen, mußten wir auf Stufen unten von dem Meere an den steilen Felsen bis zu Anna Capri, dem höchsten Gipfel dieser herrlichen Insel, steigen. Als wir Anna Capri erreicht hatten, was wohl eine Stunde Zeit erfodert, stand die Sonne noch sehr hoch, wir beschlossen daher, von dieser Bergspitze, welche sich auf der andern Seite ganz sanft abneigt, ein Stück Wegs vorwärts zu gehen, und die romantischen Landhäuschen näher zu betrachten, welche wir von da aus erblickten. Im Hingehen nahmen wir wahr, daß ein niedliches Landhäuschen, das immer vorn eine Weinlaube hatte, und in der Nähe der Straße in einem

kleinen Garten stand, nach dem andern folgte, und dieser südliche Theil der Insel, wie ein Garten angebaut, und von vielen Menschen bewohnt war. Kaum waren wir eine halbe Stunde weit gegangen, als wir uns schon von mehr als 100 fröhlichen Kindern umringt sahen, die uns freundlich anlachten. Als wir nun wieder zurück auf die Spitze des Berges gingen, um die nntergehende Sonne zu betrachten, zog der ganze Schwarm von Kindern mit uns, und weil wir Anfangs einigen etwas Geld gaben, so verlangten jetzt auch die übrigen Geschenke von uns. Dieser Zudringlichkeit müde, verwiesen wir am Ende den Kindern ihre Bettelei, doch versprachen wir ihnen noch etwas zu geben; allein sie sollten uns auch dafür ein wenig unterhalten. Ein Junge von etwa 10 bis 11 Jahren trat heraus, und sagte: Meine Herren, wir wollen Euch einen Ball geben, und wenn Ihr mir eines von diesen Mädchen zum Tanz beredet, so will ich mit einem einzelnen Tanz den Anfang machen. Mit Mühe konnten wir eines der Mädchen hiezu bereden, dem wir nach beendigtem Tanz ohngefähr 20 bis 30 Krz. in Silber gaben, weil wir kein kleineres Geld mehr hatten. Da die andern Kinder sahen, daß wir mit Silberstücken, deren sie vielleicht in ihrem Leben noch wenig gesehen, um uns zu werfen anfingen, wollte jetzt alles tanzen, und auf diese Art eröffnete sich für uns ein Schauspiel von einer Menge fröhlich tanzender Kinder, während sich die Sonne in das Meer tauchte, und von unserer Umgebung mit den letzten Strahlen Abschied nahm — ein Bild, welches vielleicht nicht so leicht auf einem andern Punkt der Welt schöner gesehen werden kann. Aus Dankbarkeit gegen die

Kinder für das Vergnügen, welches sie uns verschafft, gaben wir einer herbeigekommenen Bauersfrau, welche vermuthlich ein Kind unter dem Haufen hatte, einen Scudi, um solchen in Kupfergeld wechseln zu lassen und dann unter die Kinder zu vertheilen, worauf wir uns von den lachenden Gruppen verabschiedeten, und den ersten Weg über den Felsen hinunter zu dem Meere wieder antraten. Kaum waren wir aber etwa ein Drittheil des Wegs hinunter gestiegen, als auf einmal der Knabe, welcher den Tanz begonnen, uns nachgesprungen kam, und uns bat, wieder zurück zu gehen, weil man ihm keinen Antheil mehr an dem letzten Scudi geben wolle, indem er schon zuerst von uns Geld empfangen. Wir versicherten ihm zwar, daß er das Recht habe, ebenfalls seinen Antheil an jenem Geld zu fordern; allein er antwortete dreist: das hilft nichts, Ihr müßt auf alle Fälle wieder zurück; denn sonst werde ich geprellt um meinen zweiten Antheil des Geldes, für welchen ich so viel als die andern getanzt. Um uns den Jungen vom Halse zu schaffen, waren wir genöthigt, seinen Bitten nachzugeben, und mit ihm zurück den Felsen hinauf zu gehen, weßwegen wir erst in der Dämmerung unsern Weg über die Felsenstufen hinab bis zum Hafen, und in unser Wirthshaus zurücklegen konnten. Während wir uns in Capri einige Tage aufhielten, nahmen afrikanische Seeräuber auf der hintern Seite der Insel ein neapolitanisches Kauffahrteischiff. Es wurde dabei stark gefeuert, was wir auf der Insel sehr gut hörten.

Wir badeten mehrmalen im Meere, und fanden bei dieser Gelegenheit, daß man zwar nicht, wie der berühmte

Schwimmer Abbe N. N. im Meere ohne alle künstliche Bewegung, jedoch mit leichter Mühe und einer kleinen Bewegung, auf dem Wasser schwimmen und auch in demselben aufrecht, ohne tiefer als bis zur Mitte der Brust einzusinken, sich fortbewegen könne.

In Baja, in den sogenannten Schwitzbädern des Nero, wo man eine halbe Viertelstunde durch den Felsen in das Innere eines Berges zu einer heißen Quelle geht, und da ein Dampfbad nehmen kann, ging es mir schlimm. Meine Freunde gingen verschiedene Male, ohne sonderliche Beschwerde hinein, aber so oft ich ihnen folgen wollte, trieb mich der erstickende Qualm zurück. Endlich wagte ich es, der Gefahr zum Trotz, auf allen Vieren in die Höhle zu kriechen, um diese merkwürdige Naturerscheinung zu sehen. Ganz ausgekleidet kroch ich in die Oeffnung, den Kopf beinahe an der Erde; einige meiner Freunde und ein Führer folgten mit Fackeln. In der Grotte selbst befand ich mich nachher recht behaglich und athmete leicht. Dabei schwitzte ich aber so außerordentlich am ganzen Körper, daß das Wasser von mir wegrollte. Nachdem wir ohngefähr eine halbe Stunde an dieser Quelle verweilt, und einige Eier, die unser Begleiter mitgenommen, gesotten hatten, kehrte ich wieder durch den Eingang zurück, ohne wie früher, die geringste Beschwerde zu fühlen. Als wir ins Freie kamen, wo die Sonne ziemlich heftig brannte, froren wir so außerordentlich, daß uns im eigentlichen Sinne die Zähne klapperten, und dieser unangenehme Zustand dauerte fort, bis wir wieder die freie atmosphärische Luft gewöhnt waren.

Um nicht weitläufig zu werden, übergehe ich die weitere Beschreibung der auf den übrigen Inseln, so wie bei dem Mare morto, Puzzoli u. s. w. gesehenen Merkwürdigkeiten, und will nur im Allgemeinen bemerken, daß diese südwestlichen Gegenden von Neapel, welche in Hinsicht auf Kunst und Natur so interessant sind, einen lange bleibenden Eindruck auf mich gemacht, und ich mir oft gewünscht habe, in jener Gegend geboren zu seyn, und unbekümmert um die übrige große Welt, in dieser großen, und wundervollen Natur, unter so vielen bedeutsamen Erinnerungen, meine Tage zuzubringen. Auf der südöstlichen Seite von Neapel, fand ich indessen das Land, wegen seiner Kultur noch reizender, und als ich nach Pästum über Pompeji hinaus gegen Caluze und Salerno kam, und daselbst manche Pflanze fand, welche man bei uns in Deutschland nur in Treibhäusern zu sehen gewohnt ist; als ich die Felsen, statt mit dürren Hecken mit Aloe eingefaßt erblickte, glaubte ich wirklich in eine poetische Welt versetzt zu seyn, und die zauberische Erscheinung kam mir lange wie ein Traum vor, bis ich im Hinwandeln mit der flachen Hand auf die Spitzen der Aloeblätter schlug, und der Schmerz der blutenden Hand mich zur nüchternen Besinnung brachte.

Den Weg nach Pästum wollte ich mit meinen zwei übrigen Reisegefährten machen, zu welchen sich noch zwei sächsische Architekten gesellt hatten, welche uns von Rom aus mit einem Vetturin nachgefolgt waren. Allein die beiden letztern waren so schlechte Fußgänger, daß wir uns genöthigt sahen, von Salerno aus einen Wagen zu nehmen, und so die Reise bis Pästum fortzusetzen. So

schön und interessant übrigens die Tempel, das Stadtthor, die Stadtmauer und die übrigen Ruinen von Pästum für jeden Künstler und Gelehrten sind, so mußten wir jedoch unsere Wißbegierde, wegen Mangel an Lebensmitteln und einer ordentlichen Wohnung mit sehr viel Unbequemlichkeiten bezahlen. Wir fanden dort blos eine kleine, arme Hirtenfamilie und einen Mann, welcher sich für einen neapolitanischen Invaliden ausgab und in einem alten Hause Wirthschaft trieb. Allein er konnte uns nichts vorsetzen, als etwas Wein und einige Brocken alten Brodes. Wir hatten den Fehler begangen, von Salerno keine Lebensmittel mitzunehmen, und der ganze Vorrath, den wir in Pästum fanden, wurde von uns schon beim ersten Mittagstische verzehrt. Nachdem wir nun den ganzen Nachmittag in dem alten Pästum unter den Trümmern seiner ehemaligen Herrlichkeit, zugebracht, und so viel wie möglich gezeichnet hatten, kehrten wir ziemlich ermüdet und hungrig gegen Abend in unser Quartier zurück, um die Nacht daselbst auszuruhen. Aber leider war das Haus so baufällig, daß wir uns in Acht zu nehmen hatten, daß das Gebälk nicht mit uns zusammen brach, und wir in den untern Stock fielen. Ich und einer meiner Freunde, welche die schwersten in der Gesellschaft waren, durften daher nicht in die Mitte des Zimmers treten, sondern blos an den Wänden herum gehen, um einen möglichen Einsturz zu verhüten. Dabei lag das Haus in dieser jetzt ganz sumpfigen Einöde äußerst traurig, und gewährte keine Sicherheit gegen einen nächtlichen Ueberfall von Banditen und Dieben, die uns hier in die andere Welt schicken konnten, ohne daß eine Spur

von uns geblieben wäre. Ein Zufall steigerte noch diese Besorgnisse. Wir hatten uns nämlich bereits seit einer Stunde zur Ruhe begeben, da hörten wir auf einmal singen und ein Getöse von vielen Menschen. Erschrocken über diesen unerwarteten Besuch gegen Mitternacht, öffneten wir, leise und behutsam, den innern Laden des Zimmers ein wenig, und ob wir gleich den schönsten Prospekt von Pästum vor uns hatten, dessen Tempel sich beim Leuchten des Vollmonds ganz schwarz in dem angrenzenden Meere abbildeten, wich doch jeder andre Eindruck dem Schrecken, der uns ergriff, als wir vorn an dem mittlern großen Tempel ein großes Feuer erblickten, um welches sich wohl gegen 100 Menschen von jedem Alter und Geschlecht gelagert hatten, die mit Scherz und Gesang die Zeit verkürzten. Hastig warfen wir uns in die Kleider, und eilten hinunter, um unsern alten Hauswirth zu fragen, wie diese Leute hiehergekommen, und was sie wollten? Seine Antwort klang jedoch sehr beruhigend. In der Nachbarschaft, einige Stunden von Pästum, wurde am nächsten Morgen ein großes Madonnenfest gefeiert, zu welchem diese Menschen zogen; dies geschah alle Jahre, und dabei pflegten die Wallfahrer gewöhnlich unter den Ruinen auszuruhen und den Anbruch der Morgenröthe zu erwarten.

Von aller Furcht befreit baten wir jetzt den Wirth, die Leute zu fragen, ob sie uns nicht für Geld und gute Worte etwas zu essen und trinken geben wollten, indem wir sonst in der Frühe wieder abreisen müßten, denn an ein langes Fasten seyen wir nicht gewöhnt. Der Mann kam bald mit der Antwort zurück, wie diese Pilger be-

dauerten, daß wir nicht früher geschickt hatten, denn ihr Vorrath sey beinahe ganz aufgezehrt. Indessen schickten sie uns doch noch den Ueberrest, der in einer Flasche Wein, einem Stück Brod und ungefähr 12 Aluce (Sardellen) bestand. Ob nun gleichwohl dieses Wenige nicht sättigte, indem wir durch Luft und Bewegung einen ungeheuren Appetit verspürten, der sich durch die Furcht, hungern zu müssen, noch vermehrt hatte, nahmen wir die Gabe doch mit Dank an, besonders da diese guten Leute sie so freundlich mitgetheilt hatten.

Den andern Tag in der Frühe, machten wir nochmals einen Gang unter die Ruinen, und traten sodann unsere Rückreise nach Salerno wieder an. Als wir auf die Landstraße kamen, welche von Salerno nach Epoli zieht, trafen wir auf ein kleines Wirthshäuschen. Ein freudiger Anblick, indem uns Hunger und Durst noch quälten. Aus dem Wagen fragten wir den Wirth, ob er nichts zu essen und zu trinken habe? O ja: Wein, Brod, Würste, kurz was die Herren verlangen, gab er zur Antwort. Bringen Sie, was Sie haben, riefen wir ihm zu, der jetzt Brod, Wurst und einen großen Topf mit schlechtem Wein herbei holte. Hungrig, wie wir waren, fielen wir über den magern Imbis her, vergaßen aber, nach italienischer Sitte, mit dem Wirthe zuvor über den Preis zu accordiren. Der unverschämte Bursche verlangte zwei Zechinen für eine Sache, die höchstens einen Sechsbätzner gelten konnte. Ohne mich in einen Streit einzulassen, nahm ich zwei neapolitanische Kreuzer und drückte dem Unverschämten solche zur Chaise heraus mit den Worten in die Hand: Hier habt Ihr die Zeche mit zwei Zechi-

nen bezahlt. Er machte große Augen, und sagte: Meine Herren, dieses sind keine zwei Zechinen. Wie! antwortete ich, was fehlt Ihnen? Eccellenzie, fing er an, sie sind falsch, es fehlt ihnen die Farbe. Wie! rief ich, wie könnet Ihr dieses Geld falsch nennen, da doch das Bildniß Euers Königs darauf geprägt ist? Ja Eccellenzie, falsch ist es nicht, ich meine die Zechinen wären viel gelber. Dummer Teufel, gebt sie her, Ihr kennt das Geld gar nicht, versetzte ich, indem ich ihm 2 silberne Lire in die Hand drückte und das Kupfergeld mit den Worten zurück nahm: gelber als diese haben wir keine. Bei dieser Rede kam endlich seine hochschwangere Frau zur Thüre heraus und schrie: Ach meine Eccellenzie! betrachtet mich und gebt mir nur auch etwas, wenn ihr meinem Mann etwas von seiner Foderung abziehen wollt. Mit Freundlichkeit und Scherz gab ich ihr die beiden Kreuzer, die ich ihrem Manne wieder abgenommen hatte, als worauf beide so vergnügt und dankbar über unsere Güte und Zahlung waren, daß sie uns eine glückliche Reise und allen Segen mit auf den Weg gaben, was diese Leute gewiß im andern Fall nicht gethan hätten, wenn wir ihnen ihre erste Foderung von fünfzigmal mehr streitig gemacht hätten. Ueberhaupt kömmt man mit den Italienern am besten zurecht, wenn man sie bei dergleichen Prellereien spöttisch und scherzhaft behandelt. Nachdem wir in Neapel wieder angekommen und uns von der Päßtumer Reise erholt hatten, unternahm ich mit meinem Reisegefährten die Besteigung des Vesuv, wobei es mir besonders interessant war, daß dieser vulkanische Berg damals gerade seine höchste Höhe erreicht hatte, indem er 8 Tage später in

Flammen gerieth, und nachdem er das Städtchen Torre del Greco mit Lava überschwemmt, beinahe bis auf 3/4 seiner Höhe zusammen stürzte. Wenn gleich die Besteigung dieses Berges wegen seiner steilen und mit Schlakken und Asche bedeckten Oberfläche, über welche man kaum zu gehen vermag, sehr mühsam ist, so erinnre ich mich doch mit dem größten Vergnügen an das schöne Bild, welches sich von der Spitze dieses Vulkans zu meinen Füßen entfaltete.

Nachdem ich gegen ein Vierteljahr in Neapel und der Umgegend verweilt, und alles Merkwürdige, was auf Kunst und Wissenschaft Bezug hat, gesehen hatte, trat ich mit meinen beiden ersten Reisegefährten und einem jungen Gelehrten, Herrn Ammiller aus Stuttgart, die Zurückreise nach Rom über alt Capua an, wo einst der große carthagische Feldherr Hannibal mit seinem Heere sich den Untergang bereitete, und so viel Interessantes für den Baumeister zu sehen ist. Ohngefähr in der Mitte der pontinischen Sümpfe schlugen wir einen Seitenweg nach Cora ein, um die dasigen sogenannten Herkules- und Castor- und Pollux-Tempel zu sehen, und umgingen hierdurch einen großen Theil der Paluden und besonders den Theil, in welchem wir auf dem Hinweg übernachtet hatten, was wir auch wegen der vorgerückten Jahreszeit; (denn es war gegen Ende May) thun mußten, weil es für unsere Gesundheit wegen der Aria cattiva gefährlich gewesen wäre, daselbst zu schlafen. Von dem Weg von Cora, wo ich mir den kleinen Herkules-Tempel aufzeichnete, den ich im Werkchen über die Säulenordnung herausgab, bis Rom will ich noch einer italienischen Artig-

keit des Prinzen Borgia und seiner verehrungswürdigen Gemahlin erwähnen, die sie uns bei unserer Durchreise durch Velletri erwiesen, als wir das so berühmte Kabinet von Alterthümern sehen wollten. Wir kamen etwas spät und höchstens 2 Stunden vor Nacht in Velletri und im Pallaste des Prinzen an, um die Borghesische Sammlung, welche nachher von den Franzosen beinahe ganz verbrannt und zerstört wurde, in Augenschein zu nehmen. Auf der Treppe begegnete uns eine Dame. Auf unsre Frage, wohin man sich wenden müsse, um das Kabinet des Prinzen zu sehen, antwortete sie: Wir sollten nur noch die Treppe hinauf gehen, und dann rechts an der Thüre die Glocke ziehen. Nachdem wir dieses gethan, kam alsbald eine stattliche Dame und fragte uns um unser Begehren. Mit Schüchternheit, indem wir nun wohl merkten, daß wir an die unrechte Thüre gekommen, entschuldigten wir uns wegen dieses Irrthums, wir seyen Fremde und die so berühmte Kunstsammlung des Prinzen habe uns hergeführt. Meine Herren, erwiederte sie, Sie sind recht gegangen, kommen Sie nur herein, mein Gemahl macht zwar einen kleinen Spaziergang, allein er wird in kurzer Zeit zurückkommen, und ihnen dann seine Antiquen-Sammlung mit Vergnügen selbst zeigen. Als wir in das Zimmer getreten waren, und sie den Eingang hinter uns wieder schloß, nöthigte uns die Dame in das zweite anstoßende Zimmer, wo sie gerade einen großen Besuch von den ersten Fürstinnen Roms wegen ihres Namenstags hatte. Wir entschuldigten uns, nicht wenig verlegen, wegen unseres Reiseanzugs, der noch obendrein mit Staub bedeckt war, aber die erlauchte Dame führte uns mit äusserster Freund-

lichkeit in ihren Zirkel ein; alle Anwesenden empfingen uns auf gleiche Weise, und es wurden uns Erfrischungen aller Art angeboten.

Bei der Erzählung, welche wir jetzt den Damen von allem machten, was wir auf unsern Fußreisen nach Neapel, Pästum u. s. w. von Kunst und schönen Naturscenen Interessantes gesehen, zeigte die Prinzessin Borgia besonders eine große Freude, als Herr Ammiller ihr von Malta sprach, von wo er eben erst gekommen war, und ihr sagte, daß er daselbst ihren jüngsten Herrn Sohn sehr gut gekannt, und dieser ihm in seine Brieftasche mit Bleistift geschrieben habe, seine theure Eltern bei seiner Durchreise durch Velletri herzlich und vielmals zu grüßen. Mit Hastigkeit bat sie ihn, ihr die Schrift ihres Sohnes in seiner Brieftasche zu zeigen, welche sie sogleich erkannte und mit innigstem Gefühl und glücklicher Erinnerung vielmals küßte. Endlich kam auch der Prinz gegen Ave Maria (Sonnenuntergang) von seinem Spaziergang zurück, und bewillkommte uns auf gleiche freundliche Art, wie zuvor seine Gemahlin. Nachdem wir uns eine ziemliche Zeit mit ihm unterhalten, und alle Hoffnung aufgegeben hatten, das Kabinet noch diesen Abend sehen zu können, weil inzwischen die Nacht eingetreten war, so sagte uns endlich der Prinz: Meine Herren, Sie haben nur zu befehlen, wenn sie das Kabinet besuchen wollen, ich habe solches während der Zeit unserer Unterhaltung illuminiren lassen, so daß sie alles hell und deutlich wie bei Tage übersehen können. Mit nicht geringer Verwunderung über diese Gefälligkeit folgten wir dem Prinzen und mit uns die übrige Damen-Gesellschaft in die vielen

wohlbeleuchteten Säle, welche beinahe ganz ausgefüllt waren mit altrömischen und griechischen, insbesondere aber mit egyptischen Alterthümern, auf deren Wichtigkeit uns der sehr unterrichtete Besitzer aufmerksam machte, und uns auf diese Weise bis gegen Mitternacht sehr lehrreich und freundlich unterhielt.

Dieses ist ohngefähr das Merkwürdigste meiner ersten Reise nach Neapel. Zwei Jahre später, im Frühjahr 1796, unternahm ich eine zweite Reise dahin, von welcher ich noch einiges erzählen will.

Abgeschreckt durch die Unannehmlichkeiten, welche mir auf meiner ersten Fußreise auf dem Wege von Rom nach Neapel begegneten, machte ich diesesmal diese Reise nebst drei andern Künstlern, mit einem Vetturin. Außer einigen Zänkereien, welche wir mit unserm groben aus Bologna gebürtigen Vetturin hatten, weil derselbe gegen unsern in Rom abgeschlossenen Vertrag, nirgends verweilen, sondern uns gerade wie ordinäre Reisende, die unterwegs nichts anspricht, an Ort und Stelle bringen wollte, kamen wir endlich ziemlich gut und wohlbehalten in Neapel an. Es war an einem Sonntage, Abends zwischen 4 und 5 Uhr, als wir durch eine mit Menschen und Pferden angefüllte Straße fuhren, in welcher das erste Wirthshaus lag. Hier verlangte der Vetturin, daß wir absteigen sollten, indem wir nun in Neapel seyen, und er seinen Vertrag gegen uns erfüllt habe. Wir antworteten, daß wir unsre Einkehr keineswegs in diesem Gasthause nehmen wollten, indem eine Wohnung für uns bereits in einem andern in der Gegend vom Molo im Aquila negro (schwarzen Adler) bestellt sey. Dieser Streit veranlaßte,

daß sich die Straße wegen der großen Menge von Fuhrwerken und Fußgängern bald sperrte, so daß endlich die Polizeidiener nach der Ursache dieser Stockung fragten, und uns darüber zu Rede stellten. Auf unsere Erklärung befahlen sie dem Vetturin, uns in den besagten Gasthof zu bringen, und als dieser sich weigerte, setzte sich ein Polizeidiener auf den Bock, und brachte uns selbst an den bezeichneten Ort, wohin uns denn auch der Vetturin zu Fuß auf der Seite des Wagens folgte. Beim Auszahlen verlangte der unartige Mensch, wahrscheinlich aus Aerger über das Einschreiten der Polizei, eine besondere Vergütung dafür, daß wir uns unterwegs hin und wieder einige Stunden mit Umsehen und Zeichnen aufgehalten hatten. Wir lasen ihm unsern Vertrag vor, und nun mußte er zwar gestehen, daß jenes Verweilen an Stellen, die unsre Aufmerksamkeit erregten, allerdings einbedungen sey, allein, setzte er hinzu, meine Unterschrift fehlt. In der That hatte er auch, des Schreibens unkundig, sein Namenszeichen blos mit drei Kreuzlein gemacht. Der seltsame Bursche leugnete zwar keineswegs, die Zeichen gekritzelt zu haben, behauptete aber, dies sey sein Name nicht. Bei dieser Versicherung schrieen alle Anwesenden: Jesus Maria! welch gottloser Mensch, und es fiel nun alles und besonders die Polizei mit Stockschlägen über ihn her, und so war der Streit schnell entschieden.

Während ich mich abermals gegen 3 Monate in Neapel und den dortigen Umgebungen aufhielt, machte ich mir die noch fehlenden Skizzen von den interessanten Alterthümern, die man in Kupferstichen noch nicht erhalten konnte, besonders von den Verzierungen und schönen Mosaiken in

Portici und Pompeji, zu deren Abzeichnung man mit Mühe die Erlaubniß erhielt.

Um diese Zeit zeigte sich mir auch eine günstige Gelegenheit, in königliche Dienste zu treten. Die angestellten deutschen Künstler wünschten dieses besonders, indem sie hofften, daß durch mich der dortige Kunstsinn und die große Liebe, welche die königliche Familie für die bildenden Künste überhaupt hegte, noch mehr angeregt werde, allein ich zog die Fortsetzung meines Studiums und das freie ungebundene Künstlerleben in Rom diesen glänzenden Aussichten vor, und begnügte mich, die Merkwürdigkeiten in und um Neapel wieder zu besuchen.

Bei den verschiedenen Excursionen, die ich von Neapel aus diesmal machte, war mir besonders die Besteigung des Vesuv merkwürdig, indem ich da das Städtchen Torre del Greco, durch welches ich 2 Jahre zuvor mehrmals gegangen, nunmehr bis an die Thurmhöhe mit Lava überdeckt sah, so daß ich mit den Händen die auf dem vorigen Marktplatz gestandene Thurmuhr berühren konnte. Ungeachtet der schrecklichen Vernichtung dieses Städtchens, wo damals die Lava kaum 3 — 4 Fuß tief erkaltet war, und man hin und wieder aus den Ritzen und Spalten der zersprungenen Rinde einen Stock brennend herausziehen konnte, wenn man ihn hinein steckte, bauten sich die Leute schon wieder auf der erkalteten Kruste an, und suchten auf diese Art den Platz ihrer vorigen Wohnung zu behaupten, ohne an die so mögliche Wiederkehr der furchtbaren Erscheinung zu denken. Da der Vesuv gegen ¼ seiner Höhe eingestürzt war, so wurde das Besteigen nicht so mühsam wie 2 Jahre zuvor, der Anblick gewährte

aber ein neues Interesse, da man mehrere 100 Fuß tief in das Innere des Kraters, welcher einem ungeheuern großen Kessel glich, bei welchem die vormalige äußere Kruste nunmehr die innere Ansicht bildete, und von der äußern Oberfläche des Berges wie ein Theil eines Baums von seinem Stamm abgebrochen war, hinein gehen konnte. In der Mitte dieses großen Kessels hob sich eine große Masse gleich einer Kolonne in die Höhe, zu welcher man aber auf mehrere 100 Fuß Wegs, theils wegen der Hitze theils aber wegen des schwierigen Wegs über die ausgebrannten Schlacken nicht kommen konnte. Bei meiner zweiten Wanderung nach Pästum mit einigen Freunden gedachte ich der frühern schlechten Bewirthung, und wir ließen darum in Salerno, wo wir übernachteten, unsere beiden Wagen mit Speisen und Getränken aller Art füllen, damit der geistige Genuß nicht durch körperliches Mißbehagen gestört wurde. Vor dem großen mittlern Tempel machten wir von Steinen eine große Tafel, und stellten darauf, wie zu einem Opfermahle, unsere mitgebrachten Tafelgeräthschaften, Speisen und Getränke, und ließen uns dann auf den vordern Gardinen des Tempels nieder. Mit Wonnegefühl wiederholten wir uns hier das wenige was wir von der Geschichte dieser alten Stadt und ihren ehemaligen Einwohnern wußten, und ich erinnerte dabei meinen Freund Professor Hummel an unser erstes Hierseyn vor zwei Jahren, wo wir als arme Pilgrimme gleichsam von Almosen lebten, während wir jetzt wie Priester schmauf'ten.

Neben der geschichtlichen Unterhaltung ließen wir es auch nicht an artistischen Bemerkungen, besonders über

die Merkwürdigkeiten der noch vorhandenen altgriechischen Tempel fehlen, indem diese, was ich auch schon in meiner Schrift über die wesentlichen Theile der Säulenordnung bemerkte, wegen ihrer eigenen Konstruction für den Architekten sehr interessant und lehrreich sind.

Es sind jetzt zwanzig Jahre, seit ich im schönen Neapel war, aber noch in diesem Augenblicke steht das Bild lebendig vor meiner Seele, und ich weile in himmlischer Erinnerung bei Capo di miaora Como und an Posilippo's Lorbeerbaum, wo ich mir von Virgils Grab einen Zweig pflückte.

Nur noch einige Bemerkungen über die Wasserleitung von Caserta und die unter dem Berg gezogene Straße von Posilippo. Die Zeit, da die beinahe eine halbe Stunde lange durch den Berg gezogene Communications-Straße von Neapel nach Bajä gemacht wurde, ist nicht genau bekannt. Nach Einigen geschah es unter August, auf Befehl des Agrippa, durch zwei Freigelassene, welche die Baukunst erlernt hatten.

Wenn ich erwäge, daß nun Caserta durch seine Aquaducten fortwährend Wasser erhält, und daß durch die unterirdische Straße von Posilippo täglich mehrere 1000 Menschen, welche von der Ebene Neapels nach Bajä oder umgekehrt von da nach Neapel ziehen, viele Zeit gespart wird, die sie sonst wegen des Umwegs über den hohen Berg verloren, so ist eine solche Unternehmung eine Wohlthat für Jahrtausende, und ein Monument, das noch die spätesten Nachkommen (wie wir jetzt noch nach 1800 Jahren) bewundern und dankbar benützen.

Da ich bereits schon bei meiner ersten Reise in Neapel alles Merkwürdige, was mich besonders angesprochen, bemerkt habe, so will ich nur meine Rückreise nach Rom noch kurz beschreiben.

Von Neapel nahm ich mit 4 andern Künstlern den Weg über alt und neu Capua nach Monte Casino, um daselbst in der Nähe die noch übrigen Reste der alten Stadt Germanum, so wie auch die in dem dasigen Kloster befindliche heilige Familie von Raphael zu sehen.

Mit der humansten Gastfreundschaft wurden wir von dem dort wohnenden Oberhaupt des Benediktiner-Ordens aufgenommen, und während wir einige Tage hindurch die Kunstsachen und Merkwürdigkeiten untersuchten, mit der größten Freundlichkeit bewirthet. Der Generalprior gab uns 2 von seinen gelehrtesten Ordensbrüdern als Gesellschafter, welche uns den ganzen Tag über begleiteten, und auf alles Interessante in der Gegend aufmerksam machten. Ich war sehr bemüht, den Ort aufzuspüren, wo die Villa des Varus stand, und das von ihm beschriebene Vogelhaus in der Nähe einer starken Quelle, die in einen vorbeiziehenden Fluß sich ergießt. Allein die Zeit hat diese Gegend so wie die Menschen daselbst viel zu sehr verwandelt, als daß man außer einigen Ruinen von Mauerwerk noch weitere Spuren dieser ehemals so cultivirten Gegend finden könnte.

Von Monte Casino nahmen wir unsern Weg nach Isola di Sora, in welcher Gegend, wie man sagt, Cicero ein ziemlich beträchtliches Landhaus gehabt haben soll. Dieses jetzt noch so schöne Städtchen liegt auf einem Felsen, gegen den sich der Fluß wendet, und sich dann

links und rechts neben dem Städtchen in 2 Arme theilt, und vorn, wo das Städtchen aufhört, auf beiden Seiten sehr hoch herunter fällt, und Wasserfälle bildet, wodurch eine der herrlichsten Ansichten entsteht, indem noch außerdem die Brücken, welche in das Städtchen führen, über den beiden Wasserfällen sich befinden, und so mit dem Bilde von unten, wo man das Städtchen mit den Wasserfällen übersieht, ein ganz eigenes Ansehen geben. Von hier aus gingen wir über St. Patria, und da wir daselbst kein Nachtquartier fanden, so mußten wir noch Abends spät bis Urbino, dem Geburtsorte des Cicero, wo wir erst gegen Mitternacht ankamen, weil wir den Weg nicht fanden und ohne Führer suchen mußten. Der unsrige hatte sich davon gemacht, als er uns zusammen hatte deutsch reden hören, und diese Sprache nicht verstehen konnte. Als wir daselbst in dem sogenannten Gasthofe abtraten, der eine bloße erbärmliche Schenke war, in welcher sich gewöhnlich die Spiri aufzuhalten pflegten, hatten wir einen sonderbaren Auftritt, indem ein eben daselbst befindlicher Haufe dieser Leute glaubten, wir gehörten in Neapel zu einer Verschwörung, und hätten die Flucht auf wenig betretenen Wegen genommen und in eine Gegend, wohin damals selten ein Fremder kam.

Die Wirthin, eine Wittwe, wollte uns daher gar nicht beherbergen, und einige der Spiri gingen, weckten den ganzen Magistrat, und brachten ihn mit vielen andern Leuten in die Schenke, während wir uns mit der Wirthin herumzankten, und mit Ungestüm ein Nachtlager verlangten. Nachdem uns nun die Spiri mit

dem hochlöblichen Magistrat von Urbino angekündigt, daß wir sammt und sonders Gefangene seyen, wenn wir uns nicht gehörig ausweisen könnten, zeigten wir ihnen unsere königlich neapolitanischen Pässe, aber diese Menschen hatten Pässe dieser Art nie gesehen. Der erste wurde in der Reihe von Hand zu Hand beim Fackelschein außen vor dem Wirthshause herumgegeben, und hierauf einer von der Gesellschaft, welcher lesen konnte, aufgefordert, denselben vorzulesen. Als nun dieser die gewöhnliche Paßformel, daß der König allen seinen Militär- und Civilbehörden die Reisenden empfehle ꝛc. ꝛc. herunter las, schnitt die ehrsame Gesellschaft große Gesichter und einige sagten: Ach diese Herren sind uns besonders vom König empfohlen, und wir haben sie nun beleidigt. Ein jeder suchte sich jetzt davon zu schleichen und die übrigen wußten nicht, was sie uns für Complimente und Entschuldigungen machen sollten. Die Spiri sagten endlich: Meine Herren, befehlen Sie nur, wir haben Ordre vom König, Ihnen mit all unsern Diensten zu Handen zu gehen, und Ihnen alles Angenehme zu erweisen. Wir warfen uns ein wenig in die Brust, und forderten vor allen Dingen, daß für ein gutes Quartier, und dann für ein Nachtessen gesorgt werde, was der Wirthin denn auch sogleich aufs dringenste anempfohlen wurde. Bei Tische bedienten uns die Spiri, so wie sie die Nacht über vor der Hausthüre Wache hielten. Am andern Morgen führten sie uns in die ehemalige alte Stadt, von welcher noch ein großer Theil der Stadtmauer vorhanden, und aus irregulären großen Steinen Cyclopen-mauerartig gebaut ist. Das alte, dreieckigte, pyramidenartige Stadtthor konnte

bei einer Belagerung der Stadt sehr leicht, und ohne den Ort der Oeffnung zu bemerken, vermauert werden, und das Ganze bot einen interessanten Anblick dar.

Von hieraus kamen wir in das Lyris-Thal, um daselbst den Ausfluß (Emissario) des Lago fucino, welchen Kaiser Claudius machen ließ, zu sehen, indem ich die Zeichnungen über diesen so merkwürdigen Emissario auf Bestellung des Herrn Grafen Münster für Sr. Königl. Hoheit den Prinzen August von England zu fertigen hatte, weshalb ich denselben genau untersuchte, und dabei auch bemerkte, was man zuvor noch nicht wußte, daß dieser Emissario, nachdem er das Wasser des fuzinischen Sees abgeleitet, zu einer Communicationsstraße zweier an Getreide und Viehzucht reichen Thäler gedient habe, indem sonst der Zugang nur über die hohen Gebirge, wie jetzt, wo der ganze Emissario durch Verwahrlosung und die Zeit wieder verschüttet worden, statt haben konnte.

Nach Tacitus (Annalen lib. XII. §. 56. 57.) und andern römischen Schriftstellern, ließ Kaiser Claudius an dem über eine deutsche Stunde langen Emissario, der durch ein hohes Kalkgebirge geht und die Austrocknung des fuzinischen Sees bezwecken sollte, gegen 11 Jahre mit 30,000 Menschen arbeiten; und da er den Auslauf des Wassers im Angesicht vieler tausend Menschen, die er aus seinem ganzen unermeßlichen Reiche hiezu einladen ließ, bewerkstelligen wollte, so geschahen mehrere Unglücksfälle. Um das allgemeine Interesse für die Austrocknung dieses Sees zu erregen, ließ er den ganzen Umkreis desselben, welcher gegen 36 italienische Meilen beträgt, mit Gradinen oder

Sitzbänken für die Zuschauer umfassen, um gleichsam das Schauspiel einer Naumachie zu geben. Zwischen den Gradinen wurden hie und da hohe Thürme errichtet, von welchen die Soldaten Steine auf die Schiffe der Sclaven warfen, die 30,000 an der Zahl ein Seetreffen geben mußten, um die Streitenden hiedurch zum ernstlichen Kampf anzutreiben. Da es aber nach geendigtem Seetreffen, in welchem eine große Menge Sclaven umgekommen seyn soll, dem Kaiser mißlang, diesen See im Angesicht der Zuschauer ganz bis auf den Grund ablaufen zu lassen, weil der Baumeister den Emissar nicht tief genug angelegt hatte, so unternahm man eine größere Vertiefung desselben während der folgenden drei Jahre. Bei dieser Veranlassung ließ Claudius zu einer zweiten großen Feierlichkeit bei dem Einlauf in den Emissar ein großes Amphitheater errichten, um in demselben ein Kampf und Fechtspiel zu Lande zu geben, während der See unter dem Amphitheater auslaufen sollte. Die Exekution dieses neuen Projekts gelang zwar vollkommen, allein als das über dem Emissar gewölbte Theater von Zuschauern angefüllt war, und die Schleusen nun zum Ablaufe des Wassers aufgezogen wurden, so schoß selbiges mit einer solchen Heftigkeit in den Emissar, daß der Boden des Amphitheaters zersprang, das Gebäude zusammenstürzte, und mehrere tausende von den Zuschauern, welche hier das Fechterspiel ansehen und nach Beendigung desselben trockenen Fußes über die Stätte des Sees gehen wollten, ihren Tod fanden.

So groß und gemeinnützig auch die Unternehmung des Claudius in Hinsicht auf die Austrocknung des fuzi-

nischen Sees war, so erlaubte es die Eifersucht der auf ihn folgenden Kaiser doch nicht, etwas für die Unterhaltung zu thun, sondern sie ließen dieses kühne Werk nach und nach zerfallen. In diesem Zustand und gerade in der Zeit, als der König von Neapel einen Theil dieses Emissars von dem Ausflusse an, ausgegraben, die Arbeit aber, wegen des französischen Revolutionskriegs wieder eingestellt hatte, besuchte ich diese so interessante Gegend. Von dem geöffneten Ausfluß, in den man einige 100 Schritte gehen konnte, nahmen wir den Weg oben über das Gebürg zu dem See und dem Einflusse, welcher noch in völligem Ruin lag. Der Anblick war in mancher Hinsicht interessant, indem noch vieles von den Resten des Amphitheaters und der Logen, von welchen der Kaiser zu gleicher Zeit in das Amphitheater und auf den auslaufenden See hatte sehen können u. a. m. vorhanden ist. Dem Emissar gegen über in der Nähe des Sees erblickten wir die ehrwürdigen Ueberreste der alten Stadt Alba.

Unter den dasigen Ruinen befinden sich die Reste eines Tempels von alter dorischer Säulenordnung, bei welchem auf eine sehr sinnreiche Art die Tryglyphen auf dem Mauerwerk ohne Architrav ruhen. Viele Architekten wollen sich in unsern Zeiten diese Freiheit nicht erlauben, allein sie ist im strengsten Sinn genommen, ganz mit der Construction des dorischen Hauptgebälks übereinstimmend, und ich habe mich auch schon dieser Freiheit mit Vortheil bedient.

Bei diesem See auf dem Wege nach Tagliogozo, kam ich über den Fluß, worin sich einst meine deutschen Lands-

leute, nachdem sie unter Konradin von Schwaben und Friedrich von Oestreich die Neapolitaner geschlagen, badeten.

In Tagliogozo, wo wir übernachteten, waren dazumal die Fremden eine so seltne Erscheinung, daß die Wirthin, als wir unsere Zeche bezahlen wollten, bitterlich zu weinen anfing, indem sie, wie sie sich äußerte, nicht einmal die Freude hätte, uns als Fremde gastfreundlich, das heißt umsonst zu bewirthen, so daß wir am Ende nur mit Mühe ihrem Kinde ein Geschenk von Geld beibringen konnten. Der Weg von da war abscheulich und ich kann ihn bis jetzt noch nicht vergessen. Da wir nämlich denselben Tag von Tagliogozo bis Tivoli wollten, wohin uns mehrere unserer Freunde entgegen reis'ten, um von uns selbst ruhig und ungestört unsere Reiseabenteuer zu hören, brachen wir schon morgens in aller Frühe auf, und es mag wohl erst 3 Uhr gewesen seyn, als wir oben am Berge zu den letzten Häusern, an denen sich die Straße theilt, gekommen waren. Hier auf der Scheide dieser beiden Straßen begegnete uns ein Mädchen, welches an einer Quelle Wasser geholt hatte; als sie uns deutsch sprechen, lachen, singen und pfeifen hörte, so gerieth sie in die größte Angst, und auf unsre Frage, ob dies der rechte Weg für uns sey, antwortete sie halb außer sich, ja, ja! So geriethen wir auf die unrechte Straße, was wir jedoch erst nach mehreren Stunden bemerkten, als sich der Fahrweg immer verschmälerte, dann in einen Fußweg und endlich ganz im Gebüsch, Wald und Berge verlor. Bei diesem abscheulichen Irrweg mußten wir immer Berg auf steigen, und in der Hoffnung, daß wir

endlich die Höhe des Berges erreichen würden, wo wir wieder einen Ort in der Ferne erblicken könnten, strengten wir uns nicht wenig an. Allein es wurde inzwischen Mittag, und erst Nachmittags 3 Uhr erreichten wir den Gipfel des Berges, welcher dazumal, zu Ende Aprils noch ganz mit Schnee bedeckt war, ganz erschöpft und in halber Verzweiflung, da sich kein Ausweg aus dieser Wildniß darbot. Mich und meinen Freund Hummel kostete es Mühe, unsere übrigen Reisegefährten, welche oft zu weinen anfingen, und jeden Augenblick liegen bleiben wollten, mit uns fort zu bringen. Oben auf dem höchsten Gipfel der Sabinergebürge, wo wir uns nun befanden, sahen wir in der Himmelsrichtung, nach welcher wir glaubten, daß Rom liege, auf einer Entfernung von etwa 1½ Stunden tief unter uns einen Ort, wir folgten der Richtung und wanderten nun auf der andern Seite des ziemlich steilen Berges durch den Wald hinab, und langten endlich, Abends gegen 5 Uhr daselbst an. Nach einer solchen Anstrengung wäre es uns freilich angenehm gewesen, wenn wir auf die Tageslast und Hitze, die Nacht über hier hätten ausruhen können. Dieser Ort war aber trotz des schönen italienischen Landes, so öde und armselig, daß wir kaum einige Brode, Ziegenkäß, Eier und einige Gläser schlechten Weins haben konnten. Als wir uns damit etwas erquickt und gerastet hatten, setzten wir mit einem Wegweiser unsern Weg ganz langsam in das an der neapolitanischen Gränze gelegene erste römische Städtchen fort, in welches wir auf dem rechten Weg schon in der Frühe gegen 10 Uhr hätten kommen sollen, und langten erst Nachts gegen 10 Uhr daselbst an. Da es gerade

sehr schöner Mondschein war, und wir einigen Freunden ein Rendez-vous auf diesen Tag in Tivoli gegeben hatten, so setzten wir von da aus unsere Reise auf Eseln vollends bis Tivoli fort, wo wir erst gegen Morgen 1 bis 2 Uhr ankamen. Von dem so schönen und interessanten Tivoli, dem Sommerlieblings-Aufenthalte der alten Römer, will ich nur noch im Allgemeinen anmerken, daß ich die dasigen Ruinen, die Villa des Cassius, Varus und besonders die Villa Adriana mit äusserster Aufmerksamkeit nach den bekannten piranesischen Plänen mehrmal durchgangen, und an der Construction des Mauerwerks und andern vorher unbekannt gewesenen Merkmahlen manches Interessante entdeckt habe, indem hier mit äusserstem Scharfsinn oft die Zimmer, die sich an Erdhügel lehnen, gegen die Feuchtigkeit gebaut sind, und man physische Kenntnisse angewendet sieht, auf die man heut zu Tage so wenig reflectirt. Die praktische Ansicht, die ich mir in der Kenntniß der alten Mauerwerke, rücksichtlich ihres Zeitalters, ihres Zwecks und Styls, eben so wie in den übrigen Kunstwerken erwarb, brachten mir besonders in den letzten Jahren meines römischen Aufenthalts, wo die meisten fremden Antiquare wegen der unruhigen Zeiten sich entfernt hatten, manche Empfehlung, wodurch ich oft genöthiget war, mit fremden Reisenden oder auch andern Personen antiquarische Ausflüge zu den in Rom oder ausserhalb in der Gegend gelegenen Alterthümern zu machen.

Ich will nur einige dieser Excursionen hier anführen, die mehr oder minder ernsthaft und für meine Lebensgeschichte merkwürdig waren. Im Jahr 1795 geschah es, daß sich die Galioten der beiden päbstlichen Galeeren zu

Civita Vecchia, die ohngefähr 500 Mann zählten, frei machten, und nachdem sie an das Land gestiegen waren, so lange bis sie nach und nach wieder aufgefangen wurden, das römische Gebiet sehr beunruhigten und besonders den Reisenden gefährlich wurden. Die Sträflinge jener beiden römischen Galeeren hatten nämlich mehrere Jahre hindurch die Ketten, mit welchen sie an die Ruder angeschlossen waren, nach und nach nächtlicher Weise durchgeschliffen, wobei sie sich besondrer Ausdrücke und Zeichen bedienten, und nachdem sie einmal im Jahr 1795 auf einige Wochen verproviantirt worden und auf die hohe See gingen, streiften sie auf einmal ihre Fesseln ab, und stellten dem commandirenden Offizier und den wenigen Seesoldaten frei, ob sie sich gegen sie vertheidigen, oder aber entwaffnet ans Land gesetzt seyn wollten. Aus Furcht, der Mehrzahl unterliegen zu müssen, wählten die Soldaten das Letztere. Nachdem sie ihren Schiffsvorrath verzehrt hatten, stiegen sie bis auf einen einzigen türkischen Sclaven, welcher schon gegen 10 Jahre bei dieser schlechten Gesellschaft war, und das Schiff nicht verlassen wollte, ebenfalls ans Land, machten Straßen und Dörfer unsicher, und beunruhigten das römische Gebiet nicht wenig, indem sie sich oft in großen Haufen vor einem Ort oder Kloster versammelten, und sehr beträchtliche Contributionen von Geld und Lebensmitteln verlangten, während die andern in kleinen Abtheilungen Mord und Straßenraub verübten.

In dieser Zeit erhielt ich nun von einigen meiner Freunde, die sich während des Sommers und der Aria cattiva in Tivoli aufhalten wollten, eine Einladung, um

sie nach Palestrina zu begleiten, wo ich schon zuvor einigemal war, und ihnen die Ruinen des so berühmten Fortuna-Tempels zu zeigen und untersuchen zu helfen.

Nach den Zeitungsnachrichten hatte man damals zu Palestrina mehrere Arcaden, in welchen Statuen in Nischen standen, entdeckt Dieser Ort, ehemals einer der glänzendsten und berühmtesten Punkte in Italien, von dessen Entstehung die Geschichte beinahe gar nichts weiß, war viel zu wenig bekannt, und scheint nach den noch daselbst vorhandenen Ueberresten des Tempels, welche so weitläufig sind, daß die gegenwärtig ziemlich große Stadt Palestrina kaum den halben Raum desselben einnimmt, zu Horaz Zeiten (der davon Erwähnung thut) wie der ephesische Diana-Tempel berühmt gewesen zu seyn.

Mit einem meiner Freunde, dem verstorbenen Hrn. Hofkupferstecher Morace von Stuttgart, welcher während seines Aufenthalts in Rom noch nicht aus der Stadt gekommen war und mit uns diese Reise machen wollte, trat ich den Weg nach Tivoli an. Nach der Verabredung wollten wir dort die andern Freunde zur Reise nach Palestrina abholen. Da es in der Gegend von Rom im Sommer wegen der Aria cattiva nicht räthlich ist, den Ort wo man schläft, häufig zu wechseln, und viele sogar behaupten, daß man ohne Gefahr nicht einmal von der schlechten Luft weg in der guten schlafen dürfe, so traten wir in einigen Tagen, nachdem wir alles Merkwürdige in Palestrina gesehen, schon Morgens 2 Uhr, bei sehr schönem Mondschein, unsre Rückreise nach Rom an, um in einem Tag dahin zu kommen, und unterwegs nicht über Nacht bleiben zu müssen. Ueberhaupt sind die Nächte so klar, daß

man ohne Anstrengung lesen kann, und ich habe oft während meines Aufenthalts in Rom die dasigen merkwürdigen Gebäude im Mondlicht betrachtet, wo sie sich besonders schön ausnehmen, weil sich dabei viele Kleinigkeiten dem Auge verbergen, und Licht und Schatten nur im Ganzen und in Massen wirken.

Um meinem Freunde auf der Rückreise Monte Porcia, Frascati u. s. w. zu zeigen, mußten wir von dem an den Bergrücken gelegenen Palestrina durch das Thal, welches zwischen diesem und den lateinischen Gebirgen liegt, unsern Weg nehmen. Wir mochten nun kaum 1½ Stunden Wegs, ohngefähr die Mitte zwischen Palestrina und Monte Porcia mit unsern Eseln und den Eselstreibern gekommen seyn, als wir auf der rechten Seite der Straße 3 bis 4 Kerls außen vor einem alten Mauerwerk stehen sahen. Da ich sogleich vermuthete, daß diese Leute von den von den päbstlichen Galeeren entflohenen Galioten seyn müßten, so sagte ich meinem Freund ganz leise: er sollte ungestört auf der linken Seite der Straße fortreiten und den Eselsführer hinter sich nachgehen lassen. Denn da wir diesen Menschen nicht entkommen konnten, wenn sie uns etwas anhaben wollten, so hielt ichs für gerathener, gerade zu ihnen hinzureiten und im schlimmsten Falle mit ihnen zu tractiren. Während wir ihnen entgegen trabten, und sie uns erwarteten, stopfte ich mir in der Geschwindigkeit eine Pfeife und verbarg meine Uhrenkette und die mit Schweizer Krystallen besetzten Hosenschnallen, welche ich in Geneve gekauft, damit ich nicht reicher schien als ich war. Indem ich nun von der linken Seite gegen die rechte auf sie zuritt, sagte ich, indem ich meine

Pfeife hinstreckte und ihnen einen guten Morgen bot: Meine Herren, könnt ihr mir nicht ein wenig Feuer geben? die Morgenluft ist sehr scharf, und ich möchte darum gerne eine Pfeife rauchen. Während nun mehrere aus den Ruinen hinzu kamen, zog einer derselben ein Feuerzeug aus der Westentasche, und nachdem er Feuer geschlagen hatte, drückte er mir selbst den brennenden Schwamm mit lachendem Munde auf meine Pfeife und sprach: Hier, mein Herr, habt ihr Feuer. Ohne nur dergleichen zu thun, als kennte ich die saubere Gesellschaft, dankte ich ihm sehr höflich für die Gefälligkeit, und trieb hierauf meinen Esel an, um meinen Reisegefährten, den indessen die Furcht weit vorwärts geführt, wieder einzuholen. Unser Führer, der die verübten Grausamkeiten dieser Menschen kannte, war erstaunt, daß ich so guten Kaufs von ihnen los gekommen. Als wir in Frascati anlangten und diesen Vorfall erzählten, waren die Leute in äusserster Verwunderung über den glücklichen Zufall; denn erst einen Tag vorher hatte das Raubgesindel auf der nämlichen Straße einen römischen Beamten mit seinem Diener ermordet. Ueberhaupt war in jener Zeit das Reisen in Italien, zumal des Nachts, mit den größten Gefahren verbunden, wie schon aus der Thatsache erhellt, daß während des Pontificats Pius VI., also in 24 Jahren, in dem Kirchenstaate über 40,000 Menschen ermordet wurden.

Mit unangenehmer Erinnerung an eine andre Scene dieser Art, wo mein Leben in Gefahr war, will ich nur noch einer Landreise gedenken, die ich nach dem Wunsche mehrerer Freunde mit ihnen in die lateinischen Gebirge gemacht. Von Rom nahmen wir den Weg nach dem

9 Miglien von da gelegenen Gabi, um diesen in der Geschichte merkwürdigen Ort, dessen Einnahme den alten Römern so schwer wurde, und die daselbst noch vorhandenen Ruinen nebst den Exkavationen, welche dazumal der Prinz Borghese mit einem glänzenden Erfolg betrieb, zu sehen. Von hier aus reis'ten wir nach Frascati und dem alten Tusculum, wo, neben andern Merkwürdigkeiten, auch noch ein Gebäude, welches man für das ehemalige Haus des Cicero ausgeben will, die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Frascati ist nach meinem Erachten eines der schönsten und angenehmsten Städtchen in Italien. Wegen seiner reizenden, fruchtbaren und gesunden Lage, wie auch wegen der vielen mit dem Städtchen in Verbindung stehenden Villen, Casinen ꝛc. ꝛc. ist es gegenwärtig der Lieblingsort der reichen Römer, die hier ihr Tivoli wiedergefunden haben. Von da nahmen wir den gewöhnlichen Weg der Fremden nach Grotta Ferrata, um die dasigen Fresko-Gemälde des Domenichino zu sehen, und gingen dann nach Rocca di Pape, wo Hannibal sein Lager hatte, nachdem er das römische Heer geschlagen, und die Stadt Rom belagert. Von hier aus verfolgten wir dann den Weg über Gabi, als der höchsten Spitze des lateinischen Gebirgs, wo ehemals ein Tempel des Jupiter stand, und sich alle mit Rom verbündeten Völkerschaften alljährlich versammelten, bis nach Albano fort. In Albano blieben wir 6 Tage, um die nahe gelegenen Oerter Palazuoli, Grotta Ferrata, den Emissar vom Lago d'Albano, Nemi, Civita alla Vigna zu besuchen, von welchem letztern Ort das Meer um eine halbe Stunde Wegs zurück getreten, und noch die Ringe,

an welchen vormals die Schiffe festgebunden waren, deutlich zu sehen sind.

Am Abend unsrer Ankunft accordirten wir mit dem Wirthe wegen Kost und Wohnung. Nach unserer Uebereinkunft, die ich mit ihm getroffen, weil ich schon mehrere Male zuvor bei ihm eingekehrt war, mußten wir ihm, die Person täglich 5 Paoli zahlen. Als wir nach 6 Tagen unsere Rückreise nach Rom nach dem Mittagessen antreten wollten, machte ich über Tische meinen Reisegefährten die Rechnung in der Art, daß ich den Abend unsrer Ankunft und nun den halben Tag, an dem wir nach Tisch weg wollten, für einen Tag nahm. Einige meiner Freunde zweifelten, ob der Wirth sich dies gefallen lassen werde, allein ich kannte die italienische Art besser, nahm das Geld und ging in die Küche, wo der Wirth sich aufzuhalten pflegte. Allein der Bursche war pfiffig und unverschämt, und ich gewann nichts, als daß meine Gefährten mich auslachten.

Außer diesem Zuge will ich noch einer weitern Reise nach Tivoli erwähnen wegen eines besondern drolligen Eselritts. Die beiden Brüder Schabler kamen im Sommer 1795 von Neapel nach Rom, um daselbst die Merkwürdigkeiten zu sehen, und baten mich und noch 2 andere meiner Freunde, mit ihnen nach Tivoli eine Parthie zu unternehmen, um ihnen die dortigen Alterthümer zu zeigen. Da es im hohen Sommer war, wo es wegen der Hitze und der Aria cattiva erforderlich ist, in der Nacht den Weg zu machen, so traten wir Abends gegen 10 Uhr die Reise mit einem Vetturino von Rom an. Auf dem halben Wege zwischen Rom und Tivoli kamen wir schon

zu einem Unglücksfall, indem wir Engländer antrafen, welche unter dem Namen von Nordteutschen reis'ten, weil sie von den Franzosen in Italien nicht gekannt seyn wollten; ihr Wagen lag zerbrochen, und nun ganz allein bei finstrer Nacht auf diesem öden unsichern Weg, mußten sie die Trümmer ihrer Chaise bewachen, bis der Vetturin zurück nach Rom geritten war, um ihnen eine andere zu holen. Diese beiden Engländer, die nur einen Bedienten bei sich hatten, ersuchten uns, bei ihnen auf der Straße zu bleiben, bis ihr Vetturin, der schon einige Stunden weg war, zurückkommen würde, wo sie dann mit uns den Weg wieder fortsetzen könnten. Da wir vermutheten, daß die Leute ein wenig Bange hatten, so ließen wirs uns gefallen, ihnen einige Zeit Gesellschaft zu leisten. Allein ob es gleich Anfangs August war, so froren wir doch in der Kühle der Nacht, daß wir am ganzen Leibe zitterten, und uns zuletzt wie im strengsten Winter die Zähne klapperten, worüber die Engländer uns auslachten, indem sie dieses unbehagliche Gefühl nicht hatten, vermuthlich weil ihr Körper noch nicht so weichlich als der unsrige durch einen längern Aufenthalt in Italien geworden war. Endlich mußten wir sie der fernern Obhut des Himmels empfehlen, und unsern Weg ohne sie fortsetzen, wo wir dann Morgens gegen 5 Uhr, die Engländer aber erst gegen Mittag, in Tivoli anlangten.

Nach der gewöhnlichen Weise wurden die Excursionen zu den Cascaden, dem Monte Spaccato, zu den Ruinen der alten römischen Landhäuser und in die Villa Adriana auf Eseln gemacht, wobei sich die Künstler und andere Fremde sehr belustigen, indem sie oft auf diesen Thieren

in großer Gesellschaft ausreiten, in der heitern Stimmung, wie frische Jugend und der schöne Himmel Italiens sie hervorrufen müssen, allerlei Schwänke und Muthwillen treiben.

In Tivoli ist der Eselsritt so gewöhnlich, daß der Wirth denselben zur Zeche schlägt, wenn man sich gleich keiner Esel bedient. Zu meiner Zeit zahlte der Künstler für Wohnung, den Esel, das Essen und Wein so viel man trinken mochte, 4 Paoli für den Tag; gegenwärtig soll die Zeche täglich nur um einen Paolo gestiegen seyn.

Als wir ungefähr in der Mitte der Villa Adriana vor den sogenannten Bädern auf unsern Eseln ankamen, mußten wir vor einer verschlossenen Thüre, welche einen Theil dieses Terrains als eine besondere Vigna abschnitt, Halt machen, und daselbst anklopfen, und den Vignajuolo rufen, daß er uns die Thüre öffne, und uns einen Theil der Villa betrachten lasse. Inzwischen stürzte Scheiblers Esel zu Boden, so daß er mit dem Thier nicht ganz sanft im Sande zu liegen kam. Aergerlich über diese unangenehme Absetzung, raffte sich Scheibler schnell wieder zusammen, sprang auf und nahm seinen Esel am Strick, welchen er statt des Zaumes um das Maul des Esels gebunden hatte, um selbigen auf diese Art wieder aufzuprügeln. Als er das Thier vorn am Kopf aufzog, so fiel es hinten bei einem jeden Stockstreiche tiefer in den Boden hinein, und es war ganz sonderbar anzusehen, wie zuerst die Beine des Esels, dann sein Hintertheil bis an den Sattel auf festem Erdreich, ohne daß wir im Augenblicke die Ursache wahrnehmen konnten, verschwand. Da nun endlich der weitere Theil des Esels mit dem Sattel, der

inzwischen denselben ein wenig aufgehalten, ebenfalls zu verschwinden anfing, so merkten wir, daß unter uns ein verborgenes altes Gewölb seyn müsse. Wir sprangen deshalb alle schnell von unsern Eseln, um dem nun schon halb versunkenen Thier zu Hülfe zu kommen, und es an Strick, Kopf und Ohren auf der Oberwelt zu erhalten. Während wir nun auf diese Art den Esel, aus Furcht, daß derselbe noch vollends in das Gewölb fallen möchte, schwebend mit dem Kopf über dem Boden hielten, was keine geringe Last war, suchte ein Anderer einen andern Zugang in das Gewölbe, und fand auch unweit von uns neben einem Gebüsche eine Oeffnung, durch welche sich durch Jahrhunderte eine inklinirende bis unten auf den Boden des Gewölbes zulaufende Erdmasse angeschwemmt hatte. Er kroch über dieses schiefe Terrain in die finstre Oeffnung, und rief uns dann zu, daß wir den Esel nur mit Seilen, welche wir von den andern Eseln nahmen, um den Kopf festbinden, und dann ihn vollends in das etwa 20 bis 25 Fuß tiefe Gewölbe hinunter lassen sollten. Als wir auf diese Art den Esel, halb erstickt, unten in das dunkle Gewölbe gebracht hatten, entstand eine neue Verlegenheit. Wir konnten ihn nicht wohl durch die Oeffnung, in welche wir nach und nach zu ihm gekrochen waren, aufrecht heraus bringen, weil das schief angeschwemmte Terrain fast bis an das Gewölb reichte, und mußten daher den Esel, welcher am ganzen Körper zitterte, und in dieser finstern Stickluft, wo vielleicht seit einigen Jahrhunderten kein Mensch mehr hingekommen war, sich ganz geduldig behandeln ließ, auf die Seite umlegen, und so mit Seilen an den Füßen und Ohren

durch die Oeffnung über die inklinirende Fläche hinaufziehen. Das arme Thier war an dem Bauch und den Vorderfüßen beschädigt, sprang jedoch aus Furcht vor dieser gefährlichen Stelle sogleich hinweg, und einige Jahre nach einander bemerkte ich, daß dieser Esel niemals wieder an der Stelle, wo er hinein fiel, vorbeizubringen war. Es ist mir auch sehr oft in der Villa Adriana aufgefallen, wie die Esel alle merkwürdigen Stellen daselbst kennen, wo die Fremden gewöhnlich absteigen, und sich dann zu Fuß in die Ruinen begeben. Saß ein Fremder auf einem zu solchen Ausflügen schon oft gebrauchten Esel, und ritt einzeln mit demselben voraus, so war das erste, daß der Esel an einem interessanten Ort, wo der Fremde seine Wißbegierde befriedigen konnte, Halt machte, um die übrige Gesellschaft abzuwarten. Verstand der Fremde diese Zuvorkommenheit nicht, und wollte er den Esel anstrengen, weiter vorwärts mit ihm zu gehen, so wurde er gewöhnlich abgeworfen, und dem Esel sodann von der übrigen Gesellschaft die Erklärung gegeben, daß er seinen antiquarischen Cours gut verstehe, weil er den Ort des Absteigens sich gemerkt.

Die vorzüglichsten Ursachen, warum ich endlich, gegen meine frühere Absicht, Rom verließ und alle meine Plane, mich daselbst niederzulassen, aufgab, waren besonders die durch die französische Revolution herbeigeführten Veränderungen, und die wenig tröstlichen Aussichten der Römer für die Zukunft. Alle Gewerbe und Künste, welche sonst den größten Theil von Rom beschäftigten, lagen nunmehr ganz darnieder, und die Nahrungsquellen, welche vom Ausland und durch Fremde nach Rom gebracht wurden,

fingen täglich mehr zu versiegen an. Ein jeder Fremde war zu dieser Zeit in Rom jeden Tag in Gefahr, bestohlen oder wegen Meinungen angetastet oder auch gar ermordet zu werden. Obgleich die päbstliche Regierung durch tägliche Volkspredigten und Mirakel, wie schon bemerkt, das Volk zu besänftigen, und für das kommende Uebel vorzubereiten suchte, so war es ihr doch nicht möglich, die Excesse wegen Nahrungssorgen und politischen Meinungen zu hemmen.

Anfangs und nachdem ich im zweiten Jahr in Rom ganz ungestört fort lebte, hatte ich blos bei Ermordung des französischen Chargé d'Affaires, Mr. Basseville, (1792) etwas weniges durch den Wechsel der Zeit zu leiden, und bis 1796, wo sich die französische Revolution und französische Herrschaft immer mehr und mehr in Italien ausbreiteten, konnten die deutschen Künstler auch ziemlich ungestört ihr Studium in Rom fortsetzen. Allein nach der Einnahme von Mantua und nachdem sich der heilige Vater wegen der Niederlage seines Truppenkorps bei Foligno die herabwürdigendsten Friedensbedingnisse, wobei auch die Abtretung der ersten Kunstwerke Roms mit einbedungen wurden, gefallen lassen mußte, wurde die Lage eines Fremden immer kritischer, und dabei war es wegen der Unrichtigkeit der Posten auch schwierig, Briefe und Wechsel vom Auslande zu erhalten.

Ich hatte mir durch Unterricht, und verschiedene Arbeiten einige hundert Scudi erspart, und als einen Nothpfennig bei Seite gelegt, als ich den letzten Donnerstag im October 1796, an welchem Tag sich ein jeder Römer, wie schon oben bemerkt, eine besondere Erholung in den

Gärten von Rom oder auf dem Lande zu machen pflegt, die erste Veranlassung erhielt, Rom zu verlassen, indem mir meine ganze Baarschaft gestohlen, und mir hierdurch der erste Gedanke für die Zurückkehr in mein Vaterland erregt wurde. Da diese Geschichte, welche ich noch obendrein beinahe mit dem Leben bezahlen mußte, meinem übrigen Lebensgang eine andre Richtung gab, und sie auch selbst die Regierung zum Theil schildert, so will ich sie beifügen.

Ich wohnte damals mit meinem Freunde, dem Maler Büry, im dritten Stock in dem Palast Babuene. Da Se. Eminenz der Cardinal Caraffa bei Sr. Heiligkeit Maggior Domo war, und deshalb im päbstlichen Palais seine Wohnung hatte, so standen die beiden untern Stockwerke dieses Gebäudes leer, und weil überhaupt in diesem weitläufigen Gebäude nur wenig Leute wohnten, mußte es ein leichtes seyn, einen Diebstahl darin zu verüben. Als ich den obengenannten Tag von Tische nach Hause kam, fand ich die Gangthüre vor unsern Zimmern erbrochen, und die Thüre in mein Studierzimmer offen. Ich war darüber sehr betroffen, doch glaubte ich anfangs, daß die Frau, welche uns bediente und zur Zeit, da wir von Hause abwesend waren, die Betten ꝛc. besorgen sollte, aus Nachlässigkeit zu schließen vergessen. Als ich aber in meine Arbeitsstube trat, und von da aus die ganze Reihe Zimmer bis hinten in die Zimmer meines Freundes, welche sonst ebenfalls verschlossen waren, offen stehen, und auch meine Commode in meinem Schlafzimmer erbrochen sah, so blieb kein Zweifel über mein Unglück. Das erste war, mich nach meiner Baarschaft umzusehen. Allein diese, so

wie auch meine übrigen wenigen Bijouterien fehlten. Da ich nun unsere Aufwärterin nicht fand, und daher mein erster Verdacht auf sie fiel, eilte ich auch in die Zimmer meines Freundes, wo ich ebenfalls die Commode erbrochen, und einige Meissel mit einer Hacke eines gemeinen Handwerkers auf dem Boden liegen sah. Bestürzt über diese Entdeckung eilte ich aus dem Hause zu meiner Nachbarin, wo sich mein Freund sehr oft aufhielt, um denselben zu rufen oder ihn von dieser Frau aufsuchen zu lassen. Nicht lange, nachdem ich wieder in mein Logis zurück war, kam auch Bürv ganz bestürzt nach Haus geeilt, indem er gerade den Tag zuvor eine Rolle Gold von 100 Dukaten eingenommen hatte So rein als man mir meine ganze Baarschaft genommen, war indeß mein Freund nicht ausgeplündert, indem sich bei der Untersuchung fand, daß die Goldrolle beim raschen Herausziehen der Commodschublade, hinten unter die in der Schublade liegende gebrauchte Wäsche gekommen war, und deshalb nur die wenigen Scudi, welche in kleiner Münze neben der Rolle lagen, weggenommen waren. Nicht lange, nachdem wir das Visum repertum aufgenommen, kam unsere Aufwärterin, welche schon unten im Hause den Diebstahl vernommen, ganz wüthend bei uns an. Da ich nun so ganz von allem Geld entblößt und ohne Hoffnung war, mir bald wieder etwas zu erwerben, oder Einiges von Hause zu erhalten, und ich die Frau im Verdacht hatte, daß sie oder einer ihrer Galane Antheil an diesem Diebstahl gehabt, sie auch verpflichtet war, unser Logis zu hüten, wenn wir nicht zu Hause waren, so empfing ich sie nicht ganz freundlich und sperrte sie einstweilen bis zur nähern

Untersuchung in ein Nebenzimmer ein. Kaum waren zwei Stunden verflossen, als Se. Eminenz der Hr. Cardinal Caraffa schon den in seinem Palast gewaltthätig vorgegangenen Einbruch vernommen, und uns deshalb eine obrigkeitliche Person zur Untersuchung des Vorfalls zugesandt hatte. Bei Vernehmung unserer Aufwärterin, ob ihr von diesem Diebstahl nichts bekannt sey, oder sie sonsten keinen Argwohn habe, war sie beinahe ganz verzweifelt, daß ich sie in Verdacht hätte. Dabei glaubte sie aber, die Schelme ausfindig machen und angeben zu können. Nach diesem Vorfall, der mir allerlei Grillen über meine Armuth und zukünftige Existenz machte, indem ich bisher noch nie gewohnt war, auf Kredit zu leben, und meine Kost und Wohnnng immer baar bezahlte, suchte ich mich in Allem und insbesondere dadurch einzuschränken, daß ich Abends nicht mehr ausgehen und zu Nacht essen wollte. Indessen erforderte es mein jugendlicher Appetit, und die Anstrengung meines Körpers bei der Arbeit, daß ich mir Abends gegen 9 Uhr oft nur eine Foglietta Wein und einige Schnitte Brochuto oder Salame und etwas Brod von meiner Aufwärterin holen lassen mußte. Eines Abends, als ich an meinem Arbeitstische saß, und eben meine Wärterin deswegen ausgeschickt hatte, wurde an meiner vordern Gangthüre die Schelle gezogen. In der Meinung, es sey einer meiner Freunde, der mich zum Nachtessen abholen wolle (wie es der Fall oft war), ging ich in den Gang, und fragte in deutscher Sprache, wer da sey? Non avete paura, aprite Signore! (habet keine Furcht, macht auf mein Herr!) gab mir eine Stimme zur Antwort. In der Meinung, es könne ein Sbirro

(Gerichtsdiener) seyn, welcher mir Auskunft über die Entdeckung der Urheber meines Diebstahls geben wolle, (denn ausserdem darf kein Sbirro in das Palais eines Cardinals oder Prinzen) öffnete ich die Thüre. Allein ich erschrak nicht wenig, als ich sogleich zwei Kerls zu mir in den Gang treten sah, welche mir gerade die zu seyn schienen, welche unsere Aufwärterin für die Diebe hielt. Beym Hereintreten sagten sie: Seyd Ihr der Herr allhier. Mit der Bejahung lud ich sie mit aller italienischen Höflichkeit ein, in mein Zimmer vorzugeben, weil ich dadurch Zeit zu gewinnen suchte, bis meine Aufwärterin zurück käme, wo ich mir schon getraute, mit ihnen fertig zu werden, indem meine Aufwärterin eine handfeste Weibsperson war, und beständig einen großen Dolch vorn in dem Corset statt einer ordinären Planschete trug. Um diese Meuchelmörder zu gewinnen, und ihnen auf keine Art merken zu lassen, daß ich ihre Anschläge ahnde, bekomplimentirte ich sie mit ausserordentlicher Höflichkeit als sehr vornehme Herren und als Engländer, für welche die Römer, wenn sie etwas gut, wie diese es waren, gekleidet sind, so gerne gelten, und schrieb mir ihren Besuch als eine große Ehre zu, während ich sie mit steter Unterbrechung ihres Anliegens gar nicht zu Worte kommen ließ, und sie sogar zum Sitzen beredete, damit sie mir die Ursache ihres Besuchs auf eine bequemere Art mittheilen könnten. Etwas verlegen fing endlich einer an: Mein Herr, Sie sind ein sehr galanter höflicher Mann. Um aber keine Zeit zu verlieren, wollen wir Ihnen die Ursache unsers Besuchs mittheilen. Ich bin ein Sculptore (Bildhauer) und mein Freund hier ein Scarpellino (Stein-

schleifer) und sind ebenfalls galant' uomini. Vor ungefähr 8 Tagen sollen Sie und Ihr Freund um einige 1000 Scudi bestohlen worden seyn. Da nun Ihre Magd ausgesagt hat, daß wir die Diebe seyen, und wir deshalb morgen gegen Mittag, als unschuldige Leute, welche ihr Brod auf eine ehrenvolle Art verdienen, von den Sbirren aufgefangen werden sollen, was uns auf immer beschimpfen würde, so wollten wir Sie fragen, ob Sie uns gleichfalls für die Diebe halten. Meine Herren, gab ich zur Antwort, wie können Sie eine so abscheuliche Frage an mich thun, und von mir nur vermuthen, daß ich von Ihnen, der ich gegenwärtig das erstemal das Glück habe, Sie zu sehen, einen so abscheulichen Argwohn hegen sollte? Das, was Sie mir von unserm Diebstahl und von einer so großen Summe sagen, ist unwahr, und es lohnt sich nicht der Mühe, daß man von dieser Kleinigkeit, die uns weggekommen ist, redet. Was übrigens unsere ungescheute Magd gesagt haben soll, will ich ihr ernstlich verweisen. Das ist schon recht, entgegneten sie, allein Sie müssen uns jetzt auch mit einem Handschlag versichern, daß Sie oder Ihr Freund gleich Morgen früh um 8 Uhr auf das Gouvernement gehen, und daselbst öffentlich anzeigen, daß wir die Diebe nicht waren, weil wir sonst auf alle Fälle von den Sbirren ergriffen, und eingesetzt werden, indem Seine Eminenz der Cardinal Caraffa auf unsere Festhaltung dringet. Ich erklärte hierauf, daß ich solches thun wollte, wenn sie es für keine Beleidigung ansähen, faßte aber zugleich den Vorsatz, den Vorfall am andern Morgen anzuzeigen; denn es war offenbar, daß ich die Schelme vor mir hatte. Indem sie sich jetzt empfahlen, sagten sie,

daß sie in der Gegend der griechischen Kirche wohnten, und mich alle Mittag an ihrem Hause zum Mittagessen gehen sähen. Wenn ich ihnen nun morgen frühe mein Versprechen erfüllt hätte, so wollten sie um Mittag, wenn ich daselbst vorbeiginge, auf mich Acht geben, und mich alsdann überzeugen, daß sie die Künstler seyen, für die sie sich ausgegeben. Kaum war ich dieses so gefährlichen Besuchs los, als plötzlich meine Magd, die während der Zeit von einem dritten Bösewicht, unten vor dem Haus unterhalten wurde, und die beiden Diebe aus dem Hause gehen sah, zur Thür hereinstürzte, und mich auf den Knien mit Weinen und Wehklagen um Verzeihung bat, daß sie so lange ausgeblieben, und mich dadurch in Lebensgefahr gesetzt hätte, da ich von diesen Schurken hätte ermordet werden können. Bald kam auch mein Freund Büry nach Hause, und erschrak nicht wenig, als ich ihm das Begebniß mittheilte; dabei wunderte er sich, daß ich als ein sonst eben nicht geduldiger Mensch den Dolchen der Italiener entkommen, und sie zu täuschen gewußt. Rücksichtlich meines Vorsatzes, das Schelmenpaar den andern Tag weiters zu verfolgen, war mein Freund anderer Meinung, und sagte, wenn ich nicht den andern Morgen die verlangte Erklärung bei der römischen Justiz machte, so wolle er dies für sich thun, weil es uns doch nichts helfe, wenn diese Leute bestraft würden, indem wir uns dadurch nur ihre Freunde auf den Hals laden, und unsere zukünftige Sicherheit in Rom mehr gefährden würden. Den andern Tag, als ich zum Mittagessen gehen wollte, und bei der griechischen Kirche vorbeipassirte, wurde mir plötzlich zugerufen, und als

ich mich umsah, standen meine zwei neue Bekannte unter einer Hausthür, und luden mich ein, mit ihnen in ihre Werkstätte zu kommen, und mich zu überzeugen, daß sie die Künstler seyen, für welche sie sich den Abend zuvor ausgegeben. Ich trat hinein, und sie dankten mir sehr verbindlich, daß ich diesen Morgen beim Gouvernement meine gestern versprochene Erklärung gemacht, und die Sache ins Reine gebracht hätte. Der Aerger, den ich auf diese unverschämten Schelme hatte, ließ mir es nicht zu, diesen Dank anzunehmen, sondern ich erwiederte ganz dreist, daß aus Mangel an Zeit, nicht ich, sondern mein Freund diesen Morgen bei der Justiz gewesen, und ihre verlangte Deklaration, daß sie nicht die Diebe bei uns gewesen, gemacht hätte. Das ist uns einerlei, kurz wir sind jetzt von diesem Verdacht freigesprochen, ob ihr oder euer Freund solches gethan hat, erwiederten sie, und zeigten mir ihre hinten am Haus gelegene Werkstätte, wo dann der eine, um das Ansehen eines Bildhauers zu haben, an einem in Punkte gesetzten Dianenkopf, der andere aber an der Polirung eines kleinen marmornen Obelisken scheinbar arbeitete. Meiner Vermuthung nach war aber weder der eine noch der andere ein Künstler, und es war mir höchst wahrscheinlich, daß die Bursche diese Werkstätte in der Gegend des spanischen Platzes, wo die meisten Fremden wohnen, ihrer Gaunerstreiche wegen gemiethet hatten. Sie konnten auf diese Weise alles beobachten und sich mehr den Augen der Polizei entziehen.

Ich mußte nun bedacht seyn, den erlittenen Verlust durch Unterricht wieder zu ersetzen. Es fehlte mir in

Rom nie an Gelegenheit dazu, und ich wurde deshalb oft von Fremden angegangen. Auf diese Weise hoffte ich mich den Winter über durchzubringen, und vielleicht mit dem Frühjahr eine neue Aussicht für eine zukünftige Existenz zu erhalten, weil ich mit zwei meiner Freunde, dem verstorbenen Professor Fernow und dem Landschaftmaler C. Reinhardt, einen Antrag und auch wirklich schon die Wechsel nach Neapel hatte, zu einer Reise nach Sicilien, um die Materialien zu einer malerischen Reise durch dieses Land zu sammeln. Eine deutsche Gesellschaft wollte das Werk unternehmen. Wir würden die Reise sogleich angetreten haben, wenn uns nicht von Seiten des neapolitanischen Gouvernements, welches damals allen Fremden den Eintritt in das Königreich und besonders nach Sicilien versagte, die Pässe verweigert worden wären. Durch Se. Königliche Hoheit den Prinz August von England und den Hrn. Grafen von Münster, welche sich zu jener Zeit gerade in Neapel aufhielten, und wegen der Franzosen Rom verlassen hatten, hofften wir zwar die Erlaubniß erlangen zu können; allein die Verwilligung wurde uns immer verweigert, und erst auf friedlichere Zeiten zugesichert. Mit süßen Hoffnungen auf diese Zeiten, und schweren Sorgen für die nächste Zukunft habe ich mit meinem Studium den Winter von 1796 auf 1797 in Rom zugebracht, bis mich dann endlich ein anderer unangenehmer Auftritt zur Abreise bestimmte.

Nach dem Mittagessen am heiligen Ostertag 1797, ging ich mit noch acht andern Künstlern, um die Ruinen der Bäder des Caracalla zu sehen, und an diesem vielbesuchten Orte den Nachmittag zuzubringen. Gegen Abend

gingen wir über das Campo Vaccino an dem Forum Nerva vorbei, auf Monte Cavallo, um bei Fontana in einer Osteria unser Abendbrod miteinander in Freundschaft zu genießen. Ein Theil unserer Gesellschaft ging voraus in der Strada Piniani; ich und drei andere, wovon einer (Herr von Limpach aus Bern) erst einige Tage zuvor in Rom angekommen war, und die Colossen auf Monte Cavallo noch nicht gesehen hatte, blieben zurück und vor diesen so interessanten plastischen Kunstwerken stehen. Kaum hatten wir unsern Standpunkt genommen, als einige gemeine Kerls etwa 20 Schritte hinter uns sich zeigten, und um Streit anzufangen, nach Art des römischen Pöbels Steine unter uns kugeln ließen. Mein Freund Escher aus Zürich, welchem ein Stein an die Füße kam, verwieß ihnen diese Unart gegen Fremde. Um uns aber mit diesen Menschen nicht weiter einzulassen, schlugen wir den Weg unserer Freunde ein, welche schon ein großes Stück in der Strada Piniani voraus waren. Der Haufe folgte uns mit den dazumal in Rom Mode gewordenen Schimpfworten Francesazze, Jacobinazze, und da wir auf diese Scheltworte nicht achteten, so warfen sie uns Pflastersteine nach, wovon sie eine ziemliche Portion in den Armen trugen. Einer dieser Steine, welcher mir ziemlich hart an das Bein fuhr, machte mich endlich ärgerlich, so daß ich mich umdrehte, und den Burschen den Text las. Mit einer Wuth und Geschwindigkeit, und wie auf ein Tempo nahmen sie jetzt den Dolch in den Mund und warfen die Scheide auf den Boden, um so die Steine, welche sie noch im Arm hatten, besser auf uns zuschleudern zu können. Wir waren daher genöthiget,

diesen Würfen durch alle mögliche Wendungen auszuweichen, und endlich, als sie ihre Steine verworfen hatten, und mit den Dolchen auf uns losstürmten, unsern Freunden nachzulaufen. Unweit der Kirche St. Andrea dé Gesuiti, welche auf der rechten Seite unterwegs in der Strada stand, und wo gerade die Abendvesper gehalten wurde, holten wir sie ein. Alle sprangen wir nun der Kirche zu, wo eine Menge Volks auf den Knien lag, und der Geistliche gerade die Benediction mit dem Kelche in der Hand gab. Das Ungestüm, mit welchem wir zur Kirchthüre hinein und gegen den Hochaltar zu dem Geistlichen stürzten, verursachte eine gänzliche Störung, so daß die zur Andacht versammelte Menge in einigen Minuten durch die Seiten- und hintern Thüren der Kirche voll Furcht und Schrecken mit dem halben Segen davon liefen, weil der Priester selbst durch den Auftritt außer Fassung gekommen war, und die heilige Handlung unterbrochen hatte. Er beschäftigte sich blos mit uns, da wir in die höchste Wuth versetzt wurden, als wir jetzt sahen, daß Hr. v. Timpach unter der Kirchthüre einen Stich erhalten, und vor Schrecken todenbleich war, bis sich zeigte, daß seine Wunde nicht gefährlich sey. Nun erst bemerkten wir auch, daß drei von unsern Freunden in der Kirche fehlten, die wir ermordet glauben mußten. Unsere Unruhe und Besorgnisse stiegen dadurch immer höher, so daß uns der Geistliche endlich den Wein, welcher für die Communion auf dem Hochaltar stand, zur Erholung anbot. Nachdem wir uns etwas erholt hatten, und während der Zeit auch noch einige andere Geistliche aus dem Kloster herbei gekommen waren, baten wir dieselben, von

der nicht weit entfernten päbstlichen Hauptwache auf Monte Cavallo Wache zu holen, um uns nach Haus zu begleiten, indem wir befürchteten, daß die Bösewichter, welche uns auf eine so mörderische Art angegriffen, noch auf den Straßen auf uns lauerten. Wir hatten bereits eine ziemliche Zeit auf das Militär gewartet, als endlich der Sakristano der Kirche, den die Geistlichen auf die Hauptwache gesendet hatten, mit der Antwort zurückkam: die Soldaten hätten sich so eben zum Nachtessen gesetzt, und wir sollten uns nur noch in der Kirche verweilen, bis sie gespeist hätten, sie würden uns sodann abholen und nach Hause eskortiren. Wegen dieser Zögerung, und da uns die Geistlichen auch selbst zur Kirche hinaus haben wollten, und uns versicherten, sie hätten die Straßen untersuchen lassen, und wir könnten ohne alle Gefahr nach Hause gehen, baten wir sie, uns einige Chaisen kommen zu lassen, die uns nach Hause führen; allein sie zauderten so lange, bis endlich ein Offizier von der Garda civica (Bürgerwache), welche der heilige Vater erst einige Monate zuvor errichten ließ, mit den drei vermißten Freunden ankam. Da wir nicht alle zugleich in die Kirche hatten eindringen können, waren diese eiligst nach Hause gelaufen, und hatten Waffen geholt zu unsrer Vertheidigung. Im Rückweg zur Kirche stießen sie auf jene Bürgerwache, und nahmen sie mit sich. Der Offizier sagte beim Eintritt: Meine Herren, kommen Sie nun ganz getrost, ich habe ein Corps Bürger-Soldaten außen vor der Kirche stehen, und werde Sie nach Hause begleiten, damit Ihnen kein Leid widerfahre. Da es inzwischen Nacht geworden war, so zögerten wir nicht lange, und

ließen uns, von der Wache umgeben, in die Strada Condo, in welcher Gegend die Mehresten wohnten, in das griechische Kaffeehaus bringen, wo die Deutschen alle Abende zusammen kamen. Mit den übrigen Deutschen, welche inzwischen den Vorfall gehört, und uns auch schon zum Theil auf dem Herwege aus der Kirche entgegen kamen, oder sich gleich darauf in dem Caffè greco einfanden, um die Geschichte näher zu vernehmen, hielten wir nun Rath, was in der Sache zu thun, und auf welche Art wir uns zu benehmen hätten, um künftig Sicherheit vor dem römischen Gesindel zu erhalten, dem alle Fremden verhaßt waren. Die Mehrzahl der Stimmen fiel dahin, für diesen heiligen Abend die Sache ruhen zu lassen, aber den andern Morgen sollten die Betheiligten zu ihren Gesandten gehen, dort Klage erheben, und um Genugthuung bitten. Am nächsten Morgen, als den Ostermontag, gingen dann die bei dem Vorfall Gewesenen nach Verabredung, und zwar die Preußen und Hessen zu dem dazumal in Rom anwesenden Chargé d'affaires, die Schweizer zu dem schweizerischen Hauptmann Pfeifer, und mein Freund, Maler Hartmann aus Stuttgart, und ich, weil von unseren Höfen keine Gesandten in Rom waren, zu dem k. k. österreichischen Geschäftsträger. Als wir in das österreichische Gesandtschafts-Palais kamen, so hieß es, daß Se. Eminenz der Monsignore N. N. in St. Peter bei dem Pabste wäre, wo S. Heiligkeit Messe lese, und wir uns deshalb in dem Palais verweilen, oder aber gegen 12 Uhr, wo Dieselben nach Hause kämen, wieder erscheinen sollten. Da wir das Unheil des vorigen Tages noch nicht vergessen, und Furcht hatten, einem von

unseren Widersachern zu begegnen, so zogen wir vor, uns in dem Palais bis zur Zurückkunft des Monsignore aufzuhalten. Wir befanden uns schon in dem Vorsaale, als der Monsignor zurückkam, und mit einem königlichen Pomp, von mehreren Geistlichen begleitet, hereintrat, und gingen ihm entgegen und sagten ganz ehrerbietig: wir seyen deutsche Künstler, welche gestern auf eine abscheuliche und mörderische Art, unter dem Namen von Franzosen und Jacobiner, angegriffen worden, und verlangten wegen unserer künftigen Sicherheit in Rom, so wie für die erlittene Beleidigung Satisfaction. Nachdem wir die ganze Geschichte erzählt hatten, sagte er: Meine Herren, in dem gegenwärtigen Augenblick, wo die Franzosen es auf Rom abgesehen haben, nehme ich es dem römischen Pöbel nicht übel, wenn Sie derselbe für Jakobiner hält, denn Ihre abgeschnittenen Haare, ohne daß Sie eine Perücke, oder sonst einen künstlichen Haarputz tragen, so wie Ihre Kleidung geben Ihnen ein solches Ansehen. Würden Sie sich, wie die vormaligen alten, berühmten Künstler, schwarz, mit einem schwarzen Mantel, gleich den jetzigen Abbaten, kleiden, so bin ich überzeugt, Sie hätten von dem Pöbel nichts zu befürchten. Wir erwiederten hierauf: daß wir uns nach unserer Landesart und als Bürgerliche kleideten, und einen geistlichen Anzug für unschicklich hielten. Im Uebrigen möchte er die Güte haben, in Rom, wo man das Betragen und die Aufführung jedes Fremden gewiß genau kenne, unsertwegen Erkundigung einziehen zu lassen, wo er alsdann vernehmen würde, daß wir uns niemals in die französischen Angelegenheiten, oder überhaupt in Politik

gemischt hätten, indem unser Studium in Rom unsere einzige Beschäftigung sey. Das mag wohl seyn, gab er uns zur Antwort; allein ich sage Ihnen hier nur meine Privatmeinung über Ihren Anzug und Ihr Aussehen, wodurch leider jeder Fremde bei uns sich auszeichnet, und deshalb bei dem Volk einen widerlichen Eindruck macht. Im Uebrigen werde ich mich Ihrer Sache, vermöge meines Amtes, annehmen, und Ihnen alle mögliche Satisfaction zu verschaffen suchen.

Nach dieser Versicherung empfahlen wir uns, und suchten, da wir uns so sehr verspätet hatten, jetzt so geschwind als möglich in das Caffè greco zu kommen, wohin wir uns das Rendez-vous gegeben, um die erhaltenen Bescheide auf unsere Klagen einander mitzutheilen. Unter den verschiedenen Personen, an die wir uns in unserer Sache wandten, zeigte sich der preußische Chargé d'affaires am thätigsten, indem derselbe sogleich, nachdem ihm meine Freunde die Geschichte vorgetragen, zu dem Cardinal de State fuhr, um bei demselben, als Chef des römischen Gouvernements, die Sache förmlich anhängig zu machen. Nach Tische ließ uns hierauf der Cardinal de State selbst zu sich rufen, und nahm den ganzen Vorfall aus unserm Munde zu Protokoll. Am Schlusse desselben sagte er: Meine Herren, dieser Vorfall ist abscheulich, und eine solche Beleidigung noch nie in Rom gegen Fremde verübt worden. Damit wir aber die Thäter, welche Sie nicht kennen, ausfindig machen, so müssen Sie zum Bargello (Hauptmann der Sbirri) gehen, demselben den ganzen Vorfall erzählen, und ihm dann für seine Leute ein Douceur versprechen; er wird die

Thäter gewiß ausfindig machen, und zur Haft bringen. Als wir zu dem Bargello kamen, welcher wegen seiner großen, über die Achsel herunterhängenden Alongeperücke und seines schwarzen, sonderbaren Anzuges mehr einem Oberpriester, als einem Chef der römischen, mit Säbel, Dolch und Pistolen behangenen Polizei glich, und ihm die Sache vortrugen, so meinte er Anfangs, es sey unmöglich, Leute, welche wir gar nicht kännten, ausfindig zu machen. Sobald wir ihm aber sagten, daß wir die Sache nicht unentgeldlich verlangten, sondern seinen Leuten gerne 8 bis 10 Dukaten geben wollten, wenn sie uns die Schelme habhaft machten, fing er mit einem großen Geräusper an: „Meine Herren, ich will schon sehen, daß ich das Lumpengesindel bekomme, denn wenn Sie es auch gleich nicht kennen, so werde ich wohl einen guten Freund in der Nähe gehabt haben, der die Geschichte mit angesehen, und mir die Thäter angibt.“ Als wir nun den dritten Abend gegen 7 Uhr auf dem Caffè greco beisammen saßen, so kam ein Sbirro in Civilkleidern zu uns in das Zimmer, wo gewöhnlich die Deutschen zusammen allein saßen, und sagte zu einem von uns: Mein Herr, wenn Sie ein Deutscher sind, so sagen Sie Ihren übrigen guten Freunden, daß sie mit mir in ein anderes entferntes Zimmer des Wirths kommen, ich habe ihnen etwas Nothwendiges zu eröffnen. Wir folgten ihm alsbald, und er hub an: Meine Herren, ich bin ein verkleideter Sbirro, und komme, Ihnen zu sagen, daß wir gestern um Mitternacht, bei dem so heftigen Donnerwetter und starken Regenguß, zwei dieser Kerls, welche Sie vergangenen Ostertag auf Monte Cavallo anfielen, in ihrem Hause,

wo sie uns bei diesem Wetter gar nicht vermutheten, überfallen und schon gefänglich eingebracht haben. Es kommt jetzt nur noch darauf an, daß die beleidigten Herren, welche morgen das Gouvernement vorfordern wird, diese Schelme, dem äußerlichen Ansehen nach, noch kennen, weil jetzt diese Kerls durch ihre Werktagskleider, und da sie nicht so wie Sonntags rasirt sind, ganz anders aussehen. Hierauf zog er eine Liste heraus, worin wir Alle, welche bei diesem Vorfall zugegen gewesen, von Kopf bis zu Fuß, einzeln, und sogar, ob einige einen Stock, ein Buch u. s. w. in den Händen gehabt, beschrieben waren. Als wir ihm nun bestätigten, daß wir wirklich die beleidigten Personen wären, welche hier beschrieben, so fuhr er fort: Nun, meine Herren, muß ich Ihnen auch sagen, daß der Kerl, welcher Einem von Ihnen einen Stich unter der Kirchthür gegeben, etwas groß ist, etwa 25 bis 26 Jahr alt, gegenwärtig einen ziemlich schwarzen Bart hat, und eine rothe Weste, kurze Jacke u. s. w. trägt. Auf gleiche Art beschrieb er uns auch das Portrait des zweiten, und sagte dabei, wenn man uns diese Schelme mit andern vermischt zeigte, so sollten wir diese nur dreist für die Thäter angeben, und nöthigenfalls solches auch mit einem Eidschwur bekräftigen. Als er nun fertig war, so verlangte er die von uns den Sbirren versprochene Summe, mit der Versicherung: daß er den dritten Brigand, welcher nur auf einige Tage aus der Stadt geflohen wäre, ebenfalls mit seinen Kameraden zur Haft bringen wolle. Wir verweigerten ihm für den Augenblick die Zahlung mit dem Bemerken: daß wir ihm solche, als ehrliche Leute, leisten

würden, sobald der dritte auch gefangen sey, und das Gouvernement uns die gehörige Satisfaction gegeben habe.

Den andern Morgen in der Frühe wurden wir nun alle namentlich, so wie wir unsere Namen dem Cardinal de State bei dem Protokoll angegeben hatten, vor Gericht gefodert; und als wir daselbst versammelt waren, sagte uns der Richter, daß sie vorgestern Nacht zwei der Brigands, welche uns am Osterfest auf öffentlicher Straße attaquirt, gefänglich eingesetzt hätten; und da diese Kerls wegen ihrer schweren Verbrechen auf Leben und Tod säßen, käme es nun darauf an, ob wir dieselben auch kännten. Hierauf forderte er uns auf, mit ihm in das Gefängniß, im hintern Hofe des Gerichthauses, zu gehen. Als wir daselbst in einem Vorsaal ankamen, so sagte er zu uns: „Meine Herren, nun muß ich Sie bitten, daß Sie hier verweilen, und daß Einer nach dem Andern mit mir in das zweite Zimmer kömmt, an welches der Kerker stößt, und woraus man in denselben hineinsehen kann, ich werde die Thüre wieder hinter mir zumachen, und so Einen nach dem Andern ein- und wieder zurückführen.“ Da ich nun, wie die Uebrigen, in das zweite Zimmer einzeln mit dem Richter kam, sah ich durch eine große geöffnete, zweiflüglichte Pforte in einen ziemlich großen gewölbten Kerker, in welchem mehrere Verbrecher an den Wänden herum an steinernen massiven Bänken mit Ketten angeschlossen waren, und ungefähr 5 bis 6 Schritte innerhalb der Pforte, etwas weniges vor dem steinernen Pfeiler, auf welchem das Centrum des Gefängnißgewölbes ruhet, standen neben einander, ganz ohne

alle Ketten, 3 Verbrecher, und aufbei den Seiten 6 Sbirri, zum Theil mit Pistolen, und die Andern mit entblößten Dolchen in den Händen. Der Richter sagte nun: „Meine Herren, unter diesen 3 Verbrechern, die hier innerhalb an der Pforte des Kerkers stehen, ist einer, den Sie angeklagt haben. Können Sie denselben von den zwei übrigen unterscheiden, so treten Sie in das Gefängniß, und rühren Sie ihn an.“ Ich ging, trotz dieses furchtbaren Anblicks, auf diese 3 Kerle zu, und im Augenblick, als ich meinen Feind angreifen wollte, schrien die Sbirri, der Richter außerhalb der Pforte, und dann auch einige von den an den Wänden angeschlossenen Gefangenen: „Nel nome di Dio non sbaglia!“ (um Gotteswillen irret Euch nicht!) Der, welchen ich als den Verbrecher schon durch seine Gestalt, seine Erblassung, und die Furcht, mir offen in das Gesicht zu sehen, erkannte, ohne daß ich nur im mindesten auf die uns von dem Sbirren den Abend zuvor gemachte Beschreibung Rücksicht nahm, reichte mir sodann mit Zittern die Hand, worauf ich wieder zurückging, und von dem Richter in den ersten Saal begleitet wurde. Diesen gleichen Akt, wobei denn immer die Kerle verwechselt wurden, hatten dann alle die Uebrigen mit zu machen, und die Brigands wurden auch von uns Allen erkannt, weil wir uns ihre Schelmenfigur sehr eingeprägt hatten.

Auf diese Anerkennung der Verbrecher führte uns der Richter wieder in die Gerichtsstube, wo wir ihn zuerst angetroffen, und las uns dann unsere zu Protokoll gegebene Anklage noch einmal vor, worauf er uns fragte: ob wir nichts mehr dabei zu erinnern fänden, und unsere

Angabe der Verbrecher beschwören könnten? Auf unsere Bejahung verlangte er von uns die Ablegung des Eides, mit dem Beisatze: zu welcher Religion wir uns bekännten? Der Zufall wollte nun gerade, daß kein Katholik unter uns war, und Einer gab deshalb zur Antwort: wir sind zum Theil lutherische, zum Theil reformirte Christen. Sagen Sie uns aber nur wie wir schwören sollen; wir schwören als ehrliche Männer, und als gute Christen. Der sehr humane und tolerante Richter fuhr dann fort: ich glaube dieses von Ihnen meine Herren; legen Sie daher nur alle in einen Kreis nach hiesiger Sitte Ihre rechte Hand hier auf das Protokoll, und sprechen Sie nur meine Worte zur Betheuerung der Wahrheit für die darin enthaltene Angabe, und daß Sie die Menschen, welche Sie mir im Gefängniß gezeigt und berührt, für die Thäter erkennen, laut nach. Nachdem dieses geschehen, entließ uns der Richter mit dem Ausspruch, daß es nun Sache der römischen Justiz sey, uns die gebührende Satisfaction zu geben, und die Verbrecher gesetzlich zu bestrafen, wir sollten darum ganz beruhigt nach Hause gehen. Drei bis vier Tage vergingen hierauf; in dieser Zeit wollte auch der damals in Rom anwesende französische Minister Caco uns über die Geschichte zu Protokoll vernehmen, weil an dem nämlichen Tag auch die französischen Commissäre, welche die französische Regierung nach Rom geschickt hatte, um daselbst tractatmäßig die Kunstsachen für das Pariser Museum abzuholen, vor der Porta del Popolo von dem Pöbel insultirt und angegriffen worden waren. Der französische Minister äußerte, daß uns die französische Regierung Satisfaction verschaf-

fen würde, weil wir unter dem Titel Franzosen auf der Straße mörderisch angegriffen worden, und es nur ein Zufall sey, daß sie sich in unsern Personen geirrt. Allein wir beriefen uns auf den Cardinal de State und die deutsche Gesandtschaft, bei welcher wir bereits die nöthigen Schritte gethan hätten. Nach drei oder vier Tagen kam eines Abends einer unserer Freunde auf das griechische Caffeehaus voll Schrecken und erzählte, daß er die zwei im Gefängniß gesessenen Verbrecher so eben ganz frei aus dem Justizpalast habe herausgehen sehen, und deshalb aus Angst und Besorgniß für unsere künftige Sicherheit kaum sprechen könne.

Wir konnten Anfangs dieser Erzählung keinen Glauben beimessen; allein kaum war es ganz Nacht geworden, als unser Sbirro, welcher uns zuerst den Rapport über die Gefangennehmung der zwei ersten Schelme gebracht, wieder verkleidet zu uns in das griechische Caffeehaus trat, und von uns verlangte, daß wir wieder mit ihm in das Zimmer des Caffeewirths, wo er allein und vertraut mit uns sprechen könne, gehen möchten. In einem sehr heftigen und aufgebrachten Tone äußerte er, indem er anfing: Meine Herren, es ist abscheulich und unverantwortlich, das Gouvernement, welchem wir nun auch schon vorgestern Nacht den dritten Brigand, welcher Sie auf der Straße so mörderisch angreifen half, überlieferten, hat nun diesen Abend alle drei Schurken unter dem Titel, daß es nicht die wären, welche Sie am Ostertage meuchelmörderisch angegriffen, laufen lassen. Sie müssen nun morgen wieder zu Ihrem Hrn. Minister gehen, und die Sache aufs Neue zur Klage bringen; denn man muß

Ihnen Satisfaction geben, damit wir sodann auch von Ihnen die versprochene Belohnung für unsere Bemühungen mit Recht verlangen können. Als wir diese Nachricht dem preußischen Geschäftsträger mittheilten, wollte er solche im Anfang kaum glauben; allein nachdem er deshalb selbst wieder bei dem Cardinal de State gewesen, so äußerte er sich gegen uns, daß sich der Ausgang der Sache wirklich so verhalte, weil man aus vielen Gründen, und besonders wegen künftiger Sicherheit der Fremden, diese Leute nicht wohl hätte öffentlich bestrafen können, ohne das Volk noch mehr aufzuregen. Der Cardinal de State ließ uns übrigens versichern, daß wir im mindesten nichts mehr zu besorgen hätten, und daß diesen Leuten mit aller Schärfe bedeutet worden sey, insofern einem Fremden nur die geringste Beleidigung auf der Straße begegnen sollte, man sie als die Urheber ansehen, und gleich mit dem Tode bestrafen würde.

Auf solche Weise endigte diese tragische Geschichte, welche mir meinen Aufenthalt in Rom so verleidete, daß ich nun mit meinem Freund Escher ernstliche Verabredung nahm, nach Deutschland zurück zu reisen; denn es war augenscheinlich, daß der Aufenthalt eines Fremden in Rom immer bedenklicher und gefährlicher werden müsse.

Wenn mir zuvor oft Thränen in das Auge traten, indem ich vor der Porta del Popolo einem Deutschen begegnete, welcher in sein Vaterland zurückkehrte, weil ich dabei des traurigen Augenblicks gedachte, wo auch ich vielleicht das geliebte Rom wieder verlassen müßte, so konnte ich nunmehr den Tag meiner Abreise vor Ungeduld kaum erwarten. Ich suchte daher die mir noch fehlenden Studien

zu sammeln, und die angefangenen Arbeiten zu vollenden, und mir auch noch verschiedene classische Kupferwerke anzuschaffen, um bei meiner Heimkehr nicht von allen Kunstsachen entblößt zu seyn, und meine Studien fortsetzen zu können.

Da ich mir in meinem Fache mancherlei Kenntnisse erworben hatte, und mitunter bei meinen Forschungen über römische Alterthümer auf neue Resultate gekommen war, so wurde ich von den dazumal in Rom lebenden Alterthumsforschern Zöga und Fernow noch vor meiner Abreise angegangen, einen Lehrcurs über diese Gegenstände mit ihnen vorzunehmen, und ihnen besonders an Ort und Stelle die alten Bäder des Titus, Caracalla, Diocletian u. s. w. umständlich zu erklären. Ich hatte nämlich bei der Restauration des Bades des Hippias nach Lucian, und durch den Vergleich des zu Badenweiler bei Basel noch stehenden altrömischen Bades, von welchem noch der ganze untere Theil mit den Schwimmbädern und Badewannen erhalten ist, die bei den Bädern in Rom gänzlich fehlen, ganz andere Ansichten über die ursprüngliche Einrichtung gewonnen, als Palladio und andere Baumeister und Antiquare. Ich willfahrte meinen Freunden, und machte mit ihnen eine Recapitulation meiner so oft zu diesen Alterthümern gemachten Curse, wodurch meine Abreise von Rom um mehrere Wochen verzögert ward.

Es lebten damals in Rom noch ohngefähr 40 fremde Künstler und Gelehrte. Der größte Theil derselben gab mir und meinen beiden Reisegefährten noch ein Abschiedsmahl. Es war in der Mitte des Junius, als ich mit Escher aus Zürich, dem Maler Maco aus Anspach, und

einem italienischen Kaufmann Rom verließ. Wir hatten einen Vetturin gedungen, welcher uns nach Florenz zu bringen hatte, und wurden von meinen nächsten Freunden eine kleine halbe Stunde weit bis Porta molla begleitet, wo der Vetturin noch einen Geistlichen vorn aufsitzen ließ, welcher bei dem Gymnasium in Genua als Lehrer angestellt war, und von Sr. Heiligkeit, dem Pabste, die Erlaubniß nachgesucht hatte, als Weltgeistlicher aus seinem Kloster treten zu dürfen.

Auf der Zurückreise in mein Vaterland, und besonders auf dem Wege durch Italien, begegneten mir einige sonderbare Geschichten, die vielleicht einiges Interesse haben können, weil sie verschiedene Charakterzüge der Italiener enthalten; ich will sie darum nach der Kürze anführen.

Den Weg von Rom über Terni, Spoleto, Bastia, Perugia u. s. w. legten wir ziemlich glücklich zurück. Als wir jedoch über Perugia hinaus und an einem Sonntage in die Gegend der Florentinischen Grenze kamen, schien ein böser Dämon die Fortsetzung unserer Reise hemmen zu wollen. Diesen unglücklichen Sonntag fuhren wir, wie gewöhnlich, schon sehr früh von unserer Nachtstation aus. Als wir nun gegen 5 bis 6 Stunden Wegs gemacht hatten, begegneten uns auf der Landstraße mehrere wohlgekleidete Landleute, die rechts auf der Seite des Berges von einem Orte herunter kamen, wo sie wahrscheinlich Messe gehört, oder einer Predigt beigewohnt hatten. Der leichte kühle Wind, welcher an diesem, übrigens schönen Tage blies, bewegte das weiße Tuch, welches die Frauen hier in einer künstlichen

Form oben quer über den Kopf liegen, und dann auf beiden Seiten an den Wangen wieder herunterhängen haben. Ob nun der vordere Esel hiedurch scheu geworden, oder ob ihm sonst eine Tücke angewandelt, weiß ich nicht. Kurz, dieses Thier fing auf einmal fürchterlich auf der Straße vorwärts zu sprengen an, und munterte dadurch seine zwei, hinter ihm in Gesellschaft mit an unserm Wagen ziehenden, Kameraden zu gleicher Geschwindigkeit auf, so, daß unser Kutscher nicht mehr im Stande war, sie anzuhalten. Im schnellsten Laufe zogen uns diese drei Thiere unter einem über die Straße schief hängenden Baum mit der Kutsche unten durch, daß wir mit aller Geschwindigkeit die Köpfe gegen unsere Füße bücken mußten, um sie nicht zu verlieren, indem der ganze altvätersche Kutschkasten, der wegen seiner Höhe unter dem schiefen Baume nicht durchkommen konnte, mit den Glasscheiben über uns in tausend Stücke brach, so daß diese Stücke alle auf unsere Rücken mit dem oben über den Kutschenkasten gezogenen Leder fielen. Unser Kutscher, welcher sich selbst auf seinem Sattelesel, so wie auch der Geistliche vorn auf dem Kutschensitze, ziemlich bücken mußte, um unter diesem Baume ganz durchzukommen, brachte endlich, mit Hülfe der auf der Straße wandelnden Personen, seine Esel zum Stillstand. Als er aber seine Passagiere wie unter einer Mäusefalle liegen sah, und dabei fluchen und schreien hörte, so brach er in ein jämmerliches Wehklagen aus, theils wegen uns, theils aber wegen seines zerschlagenen Wagens. Mit Hülfe der frommen Landleute krochen wir aus den Trümmern des obern Theils der Kutsche heraus, die auf einer Seite

beinahe ganz bis auf die Sitze, auf der andern aber bis zur Hälfte der Glasfenster abgebrochen war; ein Jeglicher hatte einige Kopfwunden, die wir uns einander selbst bei dem schnellen Bücken an der Stirne verursacht hatten. Nun wurde debattirt, was anzufangen sey? Da wir zum Theil Baumeister waren, so wußten wir uns jedoch bald zu helfen. Wir nahmen Stöcke und Prügel, und suchten das Leder über die Reste des Kutschenkastens aufzubinden, wozu uns die Landleute Strumpf- und andere Bänder hinreichend gaben.

Nachdem wir nun auf diese Art in 1½ bis 2 Stunden alle noch brauchbaren Stücke an den Kutschenkasten festgebunden, und zugleich auch mit Seilen, die der Vetturin bei sich hatte, das weitere Brechen zu verhindern gesucht hatten, so setzten wir unsere Reise wieder fort. Wir mochten ohngefähr drei Stunden zurückgelegt haben, als wir auf eine hohe steinerne Brücke mit einem steinernen, ungefähr 4 Fuß hohen Geländer kamen, hier sprang der Esel in der Mitte der Brücke über das Brustgeländer hinunter, so daß er, weil die Brücke ziemlich hoch war, schwebend an den hintern Strängen und dem Leitseil, welches der Kutscher in den Händen hielt, hängen blieb, und dadurch den Sattelesel mit der Kutsche an die Seite des Brustgeländers hart anzog. In dieser Lage schrie der Kutscher, wir sollten eiligst aus der Chaise heraus, und dem vordern Esel die Stränge abschneiden, damit nicht der Wagen überschlage, und der Esel vollends über die Brücke in das Wasser hinunterfalle. Das Unglück wollte aber, daß die noch gute Seite der Chaise, welche allein noch einen Ausgang gewährte, gegen die Brustwehr der Brücke

gelehnt war, so daß wir nur mit Mühe und Noth auf der entgegengesetzten Seite zwischen den Trümmern des Wagens und unsern angebundenen Stöcken herausschlüpfen konnten. Einige hingen sich sogleich an den Wagen, um das Umschlagen zu verhüten, während die Uebrigen auf einen Zug die beiden Stränge abschnitten, so daß der Esel, als der Vetturin gleichzeitig sein Leitseil fahren ließ, vollends in das Wasser hinunterfiel. Nachdem wir nun so von aller Gefahr gerettet, und der Vetturin abgestiegen war, fing derselbe so wüthend zu fluchen an, daß er endlich im Ingrimm, wie die Stimme ihm versagte, alle Heilige in seinen Hut hineinzählte, den St. Antonio di Padua, als den Protector aller Thiere, aber wieder herausnahm, und dann die Uebrigen, die er in seinem Hut beisammen hatte, zur Erde warf, und auf denselben herumtrat. Nun er auf diese Art seinen Zorn ausgelassen, jammerte er um seinen verlornen Esel, welcher während der Zeit ganz langsam dem Laufe des Flusses nach im Wasser fortspazierte, und etwa einen Flintenschuß weit von uns gekommen war.

So sehr wir uns über diesen Zufall ärgerten, so mußten wir doch auch wieder über den toll gewordenen Kutscher lachen, und sagten ihm: er solle nur seinen Sattelesel ausspannen und in das Wasser reiten, um den andern herauszuholen, was er auch that, und dann den ungezogenen Esel nicht mehr vorn, sondern hinten an den Wagen binden, und so leer mitlaufen lassen, damit er keinen neuen Spuk anstellen möge.

Es entstand jetzt zwischen uns ein Streit; einige wollten im nächsten Orte ein anderes Fuhrwerk nehmen;

die Uebrigen hatten Mitleid mit dem armen Kutscher, der nicht der Herr, sondern nur der Knecht war, und verlangten darum, ihn beizubehalten. Die Geschichte hatte uns außerdem über zwei Stunden verweilt, so daß uns der Kutscher bat, wir möchten ihm diesmal das Mittagsessen (welches er, vermöge Akkords, uns zu geben schuldig war) schenken, und mit kalter Küche vorlieb nehmen, weil wir sonst unser Nachtquartier nicht mehr erreichen würden.

Wir entschieden durch Mehrzahl der Stimmen, mit Wein, Brod, Käse und Schinken über Mittag vorlieb zu nehmen. Nachts gegen 11 Uhr, als wir noch immer auf der Straße waren, und vor Müdigkeit und Abspannung der Kräfte schliefen, so, daß sich die Esel vor der Kutsche selbst überlassen waren, und langsam ihren Weg dahin gingen, bekamen wir plötzlich einen so fürchterlichen Schlag des Wagens, daß wir vom Schlummer auffuhren, und der Kutscher mit uns zu schreien anfing: O Dio mio! Wir glaubten anfänglich, daß wir von Räubern überfallen und angehalten würden, weil der Wagen gleich nach diesem Stoß stille stand. Allein als wir herausstiegen, fanden wir in der halbdunkeln Nacht, daß die Straße wegen Reparatur des Pflasters mit einem Querbalken, auf 2 bis 2½ Schuh hoch, gesperrt war. Die Esel, welche den Weg gut kannten, waren über den Querbalken gestiegen, und so mußten wir den Schlag des Wagens erhalten. Ueber diesen natürlichen Vorfall kam unser Kutscher ganz außer sich, indem er glaubte, daß er sich durch seine Rache an den Heiligen bei der Brücke versündigt habe; auch hegte er im ersten Moment

die Ueberzeugung, daß wir so in dieser Stellung, wo die Kutsche diesseits und die Maulthiere jenseits sich befanden, die Nacht vollends zubringen müßten. Wir ertheilten ihm den Rath, seine vordern Maulthiere auszuspannen, und durch das hinten an der Kutsche hängende dritte Thier die Chaise wieder zurückziehen lassen, indem ohne Zweifel hier in der Nähe noch ein anderer Weg sich finden werde, welcher in die Stadt führe. Nachdem wir den dummen Menschen, mit Hülfe unsers Geistlichen, nach und nach zu Verstande brachten, befolgte er unsern Vorschlag, und wir kamen hierauf gegen Mitternacht in dem Städtchen an. Von hieraus setzten wir den andern Tag unsere Reise mit unserer zerbrochenen Kutsche, nachdem der Vetturin sein drittes Maulthier zurückgelassen hatte, weiter fort, und erreichten ohne weitere Unglücksfälle Florenz.

Von Florenz wollte ich meine Reise mit Escher über Venedig fortsetzen; allein da dazumal das österreichische Militär diese Stadt besetzte, und die Franzosen von da abmarschirten, so waren die Straßen in der Gegend von Venedig nicht wohl zu passiren. Escher und ich entschlossen uns daher den geraden Weg über Bologna, Modena, Parma, Piacenza nach Mailand zu machen, und unsern gemeinschaftlichen Freund, Hofrath und Professor Maier aus Weimar, welcher in Florenz krank war, und, wie uns sein Doctor sagte, nur durch die Zurückreise nach Deutschland wieder genesen könnte, mitzunehmen. Rücksichtlich unsers Freundes hatte der Arzt sehr richtig geurtheilt, denn als Prof. Maier auf der Reise war, wurde er täglich besser, und in wenigen Tagen so

gesund, daß er alle die unterwegs vorkommenden Merkwürdigkeiten schon mit uns in Gemeinschaft sehen konnte. Außer einem kleinen Vorfall in Bologna, wo gerade der französische Freiheitsschwindel am höchsten war, so daß selbst aus den Gefängnissen Freiheitslieder ertönten, hatten wir bis Piacenza keine weiteren Unannehmlichkeiten zu erfahren, und die in Bologna war auch von keiner großen Bedeutung; wir wurden blos beim Aussteigen aus der Kutsche von der daselbst liegenden polnisch-französischen Legion wegen unserer ledernen Käppchen als Engländer angehalten, doch gleich wieder freigegeben, als wir uns durch unsere Pässe legitimirten. Durch die französische Occupation, und durch die Umwälzung der Dinge in Italien, begegnete mir, was zu einer andern Zeit nicht geschehen wäre, eine Geschichte, welche mich und meine Reisegefährten in die unangenehmste Lage versetzen konnte. Als wir nämlich bei Piacenza über den Po wollten, mußten wir, ungeachtet die Schiffbrücke von der französischen Armee noch stand, auf einer fliegenden Brücke den Fluß passiren. Es traf sich, daß schon ein Vetturin mit 3 Damen und 2 Offizieren auf der Brücke standen. Als wir nun zusammen an dem entgegengesetzten Ufer ankamen, so stiegen jene fünf Personen in den Wagen des andern Fuhrmanns, und füllten ihn so aus, daß wir in Besorgniß kamen, sie möchten den Kasten auseinandersprengen, denn einer der beiden Offiziere war ein ziemlich großer starker Mann, und zwei von diesen Damen konnten sich ebenfalls einer ziemlichen Peripherie rühmen. Nachdem nun diese Herrschaften, mit welchen wir bisher noch kein Wort gewechselt, im Wagen saßen, ging es vorwärts,

und wir drei in unserer Kutsche folgten ihnen rasch nach, wie wir denn auch lange vor ihnen marschfertig gewesen waren, und es unser Vetturin vor Ungeduld kaum erwarten konnte, von der Stelle zu kommen. Bei der ersten parmasanischen Grenz-Mauthe streckte nur einer der Offiziere den Kopf aus dem Wagen und gab Bescheid, worauf der Vetturin wieder fortfuhr. Als wir aber ankamen, verlangten die Douanen nicht nur allein unsere Pässe zu sehen, sondern wir mußten ihnen auch die Koffer aufmachen, und ihnen zeigen, daß wir nichts Verbotenes aus dem Lande mit wegnahmen. Weil nun diese Untersuchung eine ziemliche Weile dauerte, während welcher Zeit der andere Vetturin schon einen Vorsprung von einer halben Stunde gewonnen haben mochte, wurde unser Kutscher sehr verdrießlich, und er glaubte, wenn wir an der mailändischen Grenze ankämen, der wir uns jetzt näherten, so würden wir noch länger aufgehalten werden, indem die dortigen Douaniers weit genauer und strenger seyn sollten. Er sagte uns daher: Meine Herren, um diesen Abend noch Lodi, unsere Nachtstation, und des andern Tages bis Mittag Mailand zu erreichen, will ich jetzt etwas stark fahren, und die erste Chaise wieder einzuholen suchen. Da Sie nur zu drei sind, und in der andern Kutsche 5 Personen sitzen, so will ich dann von jenen zwei Offizieren, deren einer ein Franzose und der andere dicke Herr ein Italiener ist, den letztern einladen, daß er sich zu Ihnen in den Wagen setze, wo wir dann ebenfalls, durch seinen militärischen Charakter geschützt, vor den Douanen unangehalten vorbeifahren können. Meinem Freunde Escher, welcher in Florenz einige Paar neue sei-

dene Strümpfe eingekauft hatte, und darum bei der mailändischen Douane in Verlegenheit zu kommen glaubte, war dieser Vorschlag besonders recht, und uns beiden wegen der Unterhaltung mit einem neuen Reisegefährten auch nicht unangenehm. Als wir nun die vorausgegangene Kutsche eingeholt hatten, führte unser Vetturin seinen Plan leicht aus, indem die Reisenden in jenem Wagen so gedrängt beisammen saßen, daß sie uns den großen italienischen Helden gern als Figurant für die Douanen abgaben. Unser neuer Gesellschafter war ganz militärisch gekleidet, trug einen Schnurrbart, in der Hand einen Pallasch mit eiserner Scheide, auf dem Kopfe eine sogenannte militärische Holzkappe, auf welcher unten am Rande herum als Bordür die Worte in italienischer Sprache „Freiheit oder Tod“ in Gold eingestickt waren. Auf unser Anerbieten nahm er ohne Umstände den ersten Platz im Wagen ein, und wurde auf einmal so gesprächig, daß er uns bald seine ganze Biographie mittheilte. Er fing damit an, daß er uns erzählte, er habe als Offizier 9 Jahre unter der österreichischen Cavallerie gedient, und die deutsche Sprache ganz verstanden; allein er hätte diese Sprache nie schön gefunden, und weil er nun seinem Vaterlande diene, und ganz den französischen liberalen Grundsätzen anhänge, habe er geschworen, niemals mehr deutsch zu reden, und wir möchten ihm daher verzeihen, wenn er uns nicht antworte, falls wir deutsch mit ihm sprechen wollten. Aus seinen weitern Reden erfuhren wir, daß in der vorausfahrenden Kutsche ein französischer Offizier mit seiner Frau und Schwägerin, so wie seine eigene Frau säßen, welche er in Bologna zum ersten-

mal gesehen, und gleich geliebt und geehelicht habe, er bringe sie nun nach Mailand, um sie seinem Obergeneral Buonaparte, welcher ihn zu sich berufen, vorzustellen. Wir sahen bald ein, daß wir einen albernen Menschen vor uns hatten, der nicht ein Wort deutsch verstand; wir erlaubten uns daher, in unserer Sprache unser Urtheil frei über ihn auszusprechen, und keine seiner Mienen verrieth, daß er auch nur eine Sylbe davon begriff.

Als wir nun endlich bei den Douanen auf der mailändischen Grenze anlangten, und uns der Chef des Bureaus erklärte, daß wir nunmehr auf mailändischem Gebiet, welches unter französischer Botmäßigkeit stehe, angekommen seyen, und uns zu erklären hätten, ob wir keine verbotene Waare mit ins Land brächten, und zur Versicherung deshalb unsere Koffer aufschließen und visitiren lassen müßten, fing unser Held gleich zu schreien an: Mein Herr, ich bin Soldat, diese drei Koffer hier auf der Kutsche sind mein, und ich lasse mich nicht visitiren. Militärpersonen zu visitiren, erwiederte jener, habe ich keinen Auftrag; allein Sie müssen mir durch Ihren Paß beweisen, daß Sie wirklich Militär sind. Als er ihm nun seine Papiere vorwieß, fuhr jener fort: ich habe Sie nicht zu visitiren; allein haben die übrigen Herren keine Koffer? Herr Professor Maier machte hierbei den Klugen, und sagte: ja, mein Herr, der oberste gehört mir; hier haben Sie die Schlüssel, haben Sie die Güte, selbigen zu durchsuchen. Ich war im Begriff ein Gleiches zu thun; allein Herr Escher, welcher um seine seidenen Strümpfe besorgt war, gab mir durch ein Paar Stöße zu erkennen, daß ich schweigen und keinen weitern Auf-

enthalt veranlassen sollte. Als nun Maier einen Schein über die Visitation seines Koffers erhalten hatte, und Escher und ich auf eine nicht ganz kluge Art alle unsere Habseligkeiten und Studien, welche wir während mehreren Jahren in Rom gesammelt, einem Reisegefährten, den wir nicht einmal kannten, anvertraut hatten, und leicht um diese Sachen kommen konnten, sahen wir unsern Fehler bald ein, zumal da wir auf dem weitern Wege unsern nunmehrigen Protector noch von einer andern Seite kennen lernten. Der Kutscher von dem ersten Wagen, welcher der Vertraute von ihm zu seyn schien, kam nämlich von Zeit zu Zeit an den unsrigen, und erzählte dem Manne, daß seine Frau in einem fort kläglich weine, und gar nicht zu jammern aufhöre. Als wir den Militär um die Ursache fragten, sagte er, daß er seine theure Hälfte mit seinem Pallasch durchgeprügelt, weil er sie erstvor 8 Tagen geheirathet, und sie ihn nun schon satt hätte, und wieder zurück nach Bologna zu ihren Eltern wolle; er sey darum äußerst unglücklich, und wir würden vielleicht erleben, daß er sich diese Nacht in Lodi, aus lauter Verdruß, den Tod gäbe. Wir dachten hiebei an unsere Koffer, und ob wir gleich an der Festigkeit des heroischen Entschlusses etwas zweifelten, so suchten wir doch dem zärtlichen Ehemanne Muth einzusprechen. Allein er bestand auf seinem Vorsatz, bis wir endlich den Abend nach Lodi kamen, wo er den Hrn. Escher bat, ihm 4 Scudi zu leihen, damit er die Nachtzeche bezahlen könne. Escher gab ihm das Geld aus Mitleid. Als wir den andern Morgen früh aufstanden, um unsere Reise nach Mailand fortzusetzen, war unser Italiener am ersten reisefertig,

und stand in voller Rüstung da. Wir vertheilten uns in die beiden Wagen, wie wir es den Tag zuvor gethan, und kamen schon gegen 10 Uhr vor Mailand an. Hier bat unser Militär meinen Reisegefährten abermals um 4 Scudi, mit dem Beifügen, daß er dieses Geld noch vor dem Eintritt in die Stadt zu haben wünsche, und daß er ihm die ganze Summe gleich zurückerstatten wolle, sobald er den Obergeneral gesprochen, und von demselben seinen Sold angewiesen bekommen. Daß dieses auf eine Prellerei angesehen war, merkte mein Freund wohl, allein da der Mann uns wegen unserer Koffer, über welche wir keinen Schein von der Grenze mitgebracht, gegen Verdrießlichkeiten schützen konnte, so gab er ihm dieses Geld auch noch.

Bei dem Nachtessen in Lodi trafen wir zufällig Hrn. Kaufmann Heigelin aus Stuttgart, welcher seine Braut in Deutschland abgeholt hatte, und mit derselben zurück nach Neapel reiste, wo er in die Handlung seines Onkels trat. Dieser erzählte uns, daß er Tags zuvor beinahe ganz Mailand hätte durchfahren müssen, bis er, wegen des vielen Militärs, in einem Gasthof Unterkommen gefunden. Er rieth uns deshalb, gleich beim Eintritt in die Stadt im ersten besten Wirthshaus eine Wohnung zu suchen, damit wir nicht, wie er, in Verlegenheit geriethen. Gleich in der Stadt, unweit des Thores, ließen wir daher beim ersten Gasthof unsern Vetturin halten, wo uns der Wirth sagte, daß er noch in dem hintern Bau, im Hofe, 2 Zimmer im zweiten Stock unbesetzt habe, wir sollten sie ansehen, und wenn sie uns gefielen, stünden sie uns zu Diensten; er wolle uns dann

das Mittag- und Abendessen auf das Zimmer bringen lassen, weil an seinem Table d'hôte meistens Militärpersonen speisen, im Fall uns diese Gesellschaft nicht gefiele. Aus Furcht, weiter in der Stadt keine bessere Unterkunft zu finden, nahmen wir dieses Logis gerne an, und unser Reisecompagnon ließ seine Frau ebenfalls aus der ersten Kutsche steigen, und bat uns, daß wir ihm und ihr eines von den beiden Zimmern abtreten sollten; denn er wünschte sehr gern noch länger in unserer Gesellschaft verweilen zu können. Was Kost und Logis für ihn und seine Frau anbelange, werde er mit dem Wirth in Ordnung bringen. Den ersten und zweiten Tag kamen wir mit unserer neuen Nachbarschaft, deren Zimmer unmittelbar an das unsrige stieß, ziemlich gut aus, indem wir gewöhnlich den Tisch in ihrem Zimmer decken ließen, und gleichsam ihre Gäste waren. Allein beim zweiten Abendessen, als sich unser Militär vor Müdigkeit auf das Bett legte, und bald zu schnarchen anfing, begann nun die Frau ihre Noth zu klagen, und sagte: Hier liegt der Schuft; Alles, was er am Leibe hat, ist von meines Vaters Geld, und den Rest hat er verputzt. Er hat mich nicht nur aus dem elterlichen Hause auf eine abscheuliche Weise weggeschafft, sondern, weil ich nun ganz unter fremden Menschen bin, vor einigen Tagen mit seinem Säbel jämmerlich geprügelt. Aber, Gott weiß, ich werde mich an diesem Schurken zu rächen wissen. Bei diesen Worten zeigte sie auf ihren Dolch, welchen sie in ihrem Mieder trug. Da wir besorgten, der Mann könne durch diese heftigen Aeußerungen aufgeweckt werden, so suchten wir sie zu trösten; allein sie war nicht zu besänftigen,

und auf einmal fuhr sie fort: ich möchte nur wissen, wo der Schurke das Geld hergenommen, womit er gestern in Lodi die Zeche und heute den Vetturin bezahlt hat; denn bereits vor einigen Tagen war von dem vielen Gelde, welches ihm mein Vater mitgegeben, kein Heller mehr vorhanden. Auf Eschers Aeußerung, er habe ihm dieses Geld geliehen, ließ sie, was sie in den Händen hatte, auf den Teller fallen, und sprach kein Wort mehr, sondern jammerte und weinte zum Erbarmen. Wir versuchten ihr abermals Trost einzusprechen, und verließen sie gegen 10 Uhr, ganz unbeweglich am Tisch in ihrem Zimmer sitzend, und gingen durch die Nebenthür in das unsrige, um uns zu Bette zu begeben. Als wir ungefähr eine halbe Stunde darauf unsere Thüre verschlossen, und uns zum Theil schon ausgekleidet hatten, kam der Kellner des Hauses die Treppe herauf, und gerade an unsers Nachbars Zimmer, wo er denselben aufweckte, und sagte, daß seine Frau zur Hofpforte hinaus und davon gelaufen wäre, er sollte ihr geschwind nachgehen. Im ersten Taumel, und da er den Kellner vielleicht nicht recht verstanden haben mochte, wollte er zuerst unsre verschlossene Thüre öffnen, indem er glaubte, daß wir seine Frau zu uns genommen hätten; allein der Kellner rief ihm zu: er solle uns nicht stören, sondern sich eilen, der Entflohenen auf der Straße nachzugehen, weil er sie sonst bei längerer Zögerung nicht mehr einholen werde, was er denn auch endlich that. Nach der Aeußerung der Frau konnten wir leicht begreifen, daß es einen tollen Auftritt geben werde, und nahmen unsre Maßregeln, indem wir unsre Pistole zu recht legten, um uns, nach den Umständen, ernstlich gegen

einen Angriff zu vertheidigen. Hr. Professor Maier erklärte sich, neutral zu bleiben, und im Fall der Noth ins Bett zu verbergen, oder aber Lärm zu machen. Es wurde nachgerade Mitternacht, und da alles ruhig blieb, löschten wir unsere Lichter aus, und gedachten ruhig einzuschlafen, als der Mann, vom Kellner begleitet, mit einem fürchterlichen Lärm über den Hof herkam, und unter schrecklichem Fluchen und Schimpfen die Treppe heraufpolterte, indem er immer schrie: die deutschen Schurken haben mir meine Frau gestohlen, ich will sie ihnen aber entreißen. Der Kellner suchte ihm zwar diese Meinung zu benehmen, und ihn von seinem Vorsatz abzubringen; allein der tolle Bursche war nicht zu beschwichtigen, und wollte mit seinem Pallasch unsere Stubenthüre einhauen, wobei er fortwährend schrie: macht die Thür auf, macht die Thür auf, Ihr Spitzbuben! Ich nahm schnell meine Pistole zur Hand, und im Augenblick, da er seinen Säbel in dem Holze festgehauen hatte, öffnete ich die Thüre und setzte ihm das Gewehr auf die Brust, wobei ich ihm einen tüchtigen Stoß gab. Diese Erscheinung machte ihn so bestürzt, daß er die Hand vom Säbel fallen ließ, dessen der Kellner sich augenblicklich bemächtigte. Schurke, rief ich jetzt, Du glaubst, wir hätten Deine Frau verführt? Tritt herein und überzeuge Dich, daß sie nicht hier ist, — oder ich schieße Dich gleich übern Haufen! Als er nun in das Zimmer trat, und Hrn. Escher ebenfalls mit der Pistole in der Hand, so wie unsern Freund Maier noch in Reserve zum Bett herausschauen sah, schien er noch mehr zu erschrecken, und ging gleich wieder ganz beschämt und

bescheiden unter großen Entschuldigungen hinweg, und der Kellner leuchtete ihn zum Hause hinaus.

Am andern Morgen kam unser Wirth zu uns, und entschuldigte sich, daß der Kellner aus Unachtsamkeit das Haus nicht geschlossen, und den tollen Menschen, welcher uns eine so unruhige Nacht verursacht, wieder hereingelassen hätte. Der Wirth glaubte indessen, daß die Frau und der Mann mit einander einverstanden gewesen, um ihn auf diese Art um zwei Tage Kost und Logis, und vielleicht auch selbst uns um etwas Mehreres zu prellen. Wir theilten übrigens diese Meinung nicht, und suchten ihm wenigstens die Frau als ehrlich und honnet zu schildern, was ihm aber nicht einleuchtete, denn er hielt nun einmal diese Geschichte für ein abgeredetes Spiel. Während wir beim Mittagessen am Dessert saßen, kam auf einmal unser Held mit seiner Dame, welche außerordentlich weinte, ganz beschämt zu uns auf unser Zimmer, um uns wegen seiner Unart, die er uns die Nacht zuvor gemacht, um Verzeihung zu bitten. Dabei äußerte er verlegen und stotternd, daß er seine Frau anfangs bei dem Vetturin, mit dem sie hierher gefahren, als dem einzigen Menschen, welchen sie in Mailand kenne, gesucht; und da er sie bei demselben nicht gefunden, so hätte er ganz sicher geglaubt, sie habe sich in unser Zimmer geflüchtet. Sobald er sich aber vom Gegentheil überzeugt, sey er auf die Hauptwache gegangen, und habe daselbst erfahren, daß an der Porta nach Lodi ein fremdes Frauenzimmer arretirt worden, welches spät noch ohne Paß zum Thore hinaus reisen wollen. Er wäre deshalb dahin gegangen, und hätte sie wirklich gefunden. Zugleich erbot

er sich, Hrn. Escher für das geliehene Geld einen Schuldschein auszustellen, indem er mit seiner Frau wieder nach Bologna zurück zu ihren Eltern reisen müsse, von wo aus er ihm dann seine Schuld abtragen wolle. Herr Escher, welcher wahrscheinlich dieses Geld nie zurück erhalten haben würde, schenkte ihm dasselbe, worauf das traurige und unglückliche Ehepaar unter Thränen und tausend Danksagungen für unsere Güte und großmüthiges Benehmen von dannen zog.

Nachdem wir nun von unserm abentheuerlichen Reisegefährten erlöst waren, fingen wir erst an, uns ruhig in Mailand umzusehen; und es war mir außerordentlich interessant, die dasigen Kunstwerke, welche ich 6 Jahr zuvor auf meiner Hinreise nach Rom gesehen, nunmehr mit andern, geübtern Augen zu betrachten; Vieles erschien mir jetzt weit schöner, Manches aber auch nicht mehr so vollkommen, wie zuvor. Es waltete damals über Mailand ein trauriges Geschick, und diese reiche Stadt hatte durch die Republikanisirung gar Vieles verloren.

Bei meiner ersten Reise hatte ich die Mailänder außerordentlich fröhlich gesehen, jetzt waren sie ganz verstimmt, und nur selten sah man noch einen Wagen auf den Straßen, die sonst mit den schönsten und reichsten Equipagen angefüllt waren.

In dem Dominikanerkloster, bei der Kirche Madonna della Gracia, wo wir das Abendmahl von Leonardo da Vinci betrachteten, freuten sich die Geistlichen, die uns begleiteten, als sie uns deutsch sprechen hörten; und nachdem sie uns lange betrachtet und zugehört, fragten sie uns

endlich: ob wir Deutsche, und aus welcher Provinz wir seyen? Nachdem wir ihnen hierüber Auskunft gegeben, so fingen sie bitterlich zu klagen an, daß sie nicht mehr der deutschen Nation, welche sie so liebten, angehörten. Es ist abscheulich, sagten sie unter anderm, wir lieben die Deutschen, und sind durch die Franzosen gezwungen, mehrere 100 Gefangene von Eurer Nation in unserm Kloster aufzubewahren, und müssen diese Unglücklichen alle Tage leiden sehen, ohne im Stande zu seyn, etwas für sie zu thun. Sie führten uns hierauf in einen Gang, von wo wir in einen in der Mitte des Klosters gelegenen Hof sahen, der ganz mit unglücklichen österreichischen Gefangenen angefüllt war, die uns um eine Gabe anflehten, die wir ihnen auch nicht verweigerten, zumal da dies die ersten von unsern unglücklichen Landsleuten waren, die wir als Opfer des französischen Krieges sahen. Nachdem wir uns nun 8 Tage in Mailand umgesehen, und alle die Merkwürdigkeiten, wovon jedoch viele berühmte Gemälde nach Paris gebracht waren, besucht hatten, setzten wir unsere Reise in unser Vaterland über Como, Graubünden u. s. w. bis Zürich fort. Auf diesem Wege, zwischen Mailand und Como, sah ich zum erstenmal Napoleon, welcher sich dazumal auf seinem Gute Montebello, welches ihm die lombardische Republik zum Geschenk gemacht, aufhielt. Auf dem Wege von Como bis an das Ende des Sees Arriva verfehlten wir auch nicht noch einmal mit unserm Schiff an die Villa Pliniana zu fahren, und dieses so merkwürdige Gebäude noch einmal in allen seinen Theilen zu betrachten,

und von diesem letzten italienischen Denkmal auf unserm Wege Abschied zu nehmen.

Bis jetzt gefielen mir die Prospekte an dem Comer See, und so auch die äußerst malerischen Gegenden, welche man auf der Via Mala über den Splügen und auf dem Wege nach Graubünden und dem Wallstädter See erblickt, noch ungemein, weil mir einestheils die jenseits des Splügen durchwanderten Gegenden, die ich schon einmal gesehen, jetzt zum zweitenmale noch anziehender durch die Erinnerung wurden, und da andrerseits die Gegenden bis an den Züricher See noch den frischen Reiz der Neuheit hatten; allein ohne den schönen Scenereien des Zürcher Sees etwas zu vergeben, muß ich aufrichtig gestehen, daß die ersten Bilder von den Schweizer-Gegenden tiefere Wirkung auf mich machten. Da die italienischen Gegenden wegen ihres klaren und reinen Himmels weit vortheilhafter als die der Schweiz beleuchtet sind, so gewähren sie einen weit größern Reiz, und durch die Reinheit der italienischen Luft ist man auch weit empfänglicher für das Schöne, und wandelt mit heiterm und frohem Sinn in den schönen und anmuthigen Scenereien Italiens. Rücksichtlich der schönen üppigen Vegetation und des schönen Grüns der Pflanzen, hat zwar die Schweiz, so wie auch überhaupt Deutschland, im Allgemeinen den Vorzug; hingegen sind die in Italien durch das milde Klima begünstigten Formen der Gebirge, Bäume u. s. w. weit angenehmer und sanfter in den Formen, als die mit dunkeln Tannenwäldern überzogenen Gebirge und Felsenmassen der Schweiz, die durch die Strenge der Kälte, und des auf vielen desselben ewig

ruhenden Eises oft etwas Schauerliches haben, so daß uns deren Anblick oft mehr überrascht, als erfreut.

Dasselbe verschiedene Gefühl gab mir der Anblick von Werken der Architektur. Mein ernstes Studium der Bauwerke in Italien mußte meine Begriffe von der Kunst sehr verändern, und indem ich auf die Grundsätze der alten Architektur einging, wollte ich dieselbe später auch bei Gebäuden in Deutschland zum Maaßstabe nehmen. Allein mit Ausnahme der sogenannten gothischen Architektur, die ganz originel und in sich abgeschlossen ist, mußten mir die modernen Gebäude, die ich sonst so schön und in allen Theilen kenntnißvoll angeordnet gefunden, jetzt weniger vollkommen erscheinen; darum trug ich mich auch schon bei meiner Heimkehr aus Italien mit dem Gedanken, in meinem deutschen Vaterlande, wo ich meine erlernte Kunst nun auszuüben gedachte, besonders auf die Verbesserung der deutschen Baukunst durch Bildung junger Architekten und Handwerker zu wirken, und dabei von der ersten, sichern Grundlage auszugehen, daß überall im Kunstgebiete nichts Ersprießliches zu Stande gebracht werden kann, ohne eine vorgängige richtige und gründliche Ansicht des Ganzen.

Mit dergleichen Ideen und Betrachtungen über mein künftiges Dienstleben langte ich mit meinem Freunde Escher, nachdem wir zuvor Hrn. Prof. Maier in seinem Geburtsorte Stäffen, am Zürcher See, zurückgelassen, endlich in Zürich an, wo ich das Vergnügen hatte, von den verehrten Eltern meines Freundes ganz liebreich und freundschaftlich aufgenommen zu werden. Während der Zeit, daß ich bei dieser trefflichen Familie verweilte, hatte

ich das Vergnügen, sehr oft den äußerst interessanten Umgang des seligen Lavaters zu genießen, und mir dessen Gunst und Freundschaft zu erwerben. Als ich ihm das erstemal meine Aufwartung machte, und meinen Namen noch nicht gesagt hatte, fing derselbe sogleich an: Mein Herr, ich kenne Sie schon aus Ihrem Gesicht. Nicht wahr, Sie sind der deutsche Architekt von Rom, von dem mir Maler Pfinninger vor einigen Jahren zweimal das Portrait von Rom schickte? Ich habe beide Bildnisse in meiner physiognomischen Sammlung, und Sie können sie mit meinen darunter gemachten Bemerkungen gelegentlich sehen. Nachdem wir nun vieles von Rom und über die Kunst, als sein Lieblingsfach, gesprochen, lud er mich ein, ihn recht oft zu besuchen, und wenn er auch nicht zu Hause sey, so sollte ich nur ungenirt kommen, und mich mit seinen Kunstsammlungen unterhalten, was ich auch nicht versäumte, und bei dieser Gelegenheit aus der unter meine Portraits gesetzten Unterschrift sah, daß er in meine Physiognomie ein großes Vertrauen setzte, indem er unter das eine, in ganzer Figur, die Worte geschrieben: „Wer da nicht Wahrheit sieht, der sieht sie nimmermehr;“ und unter das andere Brustbild: „Weisheit im ganzen Gesicht, besonders in der Nase.“ Diese für mich äußerst günstige Beurtheilung veranlaßte dann auch, daß ich mit diesem äußerst interessanten und in seiner Art einzigen Manne, der wenige Zeit darauf als ein Märtyrer seines Biedersinns gestorben, so bekannt wurde, daß er mich beinahe jeden Abend nach 4 Uhr zu einem Spaziergang abholte, wo wir uns dann größtentheils über die Kunst unterhielten. Unter anderm ver-

langte Lavater besonders von mir über einen wissenschaftlichen Streit über die Perspektive, von dem ihm geschrieben worden, und den ich einige Jahre zuvor mit einem deutschen Gelehrten in Rom gehabt, nähere Auskunft, indem er glaubte, ich hätte daran Unrecht. Dieser Gelehrte wollte nämlich einen Maler tadeln, weil er auf einem hohen Pinienbaum einen Mann, welcher die Früchte herunterschlägt, in gleicher Größe mit den unten stehenden Personen auf dem Boden gemalt. Als ich ihm entgegenhielt, daß sich die Perpendikuläre in der Perspektive nicht ändere, und daß deshalb gleich dicke Thürme immer parallel in ihrer perpendikulären Linie erscheinen, so veranlaßte ihn dieses Gleichniß, sogar zu behaupten, daß es darum auch sehr fehlerhaft sey, wenn man einen hohen viereckigten, gleich dicken Thurm auf einem Bilde in paralleler Dicke aufzeichne, weil derselbe in natura, wo man sich gewöhnlich näher bei dem untern Theile desselben, als bei dem obern befindet, komisch erscheine. Da nun die Malerei blos die Gegenstände auf einer ebenen Fläche vorzustellen habe, so glaube er, daß man bisher bei vielen Bildern noch nicht auf diese natürliche Erscheinung den gehörigen Betracht genommen Meine Gegenbehauptung bezog sich vorzüglich darauf, daß zwar ein paralleler Thurm unten, wo er dem Auge näher erscheint, sich breiter als oben darstelle, daß aber horizontale oder perpendikuläre Linien, in sofern sie parallel mit der Zeichnungsfläche gehen, immer parallel auf derselben aufgezeichnet werden müssen, weil ein jedes perspektivische Bild nur von einem Gesichtspunkte aus angesehen werden soll, wodurch sich dann die Sehwinkel im Bilde von unten und

oben des Thurmes gegen das Auge eben so im gleichen Verhältniß als die in der Natur zeigen. Diese Meinung hatte in Rom eine große Sensation unter den Künstlern gemacht, weil sie anfänglich glaubten, ich behaupte etwas Paradoxes, was ich nicht durchzusetzen im Stande wäre. Allein bei näherer Auseinandersetzung meiner Ansicht habe ich dieselben, so wie auch Hr. Pfarrer Lavater, der als ein wissenschaftlicher Mann eine große Freude über meine Aufklärung hatte, überzeugt, daß ich in meiner Behauptung Recht gehabt.

Lavater äußerte oft gegen mich, daß er zwar die italienische Malerschule sehr verehre, doch könne er in den Arbeiten derselben, vorzüglich aber in den Werken der altrömisch und griechischen Bildhauerkunst, nicht so viel Natur als in den altdeutschen und niederländischen Gemälden finden, indem die Köpfe eines Apollo, einer Niobe u. s. w. wohl ideale, aber mit keinem ausgearbeiteten Kopfe eines Holbein, eines Rubens, oder Rembrand u. s. w., in Hinsicht des Ausdrucks und der individuellen lebenden Natur, zu vergleichen seyen. Ich vertheidigte die alte Kunst dagegen, indem ich meinem freundschaftlichen Gegner zu bedenken gab, daß der Künstler hinsichtlich seiner Formen, so wie seines Ausdruckes, durch die Idee, welche er darstellt, bestimmt werde, und es eine höhere und eine gemeine Natur gebe. Dieser Streit veranlaßte, daß er mir Folgendes zum Andenken auf ein Blatt schrieb:

Weisheit lehre Dich stets auf den wohlgeprüftesten Zweck sehn;
Eins sey stets Dein Zweck — die mannichfaltige Einheit;

In dem Schönen verehre von allem Schönen das Urbild;
Nie laß herrschenden Ton den Geschmack der Natur Dich entlocken,
Bleib Dir selber treu, wenn Natur und Wahrheit Dich leiten.
Richte Deine Werke [— mit] Zweckfesthaltender Schärfe.
Eile mit der Vollendung, wenn ganz den Entwurf Du geprüft hast,
Nie was die Täuschung stört] in der Kunst,
Sey Vernunft und Gesetz Dir;
Nur die Kunst sey Dir lieb, in der sich die wahrste Natur zeigt,
Ehe Du Schönheit suchst, such' Wahrheit, welche sich selbst preist;
Reinige Deinen Geschmack durch Beschauung des Schönsten was wahr ist.

Nehmen Sie, lieber Weinbrenner, diese Erinnerung eines profanen Kunstfreundes mit Liebe an, und behalten Sie in gutem Andenken

Joh. Casp. Lavater.

Zürich, Samstags Morgen,
den 19. August 1797.

Da ich vor meiner Abreise von Rom schon Hoffnung hatte, der Gräfin von Riez (Lichtenau) in Berlin ein Palais zu bauen, und ich meiner Gesellschaft zu Liebe nach Zürich gereist war, so wollte ich, bevor ich nach Berlin ging, doch auch meine Geschwister und Freunde, welche ich seit mehreren Jahren nicht gesehen, besuchen; und schlug deshalb den Weg von Zürich, wo ich mich gegen zwei Monat aufgehalten, und während dieser Zeit verschiedene Bauprojekte zu entwerfen hatte, über Basel und Strasburg ein, auf welcher Route ich durch den

französischen Revolutionskrieg manches verändert, und nicht mehr in dem vormaligen blühenden Zustande fand.

In Strasburg hielt ich mich einige Wochen bei meinem Onkel Arnold auf, der dazumal Bau-Inspektor der Stadt war, und hatte Gelegenheit, vielleicht sehr Vieles zur Erhaltung des dasigen Münsters beizutragen, indem mich die dasige Munizipalität zu Rathe zog, eben da sie im Begriff war, das Innere des Münsters nach einem abscheulichen Plane, welcher das ganze Gebäude verdorben und verunstaltet hätte, zu einem Tempel der Vernunft einzurichten, durch das Vertrauen, welches man in einen von Rom kommenden Künstler setzte, und da ich über den Gegenstand klarer und bestimmter als die dortigen Baumeister zu reden wußte, brachte ich es dahin, daß die Munizipalität ebenfalls einen Plan von mir verlangte, bei welchem ich dieses herrliche Gebäude nicht verletzte, und die Einrichtung durch bloße hölzerne Gradinen in der Form eines Zirkus mit gothischen Verzierungen in das Innere stellen wollte, wodurch ich das abscheuliche Projekt verdrängte. Man war jedoch kaum an die Execution geschritten, so wurde die Einrichtung von solchen Tempeln der Vernunft schon wieder in Frankreich außer Mode, und dafür andere neue republikanische Pfeilwerke auf das Ackerfest, die Entthronung des Robespierres u. s. w. zur Tagesordnung gebracht, weßhalb dann dieses so schöne Gebäude von allen ähnlichen Mißhandlungen verschont blieb.

Von Strasburg, wo ich mich dann auch zum ersten Mal ernstlich in meines Onkels Tochter verliebte, und mich auch mit ihr verlobte, eilte ich nach Carlsrub; als

ich kaum eine Stunde daselbst angekommen war, und mein damaliger, allgemein geliebter und verehrter Landesherr meine Zurückkunft vernommen hatte, ließ mich derselbe zu sich rufen, indem er seit meiner Abwesenheit mehrere günstige Nachrichten von mir vernommen, und mir darum gleich bei diesem ersten Besuche die gnädigsten Versprechungen und Präpositionen machte, um mich in seine Dienste zu ziehen. Durch diese gnädige, huldreiche Aufnahme meines theuern unvergeßlichen Fürsten, und aus Liebe zu meinem Vaterland, gab ich nun meine weitern Reiseprojekte auf, und trat im Spätjahr 1797 meine Laufbahn zuerst als Bau-Inspektor an.

Anhang.

Friedrich Weinbrenner.

Ein

Denkmal der Freundschaft

von

Aloys Schreiber.

Vorrede.

Diese Schrift macht keine Ansprüche. Es ist ein Todtenopfer, das ich bringe, am Grabe eines Mannes, der sich mehr als ein bleibendes Denkmal gegründet hat. Dieser Mann war mein Freund, in des Wortes voller Bedeutung, und im vieljährigen, fast täglichen Umgange mit ihm lernte ich den Gang seines innern und äußern Lebens kennen. Er schloß sich gern auf, wo er vertraute und Erwiederung fand. Mehrere Nachrichten theilte mir auch der damals noch lebende Bruder des Verstorbenen mit, und einige interessante Notizen verdanke ich seinem Schüler, Hrn. Thiery, der lange im Hause seines Lehrers lebte.

Ist die Form des Ganzen auch nicht aus reinem Gusse, und hätten Hammer und Meisel noch gebraucht werden können, so entschuldige mich Lage und Stimmung, in welcher sie geschrieben wurde. Eben da ich im Schmerz um einen unvergeßlichen, geliebten Todten in

die Dunkelheit meiner heimathlichen Berge zurückkehren wollte, wurde mir auch der Freund begraben. Es wäre mir leichter gewesen, Thränen zu finden als Worte.

Carlsruhe, am 31. März 1826.

A. Schr.

Es muß der Meister gehen
Still zu dem Schatten hin,
Doch seine Werke stehen
Und überdauern ihn.

Friedrich Weinbrenner wurde geboren zu Karlsruhe den 9. November 1766. Die Familie stammt aus Freudenstadt, aber der Vater war im Hohenlohischen, bei Schwäbisch-Hall, geboren, und hatte sich als Bürger und Zimmermeister in Karlsruhe niedergelassen, wo er der allgemeinen Achtung genoß. Seine beiden Söhne wurden von ihm zu demselben Gewerbe bestimmt. Damals waren Kunst und Handwerk noch nicht so streng geschieden, wie es später, zum Unglück von Beiden, geschah. Aus den alten, ehrwürdigen Bauhütten hatte ein Rest jener Tüchtigkeit sich erhalten, der wir die herrlichen Dome und Münster unsers Mittelalters verdanken; und wer auf den Namen eines Meisters Anspruch machen wollte, der mußte seine Meisterschaft nicht blos durch Einübung im Technischen, sondern auch durch die erforderlichen artistischen Kenntnisse bewähren, und allenfalls auch den Plan eines Gebäudes entwerfen, und die Ausführung des Ganzen leiten können. Er mußte Werkmeister seyn,

und begnügte sich dann auch mit dem bescheidenern Namen.

Weinbrenner verlor seinen Vater früh. Als er im Alter von vierzehn Jahren stand, und sich nun für eine künftige Bestimmung entscheiden sollte, war Karlsruhe noch ein unbeträchtlicher Ort, dessen erste Anlage sogar verrieth, daß der Erbauer an eine bedeutende Vergrößerung in der Zukunft eben nicht gedacht hatte. Der verewigte Karl Friedrich mußte mit der Markgrafschaft Baden-Baden große Schuldenlasten übernehmen; er war genöthigt, Jahre lang nur die allgemeinen Bedürfnisse des gesammten Landes im Auge zu haben, und konnte wenig für seine Residenz thun. Es fehlte an Bildungsanstalten für angehende Künstler, und ein Jeder mußte sich forthelfen, wie Zufall und Umstände es fügten. Unter Weinbrenners Jugendfreunden war einer, der sich in der Geometrie umgesehen hatte, und ihm einige Unterweisung gab. Fast zu gleicher Zeit lernte ihn der damalige Hauptmann und Pagenhofmeister (nachheriger Major) Lux kennen, welchem Baden die erste Einrichtung seiner Artillerie, unter Leitung des Obristen von Freistett, verdankt. Lux entdeckte bald die trefflichen Anlagen des Jünglings: er ertheilte ihm Unterricht in der Mathematik und im Zeichnen, und ermunterte ihn auf alle Weise zur Ausbildung seiner Talente.

Etwas später besuchte Weinbrenner die mathematischen Vorlesungen bei Wucherer, und die Vorlesungen über Physik und Mathematik bei Böckmann am Lyceum. Sein noch lebender Bruder — ein wackerer Zimmermeister — besaß einige Bücher, die er ihm mittheilte.

Das Mechanische seines Gewerbes wollte dem Jünglinge nicht zusagen. Dazu besaß er zu viel Phantasie, und sein Geist war nun schon vielfach angeregt. Um so mehr sprach ihn die der Architektur so nahe verwandte Musik an. Er nahm, bei dem damaligen Hofmusikus Reusch, Unterricht auf der Flöte, und behielt immer eine Vorliebe für dieses Instrument, das ihn auf allen seinen Reisen begleitete, und von dem er sich, wegen Brustbeschwerden, zuletzt trennen mußte.

Sein Bruder hatte unterdessen die Wanderjahre angetreten, und schickte einst eine Parthie perspektivischer Zeichnungen, die er entworfen, ins elterliche Haus. Für Weinbrenner war dies ein elektrischer Funke; von der Perspektive hatte er bis dahin noch keine Kenntnisse gehabt: er copirte die Zeichnungen, und suchte sich zugleich mit den Regeln bekannt zu machen.

Der Gang seiner Entwickelung war bis jetzt noch immer ungeregelt und unzusammenhängend gewesen; das Genie bricht sich aber oft da eine Bahn, wo das gewöhnliche Talent keinen Ausweg findet. Es ist, als ob in genialen Menschen wirklich jene platonische Erinnerungsgabe wäre, die, wie erwachend aus einem Schlummer, nach und nach das Vergessene wieder hervorruft, und im Unbekannten, das sie nun erblickt, ein längst Gekanntes ahnet.

Die Heimkunft seines ältern Bruders hatte für Weinbrenner ersprießliche Folgen. Dieser konnte ihm nicht nur im Technischen manche Aufschlüsse geben; sie gingen auch gemeinschaftlich die wichtigsten Lehren der

Mechanik noch einmal durch, und besprachen sich über die Anwendung derselben.

Im März 1788 begannen Weinbrenners Wanderjahre, aber im edlern Sinne des Wortes, ohngefähr wie bei Goethes Wilhelm Meister. Sein erster Ausflug war nach Zürich, wo er bei Schneider als Palier aufgenommen wurde. Hier fand er die erste Gelegenheit bei einigen neuen Bauten, deren Aufsicht ihm vertraut ward, seine Kenntnisse in der Holzconstruction zu erweitern und zu vervollkommnen. Bald gewann er sich auch durch sein Streben und sein Benehmen die freundschaftliche Zuneigung von Lavater, der so gern junge Künstler an sich zog; er wurde mit Escher und andern wackern jungen Männern bekannt, die seine Freunde blieben durch's ganze Leben.

Der Anblick der großen, majestätischen Schweizernatur, und einzelne treffliche Kunstwerke, die er in Zürich fand, besonders aber der Umgang mit Lavater und andern geistvollen Männern mußten auf seinen empfänglichen Sinn eine tiefe Wirkung hervorbringen. Wenn aber nur erst in der Brust des begeisterten Jünglings das Streben nach einem schönen Ziele geweckt ist, wenn zu dem Gefühle seiner Kraft nun das Gefühl dessen kommt, was er sich mit dieser Kraft selbst noch erringen muß; wenn die Welt, in die er treten will, nicht mehr blos in dunkeln Nebelbildern vor ihm liegt, sondern die Ferne sich bereits in bestimmten Umrissen zu gestalten anfängt, dann beginnt eigentlich die schönste Periode seines Daseyns. Die Neugriechen haben einen sinnvollen Ausdruck, den sie brauchen, wenn sie ihre Kinder auf eine höhere Schulanstalt bringen. Gehe hin, und werde ein Mensch, sagen sie.

Dieses Gefühl der Menschwerdung ist es denn auch, was den Maler, den Dichter, überhaupt jeden angehenden Künstler, gleichsam wie ein Sehnen nach dem Unendlichen durchschauert, wenn nun das Unbekannte, aber Geahnete, sich ihm als ein Wirkliches darstellt, wenn er zum erstenmale aus sich selbst hinaustritt, um das wunderbare Geheimniß in seinem Innern gelöst zu finden.

Weinbrenner hatte so vieles von Wien gehört, von den herrlichen Kunstschätzen daselbst, daß er nun nicht länger in der Schweiz verweilen mochte, und an die Ufer der Donau hineilte, wo er noch mehr fand, als er erwartet hatte.

Der damalige Badische Minister, Freiherr v. Edelsheim, ein Freund von Mengs, und ein Kenner und Beschützer der Künste und des Talentes, versah Weinbrenner mit Empfehlungsschreiben nach Wien, Dresden und Berlin, denn von der ersten Stadt aus wollte er auch die beiden andern besuchen. Wien bot seinem Beobachtungsgeiste und seiner Wißbegierde ein reiches Feld dar. Die herrliche St. Stephanskirche, die Kirche des heil. Karolus Baromäus, die Paläste des Prinzen Eugen und der Fürsten von Lichtenstein, das nahe Schönbrunn, und so manche andere Gebäude waren für ihn eine neue überraschende Erscheinung. An dem trefflichen Vinzenz Fischer, Professor der Architektur an der dortigen Akademie, fand er einen trefflichen Rathgeber und Führer. Auch gewann ihm sein naiver Charakter (dieses wesentliche Kennzeichen des wahren Künstlerberufs) noch manchen andern Freund.

Fleißig besuchte er auch die reichen Gallerien, wo Meisterwerke aus allen Schulen vereinigt sind.

Weinbrenner hatte mehr Sinn für Formen als für Farbe; ihn hatte die Natur zum Architekten, nicht zum Maler bestimmt, darum zogen ihn in einem Gemälde hauptsächlich nur die Composition, die Gruppirung, die Motive an, und obgleich sein empfängliches Gemüth nichts weniger als unempfindlich war gegen die Reize der Natur, so fand er doch mehr Wohlgefallen an den anmuthigen Bildern eines Peter Neefs, Canaletti u. s. w. als an den einfachen Scenereien eines Ruisdael und Everdingen. Indeß fing er schon in Wien an, den Zusammenhang zu ahnen, in welchem die schönen Künste stehen, und den gemeinsamen Geist, der sie belebt. Von bedeutenden Werken der Architektur hatte er bis dahin nur einige Kirchen und Münster des deutschen Mittelalters gesehen Es entsteht aber ein wunderbares Gemisch widerstrebender Empfindungen in der Seele des Jünglings, der mit scharfem Sinn für Ebenmaaß und Verhältnisse geboren ward, wenn er nun auf der einen Seite den ehrwürdigen Dom in seiner mystischen Kreuzgestalt, mit den Spitzbogen und unendlich mannichfachen, labyrinthischen Gliederungen erblickt, auf der andern Seite die heitere Halle mit den schlankaufstrebenden Säulen, zierlichen Knäufen und Gesimsen. Er kann noch nicht begreifen, wie ein und derselbe schöpferische Geist sich in so verschiedenen Gestaltungen offenbaren, und aus dem nämlichen Prinzip so entgegengesetzte Bildungen hervorgehen können.

Das Räthsel sollte sich unserm jungen Wanderer erst später lösen, als er nun des eigenen Kunstvermögens inne

wurde, und die Idee als das Höchste erkennen lernte, dem die Form dienen muß, so wie diese hin und wieder die Materie sich unterwürfig macht. Die, welche noch in unsern Tagen eine einige und alleinige Architektur predigen, in deren Besitze sie sich wähnen, haben von der Kunst überhaupt nur blos die Aeußerlichkeit derselben verstanden.

Weinbrenner konnte zwar in Wien die antike Baukunst nun erst aus Abbildungen und Schriften kennen lernen; die beträchtlichsten Gebäude, welche er dort aufgeführt sah, zeigten meist ein elektrisches System an, wie man es sich in den letzten Jahrhunderten erbildet hatte, und das eben darum, weil es Fremdartiges vermischt und die nothwendige Einheit in der Verbindung der Theile übersieht, weder in der Kunst noch in der Wissenschaft etwas taugt. Wenn indeß die Bequemlichkeit dieses Systems auch leicht das Talent irre führt, so wird sich doch das Genie nicht bald dadurch verlocken lassen, denn der schöpferische Geist wird da am stärksten abgestoßen, wo er sich nicht mit Freiheit und in seiner eigenthümlichen Kraft bewegen kann.

Die Menge und Mannichfaltigkeit neuer Erscheinungen mußte auf sein jugendliches, tiefempfängliches Gemüth beunruhigend wirken; er konnte die Vorstellungen nicht ordnen, die einzelnen Eindrücke nicht festhalten, aber er erhielt dadurch einen Antrieb zum eignen Schaffen und Wirken.

Sein Aufenthalt in Wien war nicht von langer Dauer. Zwar gefiel er sich dort in jeder Hinsicht, und besonders sprach ihn der humane, treuherzige Charakter

der Bewohner an, der mit dem seinigen so sehr übereinstimmte; aber vor ihm lag noch ein anderer und weiter Weg.

Mit freundlichen Erinnerungen an die Kaiserstadt, die ihn noch bis in sein Alter begleiteten, und nachdem er vorher noch einen Abstecher nach Ungarn gemacht, wendete er sich jetzt nach den Ufern der Elbe, wo in dem reizenden Dresden die kunst- und prachtliebenden Auguste einen Reichthum von Kunstwerken aller Art zu sammeln gewußt, und der Einfluß derselben auf Geschmack und geistige Bildung, auf Regsamkeit und das Leben überhaupt sich sehr erfreulich zeigt. Leider wird hier dem Fremden der Zutritt zu den Schätzen der Gallerie u. s. w. etwas erschwert, wie denn, ohne besondere Erlaubniß, ein Bild nicht einmal ganz copirt werden darf, und schon das Sehen Geld kostet. Zum Glück besaß Weinbrenner eine Empfehlung Edelsheim's an den damaligen Minister, der ihn mit Güte aufnahm, und ihm Gelegenheit verschaffte, alles ihm Interessante mit Muse zu betrachten.

Unter den Malern zog ihn besonders Correggio an, dessen Prinzip ein wahrhaft musikalisches ist, indem es auf einer wunderbaren Abstufung der Töne beruht, und eben dadurch seine nahe Verwandtschaft mit dem Architektonischen begründet.

In Dresden verweilte Weinbrenner nur kurze Zeit; es war noch immer sein Vorsatz, nach Beendigung seiner Reisen in die Heimath und zum väterlichen Gewerbe zurückzukehren; darum wollte er die Zeit sparsam brauchen, und sich nicht zu sehr in eine Welt vertiefen, der er nachher wieder entsagen sollte.

Als Weinbrenner nach Berlin ging, ahnete er nicht, daß dort der fernere Gang seines Lebens bestimmt werden sollte. Seine Empfehlungsbriefe verschafften ihm eine gute Aufnahme; er besah die Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebungen — nicht als neugieriger Reisender, sondern als ein Mann, der sein Urtheil nicht auf ein wandelbares Gefühl, sondern auf unwandelbare Gründe zu bauen sucht, und sich von Allem Rechenschaft geben will. Seine Neigung, mit Künstlern umzugehen, veranlaßte die Bekanntschaft mit den Brüdern Genelli, mit Carstens, Cabot und mehrern andern. Diese Bekanntschaft war für ihn von den wichtigsten Folgen. Die Genelli, als geschmackvolle Zeichner und Architekten bekannt, und der geist- und talentvolle Carstens, in welchem sich etwas später ein so reiches Kunstvermögen entwickelte, ermunterten Weinbrenner, nach Italien zu gehen, und sich dort als Baumeister auszubilden. Das Zureden der Freunde bestimmte ihn zu einem Entschlusse, der mit seiner Neigung so sehr übereinstimmte, und den er nicht den Muth gehabt hatte, selbst zu fassen.

Wenn es eine niederschlagende Bemerkung ist, daß wahrscheinlich die größten Genies dahingegangen sind, ohne eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich bemerklich zu machen; daß mehr als ein Giotto unerkannt bei der Heerde sitzen blieb, bis ein günstiger Zufall an diesem Einen endlich den Mann *) vorüberführte, der seine An-

*) Cimabue, der den Hirtenknaben Giotto bei der Heerde fand, wie er eben mit einem scharfen Stein ein Lamm zeichnete, und ihn als Schüler zu sich nahm.

lagen erkannte, und zur Entwickelung brachte, so muß man sich um so mehr freuen, daß auch hier, durch eine zufällige Verbindung, ein seltner Geist in die Sphäre versetzt wurde, in welcher er, nach dem bedeutenden Maaße seiner Kraft, schaffen und wirken konnte.

Weinbrenner suchte sich jetzt mit der italienischen Sprache in etwas bekannt zu machen; er las einige Schriften über Italien, besonders Volkmann, der auch sein Führer wurde.

Es war im Jahre 1792, als er, mit Carstens und Cabot, den Weg nach Italien antrat. Die Unbekanntschaft mit den Sitten und Gewohnheiten in dem fremden Lande mußte für die fremden Wanderer manches kleine, drolligte Abenteuer herbeiführen, wodurch sie fortwährend in heiterer Stimmung erhalten wurden.

In Rom fand Weinbrenner seinen Jugendgenossen Feodor, der früher aus Karlsruhe dahin gegangen war, und seinen Landsmann Gmelin, den trefflichen Landschafter, die ihm seine kleine Einrichtung besorgen halfen. Aber auch die übrigen deutschen Künstler boten den Ankömmlingen freundlich die Hand.

Ihr erstes Geschäft war, die Herrlichkeiten Rom's fürs erste nur flüchtig zu beschauen. Der Corso, die Ufer der gelben Tiber, das Kolosseum, das Pantheon, die Peterskirche mit ihren dreihundert und zwanzig Säulen, das Kapitol, der monte pincio mit seiner Dreifaltigkeitskirche, der Janikulus, der aventinische und palatinische Hügel, die Triumphbogen, Grabmäler, Obelisken u. s. w. Diese und hundert andere Gegenstände fesselten ihre Aufmerksamkeit und beschäftigten ihre Einbildungskraft.

Weinbrenner, der keine Zeit verlieren wollte, gab sich nun an seine Studien. Die alten Theater, Thermen, Tempel, Wasserleitungen, Monumente, so wie die Kirchen und Paläste des neuen Rom's, enthielten reichen Stoff für seinen Forschungsgeist. Bei allem Enthusiasmus, womit er in diese neue Welt trat, fehlte es ihm weder an Besonnenheit noch an Muth und Ausdauer. Er wurde bald gewahr, daß, um die Werke des Alterthums ganz zu begreifen, man mit der Geschichte, mit der Religion, mit der Verfassung und den Sitten seiner Völker bekannt seyn müsse. Hierin war er aber in seiner Jugend versäumt worden. Er begann nun die Schriften des Livius, des Vitruv und anderer Klassiker in Uebersetzungen zu lesen, und damit die neueren Werke eines Palladio, Winkelmann, Visconti u. s. w. zu verbinden. Dazu bot ihm die vatikanische Bibliothek, besonders aber die Bibliotheken einiger Klöster, welche den Fremden mit der größten Humanität geöffnet werden, die bequemste Gelegenheit. Manches blieb ihm jedoch dunkel und unverständlich; da fügte es sein gutes Glück, daß er mit Zoega in nähere Bekanntschaft kam. Im Umgange mit diesem gründlichen Kenner des Alterthums, der dabei ein sehr edler Mensch war, berichtigten, erweiterten und ergänzten sich Weinbrenners Kenntnisse, und er lernte immer den Geist des Alterthums und der Kunst besser verstehen.

Den Tag brachte er meist mit Zeichnen und Nachforschungen über die Technik der alten Architektur hin, den Abend im geselligen Kreise von Künstlern und Kunstfreunden, unter denen damals C. Reinhard, Koch, Rhode,

Voogd, Gmelin, Rehberg, Fernow, Hirt u. s. w. sich befanden. Das Künstlerleben in Rom ist eine eigenthümliche, höchstanziehende Erscheinung. Vereint auf einem classischen Boden, in der schönen Begeisterung der Jugend, keiner Bestimmung hingegeben, welche Gefühl und Phantasie beengt, und die frische Kraft des Lebens eindämmt, sind jene Zöglinge der Kunst zugleich Schooßkinder der Natur. Der Wetteifer der Talente, die Gleichheit der Bestrebungen, die wechselseitige Anregung und Mittheilung, dazu die Freiheit und Sorglosigkeit, das Wohlwollen und die Arglosigkeit eines glücklichen Alters — was fehlt noch, um das reizende Bild einer wahrhaft poetischen Zeit darzustellen? Darum mochten so manche Künstler, die als Fremdlinge nach Rom kamen, nie wieder von dort scheiden; darum ist allen, welche in der Siebenhügelstadt länger verweilten, ein Heimweh nach dem schönen Land geblieben, wo der Baum des Lebens ewig neue Blüthen treibt.

Italien heißt mit Recht das Vaterland der Kunst, und wer da nicht zum Künstler wird, dem ist der Beruf dazu versagt. Sie, die allenthalben vom Leben sich trennen mußte, wandelt hier noch sichtbar unter Denkmälern, in denen sich Vergangenheit und Gegenwart verknüpfen. Noch rinnt die Quelle der Egeria in den Schatten, die Numa besuchte, noch zieht die heilige Straße vom Capenischen Thore her, noch steht das Capitol, und der tarpeische Fels, und, von Epheu umwebt, das Gemäuer des ehrwürdigen Palatiums, das allen Palästen seinen Namen gab. Auf diesem Boden, wo später Dante, Ariosto und Tasso ihre Lieder dichteten, die noch im Munde des Volks

forttönen, wo Bramante, Buonarotti und Raphael ihre ewigen Werke schufen, wo man keinen Schritt thun kann, ohne eine Stimme der Vorzeit zu vernehmen, oder auf das Werk eines gewaltigen Geistes zu stoßen, auf diesem classischen Boden allein schlingen Leben und Kunst ihre Kränze noch freundlich in einander.

Die Franzosen konnten den Italienern einige Bildwerke entführen, aber nicht ihren Himmel und ihre Erde, nicht die großen Erinnerungen, nicht die Ueberreste so vieler Herrlichkeit. Hier haben sich die Denkmäler der Jahrhunderte mit dem Volke und in dem Volke forterhalten. Was besitzen z. B. wir Deutsche von unsern Vätern, als einige Dome und Kirchen des Mittelalters und Archive mit Papieren angefüllt? wissen wir doch nicht den Ort genau, wo Armin den Varus und seine Legionen vertilgte, und die römischen Centurionen an den germanischen Opferaltären bluteten. Was die Römer bei uns gründeten, steht noch unverwüstbar in seinen Ruinen, aber wer kann noch die Sitze unserer Könige zeigen, die gegen Cäsar, Drusus und die spätern Imperatoren kämpften?

Man verzeihe mir diese Abschweifung, die denn doch eigentlich zu meinem Gegenstande gehört. Weinbrenner wäre, ohne Rom, nie ganz vertraut geworden mit dem Genius der Kunst; er hätte, wie jetzt noch manche Andere, die Produktion der Architektur als bloße mathematische Combinationen angesehen, und nicht den Geist begriffen, der im Gefüge des kalten Gesteins, in der starren Gliederung sich so lebendig offenbart. Er begnügte sich auch bald nicht mehr mit dem Nachzeichnen des Vor-

handenen, sondern versuchte eigene Entwürfe und Restauration zerstörter antiker Bauwerke. Seine Erfindungskraft war meist schon aufgeweckt, und jene Restaurationen übten und schärften seine tiefe Combinationsgabe.

Die Sonntage wurden gewöhnlich zu kleinen Wanderungen nach Fraskati, Tivoli und anderen Umgegenden Roms angewendet, oder zum Besuch der zauberischen Villen Medici, Borgbese, Pamphili, Ludovisi u. s. w., oder einer der vielen Gallerien und Sammlungen, an denen die Römerstadt so reich ist. Weinbrenner machte auch Versuche im Zeichnen nach der Natur, und er hat eine ziemliche Anzahl von Veduten, die wenigstens ein Talent beurkunden, aus Italien mit nach Hause gebracht.

Da Weinbrenner seinen Vater früh verloren hatte, und die Mutter sich wirthschaftlich beschränkte, so benutzte er Gelegenheiten, die sich ihm in Rom häufig darboten, durch Unterricht etwas zu erwerben. Der Prinz August aus England, der Graf von Münster, einige andere Engländer und Deutsche nahmen bei ihm architektonische Lehrstunden, und es kann zum Beweis der Achtung dienen, welche seine Schüler von seinen Kenntnissen und seinem Charakter faßten, daß der gedachte Prinz ihm in der Folge einen glänzenden Ruf nach Hannover verschaffte, von dem später wieder die Rede seyn wird.

Es hing damals eine trübe Zeit über Italien. Der Geist der Unzufriedenheit verbreitete sich auch jenseits der Alpen, und der römische Staat kränkelte außerdem an innern Uebeln. Die damaligen Lenker der französischen Revolution waren bemüht, die Völker allenthalben auf-

zuregen, nicht um ihnen die nachher so theuer bezahlte und gar wenig ersprießliche Freiheit zu geben, sondern ihr eigenes verkehrtes Werk zu sichern. Es war eine furchtbare politische Diversion, die von den Häuptern des Nationalconvents ausging. Schon hatte Montesquion Savoyen erobert, und General Anselme war in Nizza eingedrungen. Das Volk in Rom, ohnehin den Franzosen abhold, erhob sich jetzt in einem schrecklichen Aufstande (am 13. Jan. 1793); der französische Gesandtschaftssekretär Basseville ward ermordet, und die tobende Menge schien mit diesem Opfer noch nicht befriedigt. In der Nacht, beim schauerlichen Fackelschein, wälzten sich die lärmenden Haufen durch die Straße, wo Weinbrenner seine Wohnung hatte. Da der Italiener unter den Oltramontanern wenig Unterschied macht, und den Spanier, Deutschen, Engländer, Franzosen u. s. w. blos als Forestieri bezeichnet, so liefen auch die fremden Künstler bei diesem Tumulte Gefahr. Feodor, der damals mit Weinbrenner zusammen wohnte, und in den mannichfach bewegten und beleuchteten Massen nur den malerischen Effekt sah, hatte sich unter sie gemischt. Er klopfte an der verschlossenen Thüre seines Freundes, als der wilde Zug bereits das Haus erreicht hatte, und Weinbrenner öffnete ihm den Eingang. Zum Glück war der Hauseigenthümer gegenwärtig, der seinen Landsleuten zurief: es seyen nur Deutsche im Hause. Dadurch wurde die schreckliche Gefahr abgewendet.

Auf Kunst und Künstler wirkten diese und die folgenden Ereignisse nachtheilig. Viele Fremde verließen Rom, und doch waren es noch diese allein, die Kunst-

werke kauften. Auch manche Künstler kehrten in die Heimath zurück. Die deutsche Landsmannschaft blieb die stärkste, und bestand noch aus ohngefähr dreißig. Einige hatten Rom zu ihrem beständigen Aufenthalt gewählt, wie die Angelika, Fritz, Müller, Gmelin, C. Reinhard, Koch. In ihrem Kreise fand Weinbrenner Erholung von seinen anstrengenden Arbeiten, denn schon damals hatte er sich an fast ununterbrochene Thätigkeit gewöhnt. Mitunter besuchte er auch die Werkstätten anderer Künstler. Unter den Bildhauern war Canova der einzige gefeierte Name. Unter den Geschichtmalern galten Benvenuti und Camoccini für die vorzüglichsten. Sie hatten sich nach David gebildet. Aber die seltsame Mischung des antiken Styls in der Zeichnung, mit der Nachahmung der gemeinen Natur in den Extremitäten und der gespreitzten Stellung und Bewegung des französischen Theaters mochte Weinbrenners besserm Sinne nicht ganz zusagen. Auch zog ihn überhaupt die Landschaft mehr an, als die historische Composition, was sich erklären läßt, weil sie der Architektur näher verwandt ist. Beim Beschauen eines historischen Bildes treten wir aus uns selbst heraus, aber beim Anblick einer herrlichen Scenerei oder beim Eintritt in einen majestätischen Tempel versinkt das Gemüth in seine eigenen Tiefen; unsere Gefühle lösen sich zuletzt in ein unerklärliches Sehnen, in ein Ahnen ewig waltender, schaffender Kräfte auf. Rom besaß zu jener Zeit treffliche Landschafter, wie der Franzose Boguet, der Flamänder Denis, der Russe Feodor Mattweff, der Holländer Voogd und der Deutsche Reinhard. Es war wohl nicht blos nationelle Vorliebe, daß Weinbrenner

sich besonders von den Werken des letztern angezogen fühlte. Kein Anderer hat die Natur so gründlich aufgefaßt, Keiner alle Theile der Landschaft mit so viel Wahrheit und Sicherheit darzustellen gewußt, und Wenige haben ihn im geistvollen, kräftigen Vortrage übertroffen. Dabei ist die schönste Poesie in seinen Erfindungen.

Unbekümmert um die politischen Stürme, die sich immer furchtbarer gegen Italien heranzogen, beschäftigte sich Weinbrenner einzig mit der Kunst. Zwar mußten die Umstände ihm manchmal Besorgnisse erwecken, wie er denn einmal, bei einem Volkstumult, genöthigt war, in eine Kirche zu flüchten, und an dem Altar, eben als der Priester Messe las, eine Freistätte zu suchen; aber es gehörte zum Eigenthümlichen seines Charakters, daß er nicht ängstlich den Eindrücken des Augenblicks nachgab, sondern mit Ruhe und Besonnenheit Lagen und Verhältnisse, Ursachen und Wirkungen überschaute. Auch besaß er manchen Freund unter den Römern selbst, und setzte daher seinen Gang, wie bisher, fort.

Lange war es schon sein Vorhaben gewesen, Neapel zu besuchen. Einige andere junge Künstler boten sich ihm zu Gefährten an, und heitern Sinnes unternahmen sie die Reise dahin; obgleich der Saame der Revolution auch schon in den vulkanischen Boden jenes Landes gefallen war, und dort schnell Wurzel zu fassen schien.

Noch in später Zeit sprach er mit freudiger Erinnerung von den Eindrücken dieser Wanderung. Schönes hatte er schon in Italien gesehen, aber in dem von Orangen und Myrten beschatteten Thale von Fondi, in Mola, wo der Weinstock zwischen Rosen und Oliven

blüht, und die benachbarte Villa des Cicero das Andenken an die letzten Tage der römischen Republik hervorruft; im üppigen Capua, dessen Falerner noch jetzt das Lob Horazens verdient, glaubte er sich in eine mehr poetische, als wirkliche Welt versetzt.

In Neapel fand er seinen Landsmann, Nikodemo aus Rastatt, den der Neid seinem Vaterlande entrissen hatte, und lernte Philipp Hackert kennen. Er besuchte Capo di Monte, wo in einem geschmacklosen Palast herrliche Kunstwerke in bunter Verwirrung durch einander lagen; die Karthause auf St. Elmo, mit der wunderschönen Aussicht auf Neapel, Portici, den Vesuv, das misenische Vorgebürge und die fruchtreiche Ebne bis Kaserta. Die Werke der Architektur, die er in dieser Stadt fand, befriedigten ihn im Ganzen weniger, desto mehr zog ihn die Umgebung an; das paradiesische Pausilipo, der schönste Fleck der Erde, wo an des keuschen Virgils Grab noch immer der Lorbeer grünt; Pozzuoli, der düstre Avernersee mit der Grotte der kumäischen Sybille, Capri, Surrent, das Vorgebürge der Minerva mit ihrem Tempel, vor allen aber Pompeji und Herkulanum, wo eine untergegangene Zeit aus ihrem Grabe wieder aufgestiegen ist, und das ganze häusliche Leben jener Zeit vor dem Beschauer in die Wirklichkeit zurücktritt.

Weinbrenner hatte sich auch auf dieser Reise mit manchen Kenntnissen bereichert; seine Studien in Rom waren beendigt, und die Ereignisse, welche sich vorbereiteten, mußten seinen Entschluß zur Heimkehr beschleunigen. Schon war von den Gewaltigen in Frankreich eine cisalpinische und ligurische Republik proklamirt worden;

schon hatten Genua und Venedig, mit Unterwürfigkeit, die Revolution in ihren Schooß aufgenommen; schon standen die Heere der großen Republik bereit, nach Rom zu ziehen, und dort, vom Kapitol, die Herstellung der curulischen Stühle zu verkünden.

Weinbrenner verließ jetzt (1797) Rom; und der Abschied aus dem schönen Lande, in welchem er sechs Jahre zugebracht, und an dessen Aschengluten sich sein Genius entzündet hatte, ward ihm nun weniger schwer, als er ihm unter andern Umständen geworden wäre. Er nahm den Rückweg über die Schweiz, und durch das obere Elsaß.

In Straßburg, wo er mehrere Tage verweilte, lernte er seine nachherige Gattin — eine Tochter aus der geachteten Familie Arnold — kennen. Bei seiner Ankunft in Karlsruhe war ihm ein günstiger Ruf bereits vorangegangen. Der Markgraf Friedrich stellte ihn als Bau-Inspektor an. Man wollte den damaligen Bau-Inspektor Müller nicht zurücksetzen, und ernannte diesen zum Bau-Direktor.

Weinbrenner hatte nun einen Wirkungskreis gefunden, und es wurde ihm bald eine Gelegenheit, sich als Künstler zu zeigen. Die jüdische Gemeinde verlangte von ihm einen Plan zu einer Synagoge, den er auch sogleich entwarf. Man erkannte schon in diesem ersten Werke den denkenden und selbstschaffenden Architekten, der sich nicht mit der ersten besten gefälligen Form begnügt, sondern diese überall der Idee unterordnet, und seinem Werke ein unterscheidendes charakteristisches Gepräge aufzudrücken weiß. Der erste Blick auf dieses Gebäude zeigt, daß es

kein christliches Bethaus, daß es überhaupt nichts anderes als eine Synagoge seyn kann. Auch zu einigen Privatwohnungen (der Wohnlich'schen und Beck'schen) wurden um diese Zeit die Risse von ihm gefertigt, und man sah nun Gebäude entstehen, die stylisirt waren, und sich durch schöne Eigenthümlichkeit auszeichneten.

Im Jahr 1798 ging Weinbrenner' nach Straßburg, um seine Braut (Margaretha Arnold) als Gattin heimzuführen. Bei dieser Gelegenheit scheint in ihm schon der Gedanke entstanden zu seyn, Straßburg zu seinem fernern Aufenthalte zu wählen. Seine Gattin, seine dortigen Verwandten, die Achtung, welche ihm einige französische Generäle und andere bedeutende Kunstfreunde dort erwiesen, die Aussicht, sein Talent in der (damaligen) Republik geltender machen zu können, als in seinem durch den Krieg hart mitgenommenen Vaterlande — alles dies wirkte um so mehr, ihn nach und nach in dem Vorhaben zu bestärken, da seine Besoldung in Karlsruhe noch gering war, und sich unter den Bewohnern wenig Kunstliebe zeigte.

Im Jahr 1799 legte er auch wirklich seine Stelle als Bau-Inspektor nieder, und zog mit seiner Gattin nach Straßburg. Es war in einer stürmisch bewegten Zeit. Schon mit Anfang des Jahres 1799 hatten die Franzosen in Neapel eine parthenopeische Republik ausgerufen, nachher Ehrenbreitstein und Mannheim besetzt, und waren in Graubünden eingerückt. Der Rastatter Kongreß löste sich jetzt mit einer traurigen Katastrophe. Die Russen und die Oesterreicher traten bald allenthalben als Sieger auf, und neue gewaltsame Erschütterungen schienen im Innern

Frankreichs ausbrechen zu wollen. Unter solchen Umständen konnte der Aufenthalt in Straßburg für Weinbrenner nicht ganz angenehm seyn. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Unterricht einiger Schüler. Zum Glück erhielt er im Frühling des Jahres 1800 vom Prinzen August aus England, der sich damals in Berlin aufhielt, eine Einladung nach Hannover. Der französische Gesandte am preußischen Hofe besorgte den Brief. Des edlen Howards menschenfreundliche Bemühungen, die Schicksale der Gefangenen zu erleichtern, hatten bei dem humanen Prinzen und der Regierung in Hannover ihre Wirkung nicht verfehlt. Weinbrenner sollte alle Gefängnisse des Landes besuchen, und Vorschläge zur zweckmäßigen Einrichtung derselben machen. Zugleich wurde ihm eine ehrenvolle Anstellung mit sehr bedeutendem Gehalt angeboten. Den ersten Antrag übernahm er; hinsichtlich des zweiten wollte er sich erst im Lande selbst orientiren.

Seine Abreise geschah im Frühlinge. Er fand die Gefängnisse im Hannöver'schen, wie sie damals fast allenthalben waren — auf der einen Seite zerstörend für die Gesundheit, auf der andern meist nicht einmal sicher genug. Sie wurden zum Theil, nach seinen Entwürfen, neu erbaut, oder verändert.

Man zog ihn noch außerdem über andere Bau-Unternehmungen zu Rathe, und als er sich nicht sogleich über den Eintritt in hannöver'sche Dienste entscheiden wollte, gewährte man ihm ein Jahr Bedenkzeit, und übergab ihm noch einen Schüler, um ihn in der Architektur auszubilden. Unter mehreren Subjekten, die ihm in dieser

Absicht vorgestellt wurden, wählte er Moller, der gegenwärtig Oberbaudirektor in Darmstadt ist, und sich sowohl durch sein Theater, sein Museum und andere Werke, als durch seine Schriften, seines Lehrers und Meisters vollkommen würdig bewiesen hat.

Weinbrenner kehrte jetzt nach Straßburg zurück. Ohne Zweifel wäre er seinem Vaterlande auf immer entrissen worden, und hätte den Ruf nach Hannover angenommen, wäre nicht die Frau Reichsgräfin von Hochberg, zweite Gemahlin Karl Friedrichs, ins Mittel getreten. Karl Friedrich liebte Kunst und Wissenschaft, allein die Lage des Landes überwog bei ihm jede andere Rücksicht. Da indeß Weinbrenner in seinen Ansprüchen höchst bescheiden war, und sich mit weniger als dem vierten Theile dessen begnügte, was man ihm in Hannover angeboten hatte, auch außerdem eine Schule zur Bildung junger Architekten als sehr nützlich und nothwendig erscheinen mußte, so willigte der Fürst endlich in seine abermalige Anstellung, und schenkte ihm auch bald sein Vertrauen.

Weinbrenner fand damals unter seinen Landsleuten den Sinn für Künste nur wenig angeregt. Zwar hatte die treffliche Markgräfin Caroline (Mutter unsers jetzigen Großherzogs), deren gebildeter Geist alles Gute, Schöne und Nützliche mit Liebe und Ernst umfaßte, neben andern wissenschaftlichen Sammlungen auch ein Kabinet erlesener Gemälde und Kupferstiche angelegt, welche nach und nach vermehrt wurden; ausgezeichnete Gelehrte und Künstler fanden am Hofe die freundlichste Aufnahme; allein es ist Dreierlei erforderlich, wenn der Geschmack am Schönen sich unter die verschiedenen Klassen der bür-

gerlichen Gesellschaft verbreiten soll — bedeutender Wohlstand, Oeffentlichkeit der Kunstwerke und wackre Männer, welche die Kunst ausüben. Die Architektur hat allerdings in einer Hinsicht den Vortheil vor der Malerei und Kupferstecherkunst, ja selbst vor der Plastik, daß ihre Produkte vor aller Augen dastehen, aber auf der andern Seite ist es auch unter allen Künsten diejenige, welche den größten Aufwand erfordert, und dem Künstler am wenigsten freie Hand läßt. Es muß als eines der größten Verdienste Weinbrenners anerkannt werden, daß er nach allen Seiten hin thätig war, Lust und Liebe — nicht blos einseitig für Baukunst, sondern für bildende Künste überhaupt zu erwecken und zu befördern.

Er stand nun (von 1800 an) in einem vielfachen Wirkungskreise. Die Arbeiten des Bauamtes und die damit verbundenen Reisen, die Aufführung neuer Gebäude und die Erweiterung seiner Schule forderten eine mehr als gewöhnliche Thätigkeit. Zwei Schüler (Huber und Stählin aus Basel) hatte er bereits von Straßburg mit hierher gebracht, Moller kam aus Hannover, und bald gesellten sich mehrere aus Karlsruhe und andern Gegenden dazu.

Wie er eigenthümlich war in allem, und überall nur der eigenen Kraft vertraute, so schuf er sich auch seinen besondern Lehrplan und seine eigne Methode. Noch bevor man bei uns von dem polytechnischen Institut in Paris eine nähere Kenntniß hatte, führte ihn sein eigener Geist auf dieselbe Unterrichtsart, bei welcher die Theorie mit der Praxis Schritt für Schritt fortwandelt, und an jedem Theorem zugleich seine Anwendung gezeigt

wird. Dabei mußten die ältern Schüler den jüngern forthelfen.

Ohne Zweifel ist es in jeder Kunstschule, besonders aber in einer architektonischen, von der größten Wichtigkeit, daß der Meister die Kenntnisse des Technischen und Artistischen in sich vereine. Zwar führt er sein Werk nicht selbst aus, aber wie will er große, kühne Conceptionen entwerfen, wenn er nicht die Holz- und Steinconstruction vollkommen inne hat? Wie oft kommt es bei einem Gebäude weniger auf seine Form, als auf seine Zweckmäßigkeit, Festigkeit und Dauer an? Wie oft muß er Fragen lösen, Gutachten ertheilen u. s. w., welche die gründlichste Einsicht in die Technik voraussetzen?

Indessen lagen die Vorzüge der Weinbrenner'schen Schule nicht blos in ihrer durchaus praktischen Tendenz, sondern auch zum Theil in der Persönlichkeit des Lehrers. Wenn, auf der einen Seite, sein genialer Geist die Erfindungskraft der Schüler allseitig anregen mußte, so gewannen ihm, auf der andern Seite, sein Wohlwollen, seine Gelassenheit, sein unermüdlicher Eifer, seine reine Freude an der Entwickelung jedes Talentes allgemeine Liebe und eine seltene Anhänglichkeit.

Ein streng geordneter, wissenschaftlicher Vortrag hat da seinen Werth, wo es (wie auf Universitäten) blos darauf ankommt, ein Geschmacksurtheil zu bilden, und richtige Ansichten vom Wesen der Kunst zu verbreiten. Die Erziehung des Künstlers fordert jedoch einen ganz andern Gang. Sie beschränkt sich keineswegs auf Begriffe, auf das Wissen, sondern nimmt zugleich auch

das Können in Anspruch, je nach dem verschiedenen Maaß von Kraft, nach der Individualität eines jeden Lehrlings.

Weinbrenners Geist war zu reich, zu vielseitig gebildet, er kannte zu gut den Zusammenhang zwischen Kunst, Wissenschaft und Leben, um seine Schüler pedantisch inner der Schranke seiner Schule festzuhalten. Er machte sie aufmerksam auf den Werth der Malerei, der Plastik, der Poesie; er veranlaßte sie, meinen Wintervorlesungen, die ich seit acht Jahren über Aesthetik, Kunstgeschichte, deutsche Kulturgeschichte ꝛc. (die ersten Jahre in seinem Hause) hielt, beizuwohnen, sich mit einzelnen Hülfswissenschaften der Architektur bekannt zu machen; überhaupt war er unablässig bemüht, ihr Gefühl zu erwärmen, den Kreis ihrer Ideen zu erweitern, und ihren Bestrebungen die Richtung nach dem Ziele zu geben, welches sie sich vorgesteckt hatten.

Er besaß eine ausgesuchte Sammlung von Handzeichnungen, Kupferwerken, Schriften über Architektur, alte Kunst ꝛc. ꝛc. — unentbehrliche Hülfsmittel für eine Anstalt, wie die seinige.

Sein redlicher Eifer blieb auch nicht unbelohnt. Gegen hundert junge Architekten sind aus seiner Schule hervorgegangen, die seinem Namen Ehre machen, und in verschiedenen Gegenden Deutschlands, der Schweiz ꝛc. die Kunst ihres Meisters mit schönem Erfolg üben. Mehrere Regierungen schickten ihm talentvolle Jünglinge zu, die sich, unter seiner Leitung, ausbilden sollten.

Mit demselben Ernst, mit derselben rastlosen Thätigkeit, die in seinem Institut walteten, besorgte er auch

die Arbeiten in seinem Bauamte. Der Geschäftskreis desselben hatte sich nach gerade immer mehr und mehr erweitert; Kreisbaumeister und Bezirksbaumeister, deren es früher keine gab, wurden aus seiner Schule aufgestellt. Der Bau von Kirchen, Rathhäusern, Pfarrwohnungen, Schulhäusern, Brücken ꝛc. blieb nicht mehr, wie es früher oft geschehen, dem Zufall überlassen; alle Risse und Plane mußten dem Bauamt zur Genehmigung vorgelegt werden. Auch über die Aufführung von Privatwohnungen, über neue Anlagen, über alles, was mehr oder weniger in den Bereich der Architektur fällt, mußte es sein Gutachten oder seine Genehmigung ertheilen. Das Polizeiliche und das Artistische wurde gleich berücksichtigt. Häufig verlangten die Ministerien Berichte über Gegenstände, die zum Ressort des Bauamtes gehörten. Solche Arbeiten waren nicht immer angenehm. Es gab dazwischen Berichte und Gegenberichte von Landstellen; es gab verschiedene Ansichten aus verschiedenen Gesichtspunkten. Weinbrenner, mit seiner Einfachheit, seinem reinen Diensteifer, seiner unerschütterlichen Rechtlichkeit, sah nur immer die Sache selbst, wie sie sich seinem unbefangenen Auge darstellte. Bisweilen mochte er auch wohl Lagen und Verhältnisse zu wenig würdigen — er kam oft von seinem Büreau verstimmt und mißmuthig; dann aber fand er schnell wieder Ruhe und Heiterkeit im Kreise seiner Schüler und seiner Familie.

Wie häufig aber auch die Arbeiten des Bauamts waren, und wie sehr es ihm Bedürfniß war, alles selbst zu thun, so begnügte er sich doch nicht mit dem, was ihm seine Dienstpflicht vorschrieb. Oft machte er ausführliche

Vorschläge: deren Ausführung ihm nützlich oder ehrenvoll erschien; oft gab er, unaufgefordert, Gutachten ab, wenn er das Rechte und Gute gefährdet glaubte. Ihn schreckte keine Furcht vor Mißdeutung, vor Verkanntwerden.

Wer von Weinbrenner auch nichts wüßte, wer von ihm nichts gesehen hätte, als die Arbeiten, die er in dem Bauamt ausfertigte, der würde schon die große Thätigkeit dieses Mannes bewundern. Diese Thätigkeit war auch sein Lebenselement; er war nur glücklich, wenn er wirken und schaffen konnte. So blieb er bis zum Ende seines Lebens.

Es würde in rein-architektonischer und in polizeilicher Hinsicht wichtig seyn, manche Bedenken, Gutachten, Entwürfe und Vorschläge des trefflichen Mannes dem Aktenstaube und der Vergessenheit zu entreißen, und für den gemeinnützlichen Gebrauch zugänglich zu machen. Seine hierher gehörigen Arbeiten verbreiten sich über alles, was nur irgend im Bereiche der Baukunst liegt; und viele derselben, z. B. über Einrichtung von Bädern, Gefängnissen, über den Bau eines Kanals, der Karlsruhe mit dem Rhein in Verbindung setzen sollte (wobei er die reichen und gründlichen Vorarbeiten unsers wackern, vielverdienten Tulla benutzte); seine meist scharfsinnigen und glücklichen Lösungen von Schwierigkeiten, welche das Terrain da und dort einem Bau entgegensetzt, so wie manche andere Aufgaben enthalten einen Schatz für junge Architekten und Geschäftsmänner, deren Wirkungskreis in dieses Feld eingreift. In allen diesen Verrichtungen bewieß er einen Eifer, eine Redlichkeit und Treue, wie sie nicht häufig erscheinen. Noch in den letz-

ten Tagen seines Lebens, als seine Kräfte schon sehr abgenommen hatten, diktirte er noch Berichte und erledigte, was keinen Aufschuf gestattete.

Als ausübender Künstler fand er jetzt gleichfalls Gelegenheit, sein Genie und sein Talent geltend zu machen.

Wenn Dichter und Zeichner, unabhängig von äußern Verhältnissen, den Moment der Begeisterung ergreifen und festhalten können, wenn die Wirksamkeit ihrer Produktionskraft nicht gebunden ist an einen fremden Willen, so muß der Architekt sich begnügen, seine Ideen auf's Papier zu werfen, bis der günstige Augenblick eintritt, wo er sie in die Wirklichkeit treten lassen darf. Aber auch dann mag er selten mit voller Freiheit schalten. Er hängt von der Kasse, von den Ansichten, manchmal von den Launen des Bauherrn ab, von einem gegebenen Terrain, von der Bestimmung des Gebäudes. In der letzten Hinsicht ist die Architektur auch nicht als eine freie Kunst zu betrachten, wie die übrigen Künste; diese gehorchen blos dem Gesetze der Schönheit, jene muß sich dabei nach der Zweckmäßigkeit fügen. Mit Ausnahme der Monumente und weniger andern dient jegliches Gebäude einem Bedürfnisse, wodurch zum mindesten die innere Einrichtung desselben bedingt wird. Selbst der christliche Tempel, in dessen Bestimmung die herrlichste Kunstidee liegt, heischt wegen des Ritus, zumal des Katholischen, Einrichtungen, welche sich nicht immer mit der reinen Form verbinden lassen. Dazu kommt noch ein anderer schlimmer Umstand. Der Maler, der Dichter, der Tonsetzer ꝛc. bringen ihre Werke erst vor das

Publikum, wenn sie vollendet sind; das Werk des Architekten ist aber nicht nur der öffentlichen Schau, sondern zugleich auch der öffentlichen Kritik preis gegeben, so wie es dem Boden zu entsteigen anfängt. Ueber ein Drama, über ein Gemälde, über eine Statue ꝛc. wissen sich die Leute mit ihrem Urtheile noch zu bescheiden; nur über die Produkte der Architektur und der Tonkunst maßt sich ein jeder das Richteramt an, dem die Natur Augen und Ohren verliehen. Einzelne tadelnde Stimmen gewinnen bisweilen Einfluß, der Meister wird genöthigt, seinen Plan abzuändern, trotz der strengen innern und äußern Einheit, die er hineingelegt, und büßt dann bei der Nachwelt und bei Kennern, denen die Verhältnisse fremd sind, für eine fremde Schuld.

Weinbrenner mußte bisweilen die Erfahrungen machen. Eines seiner ersten Hauptgebäude in der Residenz war das Theater. Es wurde im April 1807 angefangen, und im Oktober 1808 eröffnet. Ueber die Grundsätze, welche er dabei befolgt, hat er in einer eignen Schrift Rechenschaft gegeben. Daß er die Form der antiken Bühnen zum Muster genommen, weil sie musterhaft ist, erweckte ihm gleich anfangs manchen Widerspruch. Aber der weise Karl Friedrich vertraute ruhig dem Manne, dessen Werth er erkannt hatte, und das Werk wurde nach dem Plane des Meisters vollendet bis auf die Façade. Kleinigkeiten abgerechnet, steht es als eines der schönsten Theater der Neuern da, und hat bereits mehrere Nachahmer gefunden.

Das Museum, das Palais der Herren Markgrafen, die Gartengebäude der Frau Markgräfin Amalie, und die

Kaserne, gehören gleichfalls zu seinen frühern und bedeutendern Gebäuden in Karlsruhe. Später folgten die katholische und die evangelische Kirche, der Garten der Frau Markgräfin Friedrich ꝛc. ꝛc.

Das Museum hätte, als Eckhaus und bei der fächerartigen Anlage der Straßen, einen spitzen Winkel bilden müssen. Mit glücklicher Kühnheit legte Weinbrenner den großen Saal, der zu Concerten, Bällen ꝛc. dient, in die Diagonale des Hauses, ohne daß störende Mißverhältnisse entstanden wären.

An dem Palais der Herren Markgrafen wird man besonders das schöne Portal und die Treppe, welche ein Meisterwerk heißen kann, bewundern müssen.

Die Gebäude im Garten der Frau Markgräfin Amalie, den der Garteninspektor Schweickhard, aus einer alten, steifen Anlage zur herrlichsten landschaftlichen Parthie umgeschaffen, geben gleichfalls Zeugniß von Weinbrenners reicher Erfindungsgabe, so wie von seiner Sinnigkeit. Das Wohnhaus, umgeben von alten Eichen, den letzten Ueberresten des Waldes, an dessen Stelle Karlsruhe gebaut wurde, ist zierlich, heiter, und der innere Raum vortrefflich benutzt.

Bedeutsamer und origineller ist der sogenannte gothische Thurm am Saume des Gartens. An den runden (eher römischen als gothischen) Thurm, auf welchen 140 Stufen führen, ist ein Badhaus und eine Kapelle im altdeutschen Styl angebaut. Die letzte sollte das Denkmal aufnehmen, welches die edle Markgräfin, über deren Leben so manche Schale des Kummers ausgegossen wurde, ihrem in Schweden verstorbenen Gemahl errichten ließ.

Bei Aufführung dieses Gebäudes hatte Weinbrenner mit einer großen Schwierigkeit zu kämpfen. Von den ehrwürdigen Eichen, die im Wege standen, sollte keine gefällt werden. Es blieb daher nur übrig, den Aha, der den Garten von der Straße trennt, zu durchschneiden, und das Gebäude auf den Weg hinauszurücken. Dadurch wurde allerdings die gerade Linie vom Karlsthore bis zum Ettlinger Thor unterbrochen, und man besorgte eine unangenehme Störung. Der Meister drang jedoch mit seinem Plane durch, und der Erfolg hat bewiesen, daß die Unterbrechung kaum bemerkt wird, und dem Auge sogar wohlgefällig erscheint. An dem Thurme könnte man die modernen Balkone tadeln, wenn nicht gerade wieder dieses Moderne den schroffen Gegensatz etwas milderte, den das Alterthümliche hier mit den benachbarten Gebäuden hervorbringen muß.

An der Kaserne zeigt sich wieder eine schöne Eigenthümlichkeit Weinbrenners, das Charakteristische. Keines seiner Gebäude läßt in Zweifel über die Bestimmung desselben. Immer weiß er die Form mit dem Begriffe in vollkommene Uebereinstimmung zu bringen.

Die katholische Kirche hat dem Künstler manchen unverdienten Vorwurf zugezogen. Es ist eine schöne Rotunde mit einem eben so schönen Portikus, an welche, seltsam genug, ein deutscher Thurm hinten angeklebt wurde. Dieser Thurm gehörte aber keineswegs in Weinbrenners Plan. Nach diesem wäre die Säulenlaube, nach beiden Seiten hin, fortgesetzt worden, und hätte sich, rechts und links, an zwei Glockenthürme angeschlossen. Uebrigens möchte die Rotunde schwerlich dem Begriff

und den Bedürfnissen einer katholischen Kirche ganz entsprechen. Die Kanzel, die Orgel, die Seitenaltäre, die Beichtstühle ꝛc., werden immer störend wirken.

Bei der edel und großartig stylisirten evangelischen Kirche mußte er sich nach dem Raume bequemen. Die schmale Breite steht hier mit der Länge in keinem gefälligen Verhältnisse. Außerdem schadet es dem Gebäude, daß es zwischen zwei andere eingeklemmt werden mußte. Eine Kirche, ein Palast, ein Monument sollten immer frei stehen. Ihre Verhältnisse werden dann dem Auge nicht entrückt, und indem sie durch die Totalität ihrer Gestalt erfreuen, dienen sie zugleich offenen Plätzen zur angemessensten Verzierung.

Der Garten, den die humane und kunstliebende Frau Markgräfin Friedrich anlegen ließ, um eine Lieblingsidee ihres verstorbenen Gemahls in's Leben zu rufen, und dadurch sein Andenken zu ehren, wird immer ein schönes Denkmal von Weinbrenners genialem Geiste bleiben, wenn auch gerade hier der wackre Meister mit seinen Ideen am wenigsten verstanden und begriffen werden sollte. Das größte Lob für den Meister liegt in der Wirkung, welche das Hauptgebäude mit seinen freundlichen, mannichfachen Umgebungen, auf empfängliche Gemüther macht, die noch nicht in falschen Ansichten befangen sind, und den frischen, lautern Natursinn noch in sich erhalten haben. Ich habe diesen Eindruck mit Ueberraschung bemerkt, aber ach! es knüpft sich ein schmerzliches Gefühl an die Erinnerung davon!

Wie jeder Künstler sich gefällt im fortwährenden Schaffen und Bilden (denn darin liegt ja das Element seines innern Lebens, und der Zusammenhang desselben mit dem äußern), so war dies auch der Fall bei Weinbrenner. Früher wurde ihm die Gelegenheit nicht so häufig zu Theil, als er es wohl wünschen mochte. Aber ein reiches Feld öffnete sich für seine Neigung unter der gesegneten Regierung Ludwig Augusts, der nicht blos darauf Bedacht nahm, seine Residenz zu verschönern, sondern zugleich der Stadt Karlsruhe (die weder eine Feldmark besitzt, noch sich durch Industrie und Handel so leicht heben kann) ergiebigere Nahrungsquellen zu öffnen. Sparsamkeit und strenge Ordnung im Staatshaushalt setzten den Fürsten in den Stand, in einer vielfach beengten Zeit, Unternehmungen auszuführen, die ihm den Ruhm eines zweiten und eigentlichen Stifters von Karlsruhe erwerben müssen. In kurzer Zeit wurden (unter Weinbrenners Leitung und nach seinen Rissen) das Mühlburger Thor, das Ständehaus, das Rathhaus, die Wasserleitung mit den Brunnen, das Denkmal des Erbauers von Karlsruhe, errichtet, und der Grundstein zur Münze gelegt, deren Vollendung er nicht mehr erleben sollte. Beim Ständehaus wurden, während des Baues, Abänderungen mit seinem Plane vorgenommen, was ihn tief kränkte. Er ließ darum seine Zeichnungen zu diesem Gebäude (Grundriß, Durchschnitt, perspectivische Ansicht:c.) lithographiren, und verfertigte eine Beschreibung dazu, welche zum Druck bereit liegt.

Eines seiner ausgezeichnetsten Gebäude ist das neue Rathhaus. Auch hier machte die Localität den Plan

schwierig. Ein Theil des frühern Plans war bereits (auf der Nord- und Ostseite) ausgeführt, und der Platz an der Südseite von irregulärer Form. Nach der erstern Absicht des Künstlers sollte das Gebäude zwar seine gegenwärtige Höhe, aber nur zwei Geschosse erhalten. Allein das Bedürfniß einer großen Menge von Zimmern und Sälen zu Wohnungen der Civil- und Polizeibeamten, zu den Sitzungen des Magistrats, für die Registraturen, für das Lager- und Waghauspersonale ꝛc. erforderte ein drittes Geschoß. Zugleich mußte Raum bleiben für den Gefängnißthurm. Weinbrenner gab hier einen glänzenden Beweis von seiner seltenen Combinationsgabe. Der innere Raum ist mit der größten Umsicht benutzt, und dabei auf häusliche Bequemlichkeit strenge Rücksicht genommen. Das Ganze ist einfach, zierlich ohne alle Verschnörkelungen, von trefflichen Verhältnissen, nur das Portal vielleicht etwas zu kleinlich. Der Thurm hat eine schöne, großartige Form, und zeigt von seiner Gallerie ein reizendes Panorama der Stadt und ihrer nahen und fernen Umgebung. Die Gefängnisse sind in die hintere Seite des Gebäudes gelegt, und dem Auge so viel als möglich entzogen; gehörig fest, sicher, aber nicht dumpf, lichtleer und ungesund.

Ohngefähr gleichzeitig mit seinen neuesten und letzten Gebäuden in Karlsruhe führte er auch mehrere in Baaden auf, worunter wir hier nur die Dampfbäder, das Reservoir mit der Säulenhalle darüber, und das Conversationshaus auf der Promenade bemerken wollen. Besonders muß das letzte als eine seiner trefflichsten Produktionen erkannt werden. Es vereinigt die ihm eigen-

thümliche Großartigkeit und Anmuth des Styls, und das steife Symetrische verliert sich in den mannichfachen, trefflich verbundenen Formen.

Es kann nicht in dem Zweck dieser Blätter liegen, von den einzelnen Bauwerken des trefflichen Künstlers ausführliche Nachrichten zu geben. Er selbst hat dies in der Sammlung seiner theils ausgeführten, theils projektirten Gebäude gethan, wovon ein Paar Hefte bereits erschienen sind. Einige liegen zum Drucke fertig, und die um den wohlverdienten Ruhm des Meisters eifrig besorgten Erben werden sie gewiß dem Publikum mittheilen.

Ein Verzeichniß ist dieser Schrift beigefügt.

Uebrigens war er, durch die meisten seiner Gebäude, selbst nicht ganz befriedigt, weil er nur selten eine Idee so ausführen durfte, wie er sie gefaßt hatte. Außerdem erkennt jeder schöpferische Geist in seinem Werke den Abstand desselben von dem Bilde, welches ihm vorschwebte, und das in der Umgränzung der materiellen Form, immer mehr oder weniger von seiner ursprünglichen Reinheit und Hoheit verlieren muß. Vielleicht vermag auch jeder Künstler das Beste und Trefflichste, was er geben kann, nur in einem einzigen Werke niederzulegen. Weinbrenner mochte dies fühlen, als er vor ein Paar Jahren zum erstenmale nach Speier ging, und dort, beim Anblick des von Kaiser Konrad erbauten Doms, ausrief: „das möchte ich gebaut haben, und sonst nichts!“

Während den Rastlosen seine Schule, sein Bauamt, die Aufführung so mancher Gebäude unabläßig beschäftig-

ten, wurde er noch bisweilen ins Ausland gerufen, oder hatte andere Veranlassungen zu reisen, und mußte für jene Arbeiten kleine Pausen eintreten lassen. Er erhielt 1801 eine zweite Einladung nach Hannover, wo die Regierung über den Streit wegen eines Kanalbaues, so wie über einige andere Bauprojekte, sein Gutachten verlangte. Er erledigte dieses Geschäft zur allgemeinen Zufriedenheit, doch ist der Plan, den er zum dortigen Theater entworfen, nicht zur Ausführung gekommen.

Im Jahr 1806 veranlaßte ihn der damalige Kurprinz und nachherige Großherzog Karl (bei Gelegenheit seiner Vermählung) nach Paris zu gehen, wo er mehrere Wochen verweilte, nicht ohne reichen Genuß unter so vielen Kunstschätzen, und nicht ohne Gewinn für seine architektonischen Studien.

Im Jahr 1817 wurde er nach Leipzig gerufen, um dort das Innere des neuen Stadttheaters zu bauen. Ueber diesen Gegenstand hat er sich selbst, in der Abendzeitung, ausführlich erklärt. Auf dieser Reise begleiteten ihn seine beiden Töchter und einer seiner Schüler (Hegner). Von Leipzig ging er nach Dresden und Berlin. In Dresden fand er die schmeichelhafteste Aufnahme, und man machte ihm glänzende Anerbietungen, die er aber ablehnte, aus Liebe zu seinem Vaterlande. In allen diesen Städten traf er alte Freunde, Stieglitz, den wackern Archäologen und Geschichtschreiber der Baukunst, welcher ihn auch nach Karlsruhe zurückbegleitete; Böttiger, Hartmann, Hummel, Hirt ꝛc. ꝛc.

Im Jahre 1821 machte er die Reise nach Düsseldorf, um an Ort und Stelle den Plan zu einer Bühne

zu entwerfen, welche die Stadt erbauen wollte. Die Oertlichkeit war nicht sehr günstig, aber der Künstler, geübt in Beseitigung solcher Hindernisse, kam bald mit einem trefflichen Entwurf ins Reine, den man jedoch (wenigstens für den Augenblick) bei Seite legte, vermuthlich weil es auffiel, daß man nicht einen heimischen Meister gerufen hatte, während das Land doch der Meister so viele zählte. Weinbrenner sah auf dieser Reise, auf welcher ihn wieder seine Töchter und sein (jetzt in Rom lebender) Schüler Berkmüller begleiteten, zum erstenmal die herrlichen Rheingegenden, deren Bild sich seiner Seele unauslöschlich einprägte. Er unternahm von Düsseldorf aus eine weitere Reise nach Holland und Brabant bis Antwerpen. Von Holland sprach er immer mit einer Art von Begeisterung. Der Anblick eines Landes, das dem Meere abgewonnen worden, und fortwährend gegen den alten Besitzer vertheidigt werden muß; die Rührigkeit, Reinlichkeit und Unverdrossenheit eines Volkes, welches alles seiner eigenen Kraft verdankt, selbst den Boden, auf dem seine Wohnungen stehen, und seine Heerden weiden; die vielen, in Holland und Brabant zerstreuten herrlichen Bildwerke, die kunstreichen Wasserbaue und manche andere treffliche Werke der Architektur — alles dies hatte auf seinen damals noch so lebhaften und regsamen Geist einen tiefen, bleibenden Eindruck gemacht. Auch kam er heiter, gestärkt, lebensfroh in seine Vaterstadt zurück.

Mitten unter vielfachen, oft niederdrückenden Beschäftigungen hatte er noch Zeit für schriftstellerische Arbeiten zu ersparen gewußt.

Sein erster Versuch in diesem Gebiete war ein Aufsatz im Hannöver'schen Magazin (Jahrgang 1803) über das bei Ettlingen ausgegrabene Römerbad, welches dünkelvolle Unwissenschaft zu einer Villa gemacht, und mit den Ruinen des weit entfernten Burgstädtels in Eins verschmolzen hatte. Nachher folgten die scharfsinnigen Untersuchungen über die römischen Katakomben im Morgenblatt; die Schriften über Theater- und Säulenordnungen ꝛc. Am meisten Sorgfalt verwendete er auf sein architektonisches Lehrbuch. Ihm, der nichts einseitig auffaßte, nicht an der todten Abstraktion klebte, und an dem schulgerechten Herkommen, der die Regel zugleich mit ihrer Anwendung im Auge hatte, dem sich jedes Gebilde in seiner ganzen Gliederung darstellte, in seinem Werden und Seyn zugleich, mochte weder die kümmerlich zusammengebettelte Theorie noch der bloße Mechanismus der Techniker genügen. Nicht blos, wie er die Kunst begriffen, sondern auch, wie er sie als Meister inne hatte, suchte er in diesem Werke darzulegen.

Dazwischen nahm er auch wieder seine bereits in Italien angefangenen Restaurationen und Entwürfe antiker Gebäude, nach Beschreibungen griechischer und römischer Schriftsteller, vor, und gab davon einige Hefte ins Publikum. Einige liegen noch im Manuscript. Aus diesen Arbeiten leuchtet sein tiefes Studium der alten Architektur eben so sichtbar hervor, als seine Kunst im Bilden und Ordnen.

Ohne Zweifel hätte Weinbrenner auch in der Naturwissenschaft glänzende Fortschritte gemacht, wäre er mit den nöthigen Vorkenntnissen mehr vertraut gewesen.

Seine Abhandlung über Entstehung der Planeten und Ausbildung der Erde (im Morgenblatt), so wie einige andere, noch ungedruckte, über ähnliche Gegenstände, enthalten Beweise großen Scharfsinns und eines tiefeindringenden Geistes.

So flossen seine Tage in nützlicher, ruheloser Thätigkeit hin; aber die ununterbrochene Anstrengung mußte nach gerade zerstörend wirken auf seine Gesundheit. Der Umfang seines Körpers nahm zu, und es traten krankhafte Zufälle ein. Sein freundschaftlich besorgter Arzt (Medizinalrath Teuffel) rieth ihm wiederholt den Genuß reiner Landluft und den Gebrauch von Mineralwassern an. Er besuchte, in den letzten Lebensjahren, die Heilquellen in Griesbach und Rippoltsau, und die Bäder in Badenweiler. Gestärkter kehrte er jedesmal zurück, aber seine Heiterkeit verminderte sich allmählig, und ein Steckfluß oder eine Wassersucht waren zu befürchten. Im Jahr 1825 machte er, zu seiner Erholung, eine Reise nach München, auf welcher ihn auch diesmal wieder einer seiner Schüler (Lieutenant Mahler) begleitete. Er nahm den Weg über Stuttgart, wo er seine Freunde, Wächter, Dannecker, Thouret, Duttenhofer ꝛc., besuchte. In Tegernsee, dem romantischen Landsitze Maximilians, wurde er als alter Bekannter bewillkommt. Der König und die Königin, beide den Künsten hold und den Künstler achtend, freuten sich seines Wiedersehens, und er erhielt den ehrenvollen Auftrag, das Kreithbad in Augenschein zu nehmen, und die dortigen Einrichtungen zu sehen.

Er kam von dieser Reise etwas abgemagert zurück, was seinen Freunden ein gutes Zeichen schien, und mit einem Gefühle von Wohlseyn. Muthig begann er seine gewohnten Arbeiten, doch bald zeigten sich die alten Zufälle wieder, und der düstere Ernst, der sich seiner manchmal bemeisterte. Er nahm weniger Theil an allem, was ihn sonst angesprochen hatte, und seine dunkle Gesichtsfarbe, sein beschwerliches Athmen, seine Neigung zum Schlaf mußten als bedenkliche Symptome erscheinen. Er klagte nie über seinen Zustand, er sprach nie davon; es war überhaupt seine Weise, jedes unbehagliche Gefühl in sich zu verschließen, und jeden Verdruß, jede bange Ahnung auch vor denen zu verbergen, die ihn liebten. Darum nahm er sich auch zusammen, selbst wenn sein Arzt eintrat; er wollte weniger krank scheinen, als er sich fühlen mußte. Auch seine Arbeiten setzte er fort bis zum letzten Tage seines Lebens. Doch konnte er der Legung des Grundsteins zum Münzgebäude nicht mehr beiwohnen. Seine Erholung bestand in Gesprächen oder in einem kleinen Spiel mit Hausfreunden (meist Künstlern), die sich Abends von sechs bis neun Uhr bei ihm einzufinden pflegten. Er lenkte die Unterhaltung am liebsten auf Italien oder auf Gegenstände der Kunst und Literatur. Auf das Spiel wurde wenig Aufmerksamkeit verwendet; es diente zum Scherz und zu kleinen Neckereien.

Noch am Abend vor seinem Tode nahm er an diesem ihm liebgewordenen Zeitvertreib Theil, aber mit sichtbarer Abspannung. Zwei junge Künstler, die ihn gewöhnlich besuchten, und denen er sehr geneigt war, Rauser und Thiery, waren noch, außer mir, zugegen. Einige

Male fing er an irre zu reden, und schlief zuletzt ein. Das müde Leben neigte sich sichtbar zur Ruhe. Ich ahnete, daß ich ihn nicht mehr sehen würde, und wollte nicht scheiden ohne den letzten Abschied. Ich ergriff seine Hand — er wachte auf, lächelte freundlicher als je — am andern Morgen (1. März 1826), bald nach sechs Uhr, verschied er.

Man hatte noch den Arzt gerufen — er kam eilig, der Puls des Kranken schlug noch einige Sekunden, und stand dann plötzlich still; er war eingeschlummert, friedlich, ohne Todeskampf. In allen Theilen des Körpers hatte sich eine Menge Wassers gebildet.

Sein Tod erregte allgemeine Theilnahme; es war ein Verlust für die Kunst, für das Vaterland. Die Lücke, die er zurückließ, wird lange bleiben.

Hunderte folgten ihm zur Stätte der letzten Ruhe — die tiefe Stille dabei bewieß, daß Trauer um ihn in jedem Herzen war. Einige seiner Schüler wünschten, ich möchte einige Worte an seinem Grabe sprechen. Gern hätte ich es gethan, aber ich vermochte es nicht, mich dem Orte zu nähern, wo, nachbarlich dem Hügel des hingeschiedenen Freundes, ein anderes, noch nicht bewachsenes Grab, die letzten schönsten Wünsche und Hoffnungen meines Lebens verschließt. —

Ruhet sanft, ihr Todten, die ihr mir so lieb waret! Im Vaterlande der Geister sehen wir uns wieder.

Ich habe noch einige Worte zu sagen über Weinbrenners Persönlichkeit, über den Menschen und den Künstler.

Er war von mehr als gewöhnlicher Größe, sein Bau stark und kräftig. Die zunehmende Dicke machte ihn gleichwohl nicht unbehülflich.

Auf seinem Gesichte lag der Ausdruck von Ruhe, Klarheit, Offenheit und Wohlwollen.

Sein ganzes Wesen war schlicht, ungesucht, natürlich.

Im Umgange zeigte er sich gefällig gegen Jeden. Bei seinem großen Ideenreichthum stand ihm die Sprache nicht sehr zu Gebote, und seine Naivetät ließ ihn oft das unrechte Wort wählen, was man bisweilen für bittre Ironie oder Unhöflichkeit halten konnte; von beiden war er jedoch weit entfernt.

Offen sprach er aus, was er dachte, und wie ers dachte. Heuchelei und Lüge empörten sein Innerstes.

Seine Rechtlichkeit konnte nichts erschüttern. Er war der treueste Diener seines Fürsten, und der treueste Freund seiner Freunde.

Ob er gleich viel in der Welt und unter Menschen gelebt hatte, so kannte er beide doch wenig. Dies ist der Fall mit den meisten Künstlern und Gelehrten; sie bewegen sich in ihrer eigenen, abgeschlossenen Sphäre, und ihr Blick ist nicht geübt, das Thun und Treiben der Menge zu beobachten. Bei Weinbrenner kam noch sein unbegrenztes Wohlwollen hinzu. Er glaubte an Edelmuth, weil er selbst edel war. Mit Menschen ging es ihm bisweilen wie mit Büchern, Gemälden und Kupfer-

stichen. Selten hielt er das Gute für schlecht, aber manchmal das Unbedeutende für gut.

Nie wechselte er seine Grundsätze, selten seine Gesinnungen. Sein Vertrauen stand fest, wenn er es einmal geschenkt hatte, aber auch eben so sein Mißtrauen, sobald er Niedriges und Gemeines an Menschen bemerkte.

Ohne verschwenderisch zu seyn war er doch weit entfernt von Geiz und Habsucht. Er unterstützte das Talent und das Unglück, verwendete bedeutende Summen auf Kunstwerke, und sein Haus stand allen gebildeten Fremden, besonders den Künstlern, gastfreundlich offen.

Gegen Lob und Tadel war er, wie jedes edle Gemüth, nicht gleichgültig. Er hatte nicht selten gegen Neid, Dünkel und Eigennutz zu kämpfen. Während seiner Abwesenheit in Leipzig kam ein gewisser Miniaturmaler Leonelli nach Karlsruhe, und suchte sich als Baumeister einzuschleichen. Das erste, wohlberechnete Manövre des schlauen Italieners war, Weinbrenners Gebäude in einer (französischen) Druckschrift herabzusetzen. Zugleich entwarf er abenteuerliche Plane zur Verschönerung der Residenz. Es war eine der schmerzlichsten Kränkungen für Weinbrenner, zu erfahren, daß ein Fremdling, der seine Unwissenheit so offen zur Schau trug, Eingang und Gehör gefunden. Er sah sich da verkannt, wo er es am wenigsten erwarten konnte. Bei seiner Rückkehr antwortete er dem hämischen Gegner in einer Schrift: „Der Baumeister an den Maler," und dies ist wohl das erste und einzigemal in seinem Leben, daß er

sich laut mit Bitterkeit äußerte. Sonst war er gewohnt, das Unangenehme, was ihm widerfuhr, in seiner Brust zu verschließen. [Er] besaß überhaupt viel Seelenstärke und eine große Herrschaft über sich selbst. Wenn er verstimmt oder gereizt war, und es trat ein Fremder, oder auch ein Freund zu ihm ein, so erschien er plötzlich umgewandelt, frei und heiter. Selbst unter körperlichen Leiden, und bei dem Gefühle seines herannahenden Endes, kam keine Klage aus seinem Munde, er sprach nie über seinen Zustand. Nur versank er oft still in sich selbst.

Seine einzige Leidenschaft war — Bauen.

Nie hat er ein Verdienst angefeindet; jedem aufstrebenden Talent kam er freundlich, ermunternd, hülfreich entgegen, und während niedrige Selbstsucht nur sich zu heben trachtet, bestrebte er sich unablässig, Andere zu heben.

Seine Freude war das Aufblühen der Kunst in seiner Vaterstadt, und er hat mehr dazu beigetragen, als bekannt wurde. Früher stand er fast ganz allein. Als aber, seit Vergrößerung des Landes, Haldenwang, Kunz, Frommel, die gemüthvolle Sophie Reinhard nach Karlsruhe kamen, und der Sinn für Kunst sich auch im Publikum mehr zu regen anfing, da begann für Weinbrenner eine neue, heitere Lebensperiode. Wenige haben das Gute mit so reinem Willen, so rücksichtslos, und nur der Sache wegen, zu fördern gesucht, als er.

Trotz mancher Anfeindung ist ihm doch zu Theil geworden, wonach er gestrebt, wofür er die ganze Kraft

seines Geistes und die ganze Thätigkeit seines Lebens redlich eingesetzt — ein ehrenvoller Name bei den Zeitgenossen und der Nachwelt. Sein Werth wurde im Vaterlande erkannt und im Auslande. Unser verehrter Großherzog ertheilte ihm — neben andern Beweisen von Wohlwollen, Achtung und Vertrauen — das Ritterkreuz des Zähringer Ordens, später auch Titel und Rang eines geheimen Raths. Zum Oberbaudirektor war er bald nach seiner Anstellung ernannt worden. Die Theilnahme, welche Seine Königliche Hoheit bei der Nachricht vom Tode Ihres treuen Dieners bewiesen, ist gleich ehrenvoll für das edle Herz des Fürsten, wie für das Andenken des Hingeschiedenen.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Hessendarmstadt, der aus Weinbrenners Schule den trefflichen Architekten Moller erhalten, gab dem verdienten Lehrer das Commandeurkreuz des Verdienstordens. Mehrere andere Regenten kannten ihn persönlich, und schätzten in ihm den Menschen und den Künstler. Auch erhielt er vielfache Beweise ihres Wohlwollens.

Er rühmte sich jedoch nie der Gunst und der Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, so gern er auch von seinen Arbeiten sprach. Nur in diesen wollte er geehrt seyn.

Nicht Viele mögen einer so großen Zahl von Freunden und Verehrern sich rühmen, wie Weinbrenner sie allenthalben (in Deutschland, der Schweiz, Italien ꝛc.) besaß. Mit einigen derselben (Voß, Klüber ꝛc.) stand er, wiewohl nicht in regelmäßigem, Briefwechsel.

Früh verlor er seine Gattin, die treue, sorgsame Gefährtin seines Lebens. Sie hinterließ ihm zwei Töchter in noch zartem Alter. Mit seltener Zärtlichkeit hing er an seinen Kindern, und wendete alle Sorgfalt auf ihre Erziehung.

Seine Lebensweise war höchst einfach. Die Stunden des Tages gingen meist über seinen Arbeiten hin. Bei Tische verweilte er kurz, und nur selten konnte man ihn bereden, eine kleine Spazierfahrt zu machen, oder einen Gang im Freien. An schönen Abenden brachte er wohl mitunter eine Stunde in seinem Garten zu, oder er ließ sich vorlesen — meist aus Schriften über Kunst und Alterthum, oder über Denkwürdigkeiten der Zeit.

Gewöhnlich versammelte sich bei ihm, in den Abendstunden, ein bald kleinerer, bald größerer Kreis von Freunden und Bekannten, worunter sich fast immer junge Künstler befanden. Die Unterhaltung war frei und ungezwungen. Er scherzte und erzählte gern. In der Zeichnung drollichter und komischer Begebenheiten war er oft originell, und wußte sie trefflich zu koloriren. Er liebte besonders eine kleine Spielparthie, die keine Aufmerksamkeit erforderte, und wobei das Gespräch sich heiter hin und her bewegen konnte.

In der letzten Zeit hatte aber auch diese Erholung ihren Reiz für ihn verloren. Er spielte nur noch mechanisch, und sprach dabei wenig; um seine sonst so heitere Stirne hatten sich die Wolken eines trüben Ernstes zusammengezogen, hinter denen die Sonne seines Lebens erlöschen sollte.

Sie ist erloschen, und traurig sieht manches Auge nach dem warmen, belebenden Strahl, der im kalten Hauche der Nacht verschwand.

Als Architekt hat er sich in seinen Bauwerken und Schriften bleibende Denkmäler gesetzt. Ein Geist, reich an Erfindung, eine äußerst glückliche Combinationsgabe, eine erstaunliche Leichtigkeit und Sicherheit, örtliche Schwierigkeiten zu besiegen, ein großartiger Styl, in welchem Symplicität mit antiker Grazie sich vereint; ein durch Studien klassischer Muster gebildeter Geschmack und eine genaue Kenntniß des Technischen, dies sind die Vorzüge, welche seinen Rang in der Reihe der deutschen Architekten bestimmen.

Sein Künstlername erbt sich zwar in keinem Sohne fort (der einzige, den er hatte, starb als Kind), aber in einem Neffen, den Bezirksbaumeister Johann Weinbrenner. Auch gehören zu seiner Künstlerfamilie noch zwei Neffen seiner Gattin, Aug. Arnold in Straßburg, und Paul Arnold in Mainz, so wie zwei Söhne seines Oheims, der Militairbaudirektor Arnold in Karlsruhe, und der Kreisbaumeister Arnold in Freiburg, welche sämmtlich aus seiner Schule hervorgegangen.

Als Anhang gebe ich hier die Verzeichnisse seiner Gebäude, seiner Schriften und seiner Schüler.

I.

Oeffentliche Gebäude in Karlsruhe.

Die Kanzlei.
Die Synagoge.
Das Theater.
Die Infanteriekaserne.
Die katholische Kirche.
Die evangelische Kirche.
Das Ständehaus. (abgeändert)
Die Ställe für die Cavallerie.
Zwei Pulvermagazine außer der Stadt.
Das Ettlinger Thor.
Das Mühlburger Thor.
Das Museum.
Das Rathhaus.
Das Schlachthaus.
Die Münze.
Einige Gewächshäuser im botanischen Garten.
Die Brunnen.

Zur Façade des Hoftheaters und zur Vollendung der Gallerie sind seine Risse vorhanden.

Privat-Gebäude ebendaselbst.

Das Palais der Herren Markgrafen mit Gartenhaus.

Die Gebäude im Garten der Frau Markgräfin Amalie.

Der Garten der Frau Markgräfin Friedrich.

Das General Beck'sche Haus (jetzt der Prinzessin Auguste).

Die neuen Privatgebäude auf dem Markte.

Das Staatsrath Meyer'sche Haus.

Sein eignes Wohnhaus, nebst vielen anderen.

Oeffentliche Gebäude in Baden.

Das Conversationshaus.

Die Antiquitätenhalle.

Das Dampfbad.

Die Reservoirs mit Trinkhalle.

Das Pferdebad.

Privat=Gebäude ebendaselbst.

Das Sommerpalais des Herrn Markgrafen Leopold.

Das Sommerpalais der Königin von Schweden. (abgeändert)

Der neue Saal im Gasthofe zum Salmen.

Einige kleinere Gebäude.

Oeffentliche Gebäude anderwärts im Badischen.

Die Kirche in Scherzheim.

Die Kirche in Langensteinbach.

Mehrere Pfarr- und Schulhäuser.
Die Reitschule in Heidelberg.
Das Bad- und Gasthaus in Beyertheim.
Das Bad in der Hub.
Der Bertholdsbrunnen in Freyburg.
Mehrere Försterwohnungen.

Privat-Gebäude im Badischen.

Das Schloß Neueberstein bei Gernspach, für den verstorbenen Herrn Markgrafen Friedrich, ganz aus den Ruinen wieder hergestellt.
Das Landhaus in Rotenfels.
Das Landhaus in Bauschlott.
Das Landhaus in Katharinenthal bei Pforzheim.
Das Landhaus auf der Rheininsel Ritterheck.

Im Auslande.

Das Theater in Leipzig.
Landschloß für den General Miloradowitsch in der Krimm.
Landhaus Mainau bei Straßburg.
Das Gewächshaus in Hechingen.
Das Bibliotheksgebäude in Göttingen. (eingerichtet)
Das Gaup'sche Haus in Stuttgart.
Mehrere Gefängnisse im Hannöver'schen.
Mehrere Gebäude in der Schweiz, bei Düsseldorf, Straßburg ꝛc.

Monumente.

Das Monument des Generals Dessaix bei Straßburg.

Das Monument des Generals Beaupuis.

Monument für den Erbauer von Karlsruhe.

Folgende Denkmäler wurden durch Kupferstich oder Steindruck bekannt gemacht, kamen aber nicht zur Ausführung:

Auf das Schlachtfeld von Leipzig.

Auf das Schlachtfeld von Belle-Alliance.

Auf Wieland.

Auf Schiller.

Auf den Frieden von Lüneville.

Auf Karl Friedrich.

Château trompette, Nationaldenkmal nach Bordeaux.

Monument Napoleons, projektirt auf die abgetragene Magdalenenkirche in Paris. (Seine beiden vorzüglichsten.)

Monument auf Nelson.

— — — den General Kleber.

— — — Herder.

— — — Kant.

— — — Göthe.

Er fertigte noch eine Menge Bauriße für Fürsten und Privatpersonen, von deren Ausführung uns nichts bekannt geworden.

II.

Schriften und Zeichnungen.

Ueber die wesentlichen Theile der Säulenordnungen. Mit 6 Kupfern. Stuttgart 1809.

Ueber Theater, besonders über das neue in Karlsruhe. Ebendas. 1809. Mit 3 Kupfrn.

Zeichnungslehre. 1810. Ebend. Mit Kpfrn.

Optik. 1811. Ebendas. Mit Kpfr.

Ideen zu einem deutschen Nationaldenkmal auf das Schlachtfeld bei Leipzig. Karlsruhe 1814. Mit Kupfer.

Perspektivlehre. 1s und 2s Heft. Mit Kpfr. Stuttgart 1817.

Ueber Form und Schönheit. 1819. Mit Kupfer. Ebendas.

Ueber architektonische Verzierungen. M. Kpfr. 1820. Ebendas.

Vorschlag zu einem Monument auf das Schlachtfeld von Belle-Alliance. Mit Kupfr. Karlsruhe 1820.

Projektirte und ausgeführte Gebäude, 1s Heft, Garten der Frau Markgräfin Friedrich. Mit Kpfr. Karlsruhe 1822.

Restaurationen antiker Gebäude, 1s Heft. (der schöne Saal nach Lucian, das Bad des Hippias, die Ruinen des Römerbades in Badenweiler). Mit Kpfr. Karlsruhe 1822.

Perspektivlehre, 3s bis 6s Heft. Mit Kpfr. Stuttgart 1824.

Ueber Säulenordnungen, den Gebrauch der Säulen, Eintheilung und Aufführung der Gebäude. Mit Kpfr. Stuttgart 1825.

Plan der Stadt Kalsruhe, in der Einfassung perspektivischer Ansichten der vorzüglichsten Gebäude.

Die meisten seiner gedruckten kleinen Schriften, z. B. über die Katakomben, über einen römischen Brunnenstein bei Baaden, über Denkmäler auf Schiller, Wieland, Kant, Herder ꝛc., stehen im Morgenblatt; einige im hannöverschen Magazin, im Abendblatt ꝛc.

Außerdem sind fertig, aber nicht ausgegeben, von ausgeführten und projektirten Gebäuden:

Der Garten der Frau Markgräfin Amalie, in 13 lithograph. Blättern, mit Text.

Das Ständehaus, und Rath- und Ständehaus verbunden, mit Text.

Das projektirte und das ausgeführte Rathhaus. (fehlt noch der Text, wie bei den beiden folgenden.)

Die katholische Kirche.

Die evangelische Hauptkirche.

Von Restaurationen:

2tes Heft, das Mausoleum, das Grabmal des Porsenna und das Vogelhaus des Varro. Lithogr., mit Text.

3tes Heft, der ephesische Dianentempel und das Zelt des Ptolomäus Philadelphus. (noch nicht lithographirt.)

Vom architektonischen Lehrbuche liegen im Manuscript, nebst den lithographirten Zeichnungen:

Die Lehre über Fertigung der Treppen.

Die technische Lehre von den Schreiner-, Glaser- und Schlosserarbeiten.

Die Holzkonstruktion. Die Platten sind bereits auf Stein gezeichnet, aber noch nicht abgedruckt.

III.

Schüler Weinbrenners.

Escher in Zürich.
Vierordt.
Arnold in Straßburg.
Arnold in Straßburg.
Arnold in Carlsruhe.
Morell in Augsburg.
Voß in Offenburg.
Medicus †
Hodel †
Moller in Darmstadt.
Stadler in Zürich.
Schwarz in Bruchsal.
Burnitz in Frankfurt.
Stähle in Basel.
Huber in Basel.
Lumy in Freyburg.
Bertsch in Gotha.
Heiß in Carlsruhe.
Oehl in Rastatt.
Daug in Würzburg.
Hinkel †
Büchler †

Dyckerhoff in Mannheim.
Streib in Coburg.
Waldmann in Constanz.
Bils †
Itzig in Berlin.
Arnold in Carlsruhe.
Knapp in Bonn.
Dorville †
Thiery †
Köbel in Rom.
Weinbrenner in Baaden.
Frinz in Lörrach.
Uhlenfelder.
Fersenfeld in Hamburg.
Koch †
Gaßner in Carlsruhe.
Arnold in Straßburg.
Weber in Bruchsal.
Lerch in Darmstadt.
Hübsch in Frankfurt.
Weißhaar in Donaueschingen.
Weissenburg in Rom.
Heger in Darmstadt.
Döring in Carlsruhe.
Henneberg.
Lang in Carlsruhe.
Berger in Freyburg.
Berkmüller in Rom.
Küntzle in Rom.
Hellner in Hannover.

Chateauneuf in Hamburg.
Petersen in Hannover.
Vögeli in Zürich.
Berri in Paris.
Geyer in Mainz.
Hengst in Anhalt-Köthen.
Off.
Lerch in Darmstadt.
Geyer in Mainz.
Fischer in Carlsruhe.
Bayer.
Arnold in Mainz.
Zais in Wiesbaden.
Buttmann in Meiningen.
Brandt in Hanau.
Feer in Zürich.
Ninger in Carlsruhe.
Krönke in Darmstadt.
Kluck in Münden.
Schumann in Münster.
Karstens in Reval.
Peipers in Paris.
Ebeling in Hannover.
Lendorf in Carlsruhe.
Haller in Bern.
Maler in Carlsruhe.
Hänle in Weilburg.
Thiery in Carlsruhe.
Vogel in Zürich.
Heuchler in Freyburg.

Nasor in Worms.
Williard in Carlsruhe.
Crone in Münster.
Eisenlohr in Freiburg.
Moßbrugger in Constanz.
Andreä in Hannover.
Dittmar in Darmstadt.
Boos in Weilburg.
Wimpf in Weilburg.
Hammelmann in Hamburg.

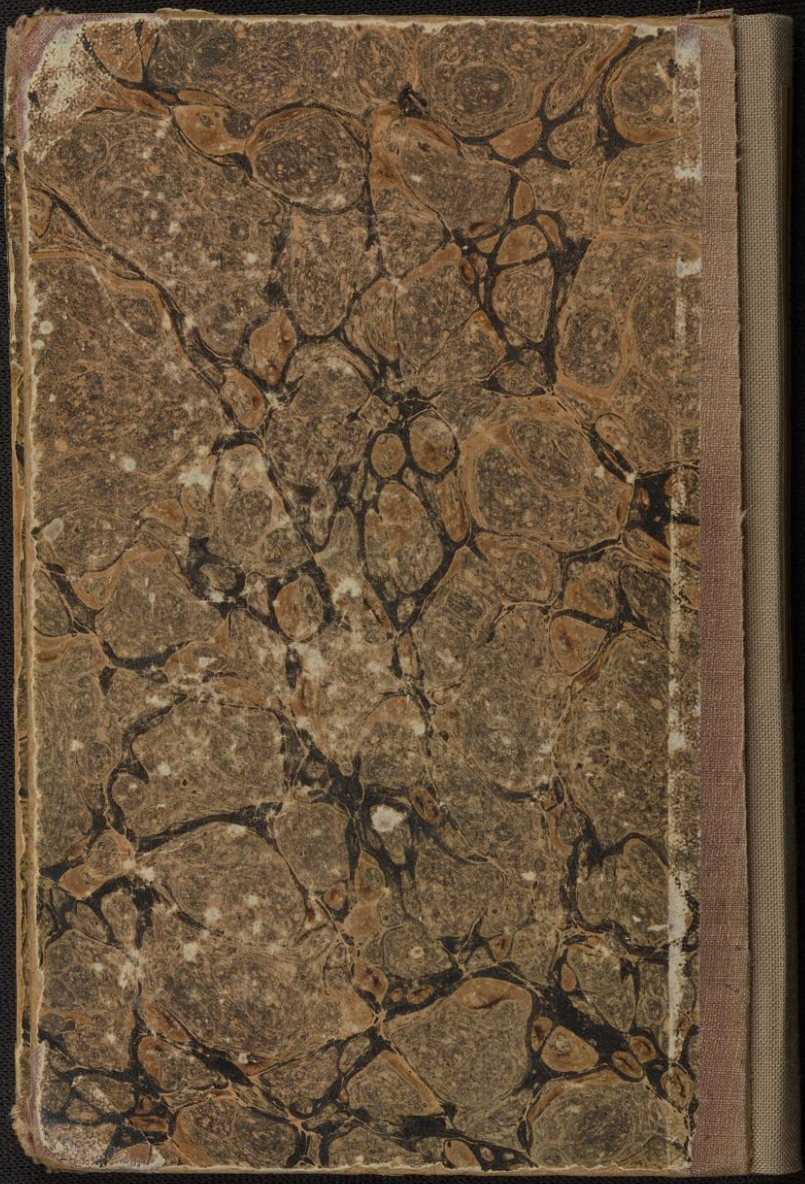
Badische Landesbibliothek

S iH 26

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

BLB Karlsruhe
46 93605 7 031

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg



BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg